Robert Foltin studierte Sprachwissenschaft und Philosophie und schreibt meistens Bücher über autonome Theorie und soziale Bewegungen.

Robert Foltin

Die Rote Garde in Wien

edition grundrisse

Wien 2016
edition grundrisse
Copyleft: GNU-Lizenz für freie Dokumentation

Cover-Foto: Andrea Salzmann
Umschlaggestaltung: Juma Hauser / karl*kaspar gestaltungsbüro
Satz und Layout: Julia Marx / karl*kaspar gestaltungsbüro

ISBN 978-3-9501925-7-5

edition.grundrisse@gmx.net
robertfoltin.net

I.

Die Pistole

Viele Menschen, die meisten von ihnen Soldaten, strömten aus den Waggons auf den Bahnsteig und schließlich in die Halle des Südbahnhofs. Ein Zug nach dem anderen spuckte sie aus. Lokomotiven pfauchten. Es war der 4. November, der erste Tag, an dem nicht nur Deserteure und Soldaten auf Urlaub eintrafen, sondern auch Heimkehrer. Noch nicht die von der Front. Einige hatten frisch geputzte Mäntel, Hosen und Schuhe an, andere zeigten ihre schmutzigen Stiefel wie eine Trophäe. Manchmal war das Feldgrau der Mäntel, Jacken und Hosen staubig oder verschmiert mit lehmigem Schmutz. Keine militärische Ordnung mehr. Niemand trug Waffen, zumindest nicht sichtbar. Den Soldaten wurden sie bereits am Stadtrand abgenommen.

Lautes Sprechen, Schreien und Lachen auf Deutsch, Tschechisch und in anderen Sprachen gellte durch die Halle und vermischte sich zu einem Lärmteppich. Katharina glaubte selbst bei den Soldaten, die alleine durch die Halle schlurften, Freude darüber zu erkennen, endlich in Wien zu sein. Vielleicht schon zu Hause, vielleicht auf der Durchfahrt zu ihrem Heimatort.

Es war der erste Tag des Friedens und nirgends in der Stadt wurde gefeiert. Freude herrschte über das Ende des Mordens, aber keine Begeisterung. Eigentlich unerwartet hörte der Krieg einfach auf. Viele Soldaten hatten nach dem Zerfall der Monarchie eigentlich nichts verloren. Sie waren tschechisch-national, deutsch-national oder wollten einfach nach Hause.

Durch die Auflösung der Armee und das Ende des Krieges waren für viele Abreise und Ankunft zu überraschend. Junge

Männer waren entweder auf sich selbst konzentriert, in Gedanken schon auf dem Heimweg, oder sie verabschiedeten sich lautstark, manchmal auch nicht so laut von ihren Kameraden. Nur vereinzelt wurden Soldaten von Frauen abgeholt. Katharina war die Einzige, die allein hier war, andere sah sie zu zweit oder zu dritt oder in Begleitung von Brüdern, Vätern, Freunden oder Ehemännern. Meist waren es Offiziere, die von jemandem erwartet wurden.

Katharina wollte einen Zivilisten treffen, der ihr eine Waffe verkauft. Sie kannte ihn nicht, Josef hatte den Kontakt vermittelt. Der war der „Hausmeister" in der Halle, in der sich die „Föderation" traf. Und dieser Josef kannte wiederum die entsprechende zwielichtige Person.

Sie war in einer politischen Gruppe, die sich seit dem Sommer 1918 jeden Sonntag traf und informell „Föderation" nannte. Anarchistinnen und Anarchisten, jüdische Genossinnen und Genossen und andere. Alle sympathisierten mit der russischen Revolution, viele auch mit den Bolschewiki. Sie waren Arbeiterinnen und wenige Arbeiter, Invalide und Deserteure, die illegal in Wien lebten. Sie beteiligten sich an den Demonstrationen der letzten Tage und diskutierten die Notwendigkeit der Bewaffnung zur Verteidigung des Proletariats und die Möglichkeiten eines Aufstandes. Dabei ging es immer nur um Soldaten und Deserteure und nie darum, auch Frauen zu beteiligen.

Katharina hatte über den Kauf einer Pistole oder eines Revolvers nur mit ihren Freundinnen Franzi und Steffi geredet. Mit Franzi wohnte sie zusammen und Steffi war eine wichtige Person in der Föderation, obwohl viele Männer das nicht so sehen wollten. Katharina hatte vor, die Bewaffnung von Frauen demnächst als Antrag in der Föderation vorzubringen.

Der Verkäufer sollte auffällig sein, erkennbar als Invalider in einem Militärmantel über Zivilkleidern. Von hinten trat jemand an sie heran:

„Katharina?“

Sie drehte sich um. Zivilkleidung war unter dem Militärmantel nicht zu erkennen. Seine rechte Hand hatte der Mann an den Leib gedrückt und er konnte sie nur aus dem Ellbogen heraus hin- und herbewegen.

„Ja. Wie hast du mich erkannt? Servus.“

„Allein unterwegs, die Einzige ohne Hut und das Kleid elegant in Schwarz, nicht so wie üblich.“ So „elegant“ war das Kleid gar nicht. Ihr Gesicht wirkte trotz der leicht dunklen Schminke um die Augen burschikos, weil sie die Haare eng zusammengebunden hatte.

Sie verließen den Bahnhof in der langen Dämmerung des November, gingen einige Gassen stadteinwärts, dann ließ Egon Katharina an einer Ecke warten. Nach kurzer Zeit kam er wieder und hatte jetzt einen Koffer dabei. Sie betraten den verrauchten Raum eines Wirtshauses. Katharina folgte Egon durch den Gastraum, an der Schank vorbei in einen Gang. Im anschließenden hinteren Raum saß niemand. Die Luft war stickig, aber weniger verraucht. Sie setzten sich an einen der beiden Tische. Egon bestellte sich ein Bier, Katharina ein Achtel Wein.

Als der Wirt wieder weg war, legte Egon den Koffer auf den Tisch und machte ihn auf. Katharina sah fünf oder sechs Trommelrevolver verschiedener Marken. Sie nahm den Erstbesten in ihre Hand und ließ die Trommel kreisen. Auch zwei Pistolen waren im Koffer. Ihre Läufe waren schmäler und sie hatten keine Trommel.

Egon sah Katharinas Blick auf diese Stücke und sagte: „Eine Luger, Selbstladepistole. Das haben die meisten Offiziere, eine Ordonanzwaffe.“

„Ich will die“, sagte Katharina und nahm den Griff einer dieser Pistolen in die Hand und strich mit den Fingern ihrer anderen über den Lauf.

„Die ist aber ein bisschen teurer. Sie ist auch leichter. Eine richtige Frauenpistole“, lachte er. Egon fand das lustig, Katharina weniger. „Sie ist schneller zum Nachladen und einfach zu bedienen. Das Richtige für die Damen. Aber sie muss immer wieder geputzt werden, sonst ist die Gefahr groß, dass sie klemmt.“ Katharina gab ihm die Pistole. Egon zeigte ihr, wie sie zu laden sei. Er richtete sie gegen die Wand neben der Eingangstür. Katharina hatte nicht erwartet, dass er abdrücken würde, und reagierte nicht. Er entlud sie wieder und gab Katharina die Pistole und das Magazin. Sie steckte alles in die Tasche, dazu eine ganze Schachtel voll Patronen.

Sie wurden sich schnell einig über den Preis, beim Hinausgehen zahlte Katharina die beiden Getränke. Der Händedruck Egons zum Abschied war länger, als es Katharina recht war. Er war ihr unsympathisch, auch wenn sie ihn nicht kannte. Aber was sollte sie sich auch von einem Waffenschieber erwarten?

Auf dem Weg nach Hause in die Albertgasse griff sie immer wieder in ihre Tasche und betastete den Lauf und den Griff der Pistole. Würde sie sich sicherer fühlen, wenn sie geladen wäre? Es waren aber entweder zu viele Leute auf der Straße oder es war zu dunkel in den einsamen Gassen, um mit der Pistole zu hantieren.

Es gehörte in diesen Tagen schon zum Alltag, dass es im Stadtgebiet immer wieder krachte. Gerade an diesem 4. November schoss die Bahnhofswache am Nordbahnhof auf russische Kriegsgefangene, die hier hängen geblieben waren und einen Frachtenzug überfallen hatten, wie Katharina in den folgenden Tagen in den Zeitungen las.

*

In den letzten Oktoberwochen hatten sich die Ereignisse überstürzt. Am 16. Oktober gab Kaiser Karl sein Manifest zur Bildung eines Bundes unabhängiger Staaten heraus. Immer mehr

Nationen erklärten sich als nicht mehr zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörig. Aufstandsversuch und Generalstreik in Prag, Unruhen, Meutereien, Krawalle und Demonstrationen in Fiume, in Slawonien, in Zagreb und in Budapest. Am 21. Oktober wurde in Wien ein provisorischer Nationalrat für Deutschösterreich gebildet. Am 24. Oktober begann Italien am Piave eine Offensive gegen die Mittelmächte. Die Zeichen standen auf Zusammenbruch, auch wenn Wien noch relativ ruhig erschien.

Ab 30. Oktober gerieten mit den großen Demonstrationen auch hier die Verhältnisse in Bewegung: Am 30. und 31. Oktober wurden die politischen Gefangenen freigelassen, am 1. November gründete sich eine „Rote Garde", zwei Tage später die Volkswehr. Täglich fanden Demonstrationen statt und Offiziere wagten sich kaum mehr mit Rangabzeichen auf die Straße.

Am 3. November schließlich wurde zwischen Österreich-Ungarn und Italien ein Waffenstillstand geschlossen. Durch ein Missverständnis nahm die italienische Armee an, dass die Waffenruhe erst einen Tag später gültig wäre. So gerieten noch Hunderttausende österreichische Soldaten in Gefangenschaft. Auch weil niemand mehr kämpfen wollte.

Jakob und die Konterrevolutionäre

Vor ein paar Wochen war der Deserteur Jakob in Katharinas große Wohnung gezogen, die sie mit mehreren Genossinnen und Genossen teilte. Sie mochte ihn, vielleicht auch, weil er jung und politisch unbedarft war.

„Du hast doch eine militärische Ausbildung?“, fragte sie ihn. „Auch mit der Pistole?“

„Ja, natürlich, als Reserveoffizier …“

„Ich hab mir nämlich eine gekauft. Ich hab so ein Ding noch nie in der Hand gehabt. Kannst du mir zeigen, wie man damit schießt?“

*

Sie übten im Wienerwald. Das Schießen gefiel Katharina. Sie war ehrgeizig. Und sie war sehr gut und traf fast immer.

Am Abend landete Jakob bei ihr im Bett. Er war wirklich unbedarft. Aber er ließ sich zumindest etwas sagen und robbte nicht einfach über sie drüber. Sie spielten eine Zeit lang herum und sie vögelten. Er war ganz schnell fertig. So sind die jungen Männer. Sie schickte ihn in sein Zimmer. Es tat ihr fast leid, dass sie sich auf ihn eingelassen hatte. Womöglich war er jetzt verliebt. Sie hatte ihm aber klargemacht, dass sie mit Norbert zusammen war.

Der war seit ungefähr einem halben Jahr ihr Freund. Er arbeitete im Kriegspressequartier und war deswegen vom Fronteinsatz enthoben. In seiner Arbeit musste er die Meldungen, die von den Fronten kamen, zu täglichen Erklärungen zusammen-

fassen. Das wurde dann noch einmal von einem höheren Offizier begutachtet. Keine wirkliche Zensur. Die Meldungen kamen zwar von den unterschiedlichen Fronten, aber meistens so, dass kaum etwas verändert werden musste. Nur zusammengefasst. Die weitgehend vorgegebenen Formulierungen machten die Zeitungsmeldungen, die daraus entstanden, so langweilig.

Katharina hatte politisch nichts mit ihm zu tun. Er war kein Reaktionär, aber auch kein wirklicher Kriegsgegner, vermied aber den verbreiteten Begriff „Siegfrieden". Er wusste natürlich von ihren radikalen Aktivitäten, aber sie schienen ihn nicht zu interessieren. Er versuchte nie, Katharina zu überzeugen, aber auch sie hatte es aufgegeben, mit ihm zu diskutieren.

Vor einem halben Jahr verliebte sie sich nach einem Abend im Kaffeehaus in ihn. Anfänglich waren es die unglaublich erregenden Nächte, die ihre Beziehung ausmachten. In den letzten Monaten war der gegenseitige Drang nach körperlicher Liebe allerdings ziemlich eingeschlafen. Sie trafen sich zwar regelmäßig und schliefen in einem Bett, aber eigentlich war die Beziehung leer, weil sie sich so wenig zu sagen hatten. Immer öfter lagen sie nur nebeneinander und schwiegen sich an.

*

In der Nacht nach der Geschichte mit Jakob ergriff sie wieder einmal die Initiative: Sie umarmte und küsste ihn, als sie vor dem Bett standen. Sie war sich zuerst nicht ganz sicher. Das Küssen entflammte sie dann doch und sie spürte Norberts Glied an ihrem Körper. Schnell zogen sie sich aus und seine geschickten Hände und sein Mund an ihrem Geschlecht erregten sie. Sie konnte es kaum erwarten, seinen Schwanz in sich zu fühlen. Er stülpte sich einen Herrengummi über. Sie drückte ihm ihr Hinterteil entgegen, er schob sein Glied zwischen ihre Beine und dann in ihre Möse. Sie wollte leise bleiben, aber es gelang ihr nicht. Sie stöhnte laut, fast wie ein Schreien. Zum Glück waren

die Wände in Norberts Wohnung dick. Einer der schönsten Höhepunkte seit Langem, fast wie in der Anfangszeit. War das so, weil sie gerade mit Jakob geschlafen hatte?

Sie drehte sich weg, nicht nur, um zu schlafen, sondern auch, um Norbert nicht merken zu lassen, dass sich ihre Augen mit Tränen füllten. Es war so schön, und sie passten so überhaupt nicht zusammen.

*

„Die Konterrevolutionäre wollen uns morgen angreifen!“ Jakob war ganz aufgeregt. Am folgenden Tag, dem Sonntag, wollte sich ihre Gruppe, die „Föderation“, wieder treffen. Sie hatten schon einmal bewaffnete Reaktionäre in die Flucht geschlagen.

Danach relativierte er: „Na ja, vielleicht auch nicht. Die sind ja untereinander so zerstritten. Der Soucek will uns angreifen, aber der Reinsfeld ist dagegen.“ Katharina kannte die beiden Personen aus Jakobs Erzählungen. Reinsfeld war einer seiner Kommandanten, bevor Jakob aus dem Heer desertiert war, und Soucek war ein Staatspolizist. Als Jakob nach seiner Desertion auf der Flucht allein in Graz gewesen war, hatte er für Geld mit Soucek geschlafen. Katharina hatte ihn beim Überfall auf ihr Gruppentreffen gesehen, weil er sie und Jakob persönlich bedroht hatte.

„Jetzt reg dich nicht so auf. Was war jetzt wirklich?“

„Ich hab den Hacki getroffen, du weißt eh.“ Jakob kannte Hacki von der Schule und vom Militär. Er war jetzt bei dieser konterrevolutionären Gruppe. Mehr so ein Mitläufer.

„Also, der Hacki, er hat eh ein bisschen verwirrt geredet. Eben, dass der Soucek uns angreifen will. Ich glaub, weil er persönlich was gegen mich hat, weißt eh, wegen dem Warmsein. Und er hat den Hacki auf den nackten Arsch gepeitscht. Da hat sich das auch wieder gezeigt. Ich hab dem Hacki gesagt, dass der Soucek warm ist, aber er hat’s nicht geglaubt. Ja, ich weiß,

das ist gegen die Homosexuellen, aber ich hab's nicht so gemeint."

Ob sich der aufgeilt beim Peitschen? Katharina sagte nichts. „Jetzt gehen wir einmal in die Meiselstraße." Dort wohnten Steffi und Franz offiziell als „Paar", ihr Freund Jossel hielt sich dort als „U-Boot" auf, nachdem er aus einem Flüchtlingslager in Grödig geflohen war.

*

Steffi und Jossel nahmen die Bedrohung ihrer Versammlung nicht so wirklich ernst. Wachen sollten aufgestellt werden. Dann sprachen sie über Johann Soucek. Jossel war dabei gewesen, wie eine Horde von antisemitischen Buben auf der Straße David, einen seiner Freunde, erschlagen hatten. Die Polizei hatte die Täter festgenommen, aber dann war dieser Polizist Soucek gekommen und hatte dafür gesorgt, dass die Mörder wieder laufen gelassen wurden. Seitdem hegte er Rachegefühle gerade gegenüber diesem Staatspolizisten, weil er ein Drahtzieher hinter diesen konterrevolutionären Mördern war.

„Wir müssen Soucek demütigen", sagte Katharina, meinte es aber nicht ganz ernst: „Wir ziehen ihn aus und lassen ihn von seinen Freunden finden. Der soll sich schämen. Das ist ja fast eine gewaltfreie Aktion …"

Jossel war empört, er war aufgeregt darüber, dass einem Mörder nichts passiert.

„Wir machen es", entschied Steffi, „Katharina, du hast ja eine Pistole, ich nehme die von Jossel. Aber du gehst nicht mit, sonst bringst du ihn noch wirklich um. Und du kennst ihn ja, Jakob, und hast auch noch eine Rechnung offen mit diesem Arschloch."

Sie beschlossen, die Aktion am Abend des 11. November durchzuführen, einen Tag vor den großen Demonstrationen zur Ausrufung der deutschösterreichischen Republik.

*

Katharina stellte einen Fuß in die Türe, die Soucek wieder zudrücken wollte. Erstaunt schaute er in ihre Pistole. Er wich zurück, sie stieß die Tür auf und zielte weiter auf ihn. Jakob und Steffi drängten sich hinter ihr in die Wohnung. Sie bedrohte ihn von der Seite. Als er sich auf Katharina zubewegen wollte, befahl sie ihm, stehen zu bleiben. „Komm mir nicht zu nah!“

Sie befahl Jakob, ihn zu entwaffnen, was Soucek mit einigen widerwilligen Zuckungen über sich ergehen ließ. Jakob nahm ihm eine Pistole ab und holte Munition aus seinen Manteltaschen.

Steffi fragte Soucek, ob er befohlen habe, David umbringen zu lassen.

Daraufhin ließ der eine antisemitische Tirade los, die sich sowohl gegen die „Geldjuden“ wie auch die „Kaftanjuden“ richtete. Auch die Linken und Bolschewiken seien nur ein jüdisches Produkt. Steffi provozierte ihn mit der Äußerung, dass sie doch jüdische Bolschewiken seien.

Katharina befahl Jakob, Soucek an das Gestänge des Bettes zu fesseln. Er zog ihm den Mantel aus, drückte ihn in die Hocke und befestigte ihn mit einem Gürtel an der Eisenstange. Die unangenehme Stellung provozierte ein kurzes Stöhnen von Soucek. Katharina war sich nicht sicher, ob sie Lust empfand, weil sie Jakob kommandieren konnte oder weil sie diesen ekelhaften Typen demütigte. Der drohte damit, dass Hauptmann Reinsfeld gegen die Demonstration vorgehen würde.

Jakob fragte noch, warum er Hacki auf den nackten Arsch geschlagen habe. Er wollte damit wohl homosexuelle Lust andeuten. Das wäre nur dazu da gewesen, um ihn zum Mann zu machen, erklärte Soucek. Katharina schüttelte den Kopf und befahl Jakob, ihm die Hose herunterzuziehen. Es gefiel ihr, wie sich sein Unterkörper hilflos krümmte, als er versuchte, seine Blöße zu verbergen.

„Magst du ihn in den Arsch ficken?“, sagte sie und bereute es gleich danach wieder. Soucek schien eher zu erwarten, dass er geschlagen wird.

Bevor ihn Jakob knebelte, rief der noch: „Kümmert euch doch um Hacki, der hat Handgranaten gestohlen und will sie gegen die Republikkundgebung einsetzen!“

Sie verließen die Räumlichkeiten so leise es ging und zogen die Tür hinter sich zu. Kaum waren sie draußen, platzte es aus Jakob heraus: „Wir müssen Hacki aufhalten!“

Unterwegs diskutierten sie, was zu tun wäre. „Steffi, du informierst die anderen, damit wir morgen vorbereitet sind, wenn die Konterrevolutionäre wirklich angreifen. Die Rotgardisten sollen doch Munition mitnehmen.“ Eigentlich war ausgemacht, dass ihr Aufmarsch nur symbolisch sein sollte. Katharina schien sich an den Befehlston gewöhnt zu haben.

*

Sie ging mit Jakob zu Hauptmann Reinsfeld, weniger, um den Angriff auf den Aufmarsch zu verhindern, als um ihn dazu zu bringen, Soucek halb nackt zu finden. Vor der Villa entwaffneten sie zwei Wachen, die sich bis auf die Unterhose ausziehen mussten. Katharina war ganz begeistert, es lief alles so gut ab, weil sich die Konterrevolutionäre keine bewaffnete Frau vorstellen konnten.

In der Villa waren sie nur kurz. Im Vorraum bedrohten sie Reinsfelds Frau, im Wohnzimmer saß der Herr Hauptmann auf einem Sofa und rauchte. Er hatte Angst und stritt ab, gegen die Demonstrationen was vorzuhaben. Sie erklärten ihm nur, dass sie Soucek in dessen Wohnung festhielten, und schon waren sie wieder draußen. Sie mussten lachen, weil einer der Wachposten gerade über seine halb angezogene Hose stolperte, als sie vorbeiliefen.

*

Die Suche nach Hacki gestaltete sich schwierig. Katharina vermutete, dass er sich vielleicht in der Nähe des Anschlagszieles aufhalten könnte. Sie fanden ihn tatsächlich im Dunkel des Rathausparkes.

Jakob sprach ihn an, während sich Katharina unsichtbar im Hintergrund hielt. Und die beiden redeten. Und redeten. Hacki hielt eine Tasche umklammert, in der sich vermutlich die Handgranaten befanden. Was tut Jakob so lange herum? Er soll ihm doch endlich die Tasche wegnehmen. Katharina hatte genug, sie trat hinter Hacki und legte ihre Hände um seinen Hals, wie um ihn zu würgen, fühlte aber nur den rauen Stoff des Militärmantels. Hacki war aber so erschrocken, dass er kurz die Tasche locker ließ und Jakob sie ihm entreißen konnte.

Sie liefen davon. Aus einer gewissem Entfernung hörten sie Hacki lachen und rufen: „Ich hab noch welche umgehängt!“ Sie eilten zurück, aber er war verschwunden. Sie fanden ihn nicht mehr im Park und auch nicht in der näheren Umgebung.

*

Am nächsten Tag kam Katharina schon zu Mittag mit ihrer Freundin und Mitbewohnerin Franzi und Jakob in die Gegend um das Parlament. Wie zu erwarten war, trafen sie Hacki nicht. Genau genommen konnte er die Demonstrationen, die sternartig zum Parlament führen sollten, überall angreifen.

*

Tausende Menschen, Frauen und Männer, auch Soldaten in Uniform, zogen vorüber. Die Rote Garde marschierte von der Mariahilfer Straße herunter und stellte sich gegenüber dem Parlament auf. Während der Reden wurde von Revolutionären das Weiß aus einer rotweißroten Fahne herausgerissen. Es schien schon vorbei zu, weil viele Menschen bereits abgezogen waren.

Sie drängten sich mit einer Gruppe Rotgardisten auf die Parlamentsrampe. Hacki sahen sie auf der anderen Seite. Neben sich hörten sie das Splittern von Glas, aber sie drängten sich am Tumult beim Parlamentseingang vorbei, um Hacki zu erreichen. Katharina hängte sich bei Jakob ein, Franzi blieb zurück. Mit seiner freien Hand fuchtelte der mit Souceks Pistole über seinem Kopf herum. Das ist doch völlig überflüssig und gefährlich in dieser Menschenmenge! Das könnte doch Panik verursachen! Aber die Leute schienen es zu ignorieren. Sie beachteten wohl nur die Auseinandersetzungen beim Eingang des Parlaments.

In einigen Metern Entfernung stand Hacki und hatte seine Hände in den Taschen. Er lehnte sich gegen die Brüstung der Parlamentsrampe. Katharina löste sich von Jakob und blieb stehen. Sie griff in ihre Tasche. Inzwischen kannte sie die Handhabung ihrer Pistole sehr gut und entsicherte sie. Im nächsten Augenblick schoss sie auf Hackis Beine. Sie wollte ihn nur verletzen, außerdem die Brüstung dahinter treffen, um keine anderen Menschen zu gefährden.

Hacki griff sich an den Oberschenkel. Jakob stürzte auf ihn los, warf ihn zu Boden und entriss ihm die zwei Handgranaten, die er am Gürtel trug. Katharina sprang zu den beiden hin und steckte die Handgranaten, die ihr der neben dem sitzenden Hacki kniende Jakob reichte, in ihre Tasche. Dann brach die Schießerei los und Katharina warf sich neben vielen anderen auf den Boden.

Nach der Schießerei, sie dauerte etwa zehn lange Minuten, sah sie die blutige Hose von Hacki. Sie kramte in ihrer Tasche, ein Taschentuch war zu klein, so nahm sie ihren Schal, um ihm das Bein abzubinden. Jakob riss Hacki die blutverschmierte und zerrissene Hose auf. Der Schuss war offensichtlich nicht in den Schenkel eingedrungen, sondern hatte nur die Haut aufgerissen. Das Blut begann bereits zu stocken. Katharina drückte das Taschentuch auf die Wunde. Franzi war inzwischen zu ihnen

gekommen und die drei nahmen Hacki zu sich nach Hause mit. Die Wunde war harmloser, als es zuerst wirkte.

*

In der Albertgasse behauptete Hacki, dass er die Handgranaten doch nicht werfen wollte, er war nur so wütend auf seine Kameraden, die immer nur zurückwichen und nichts machten. Er hatte sie nur erschrecken wollen. Jakob fragte ihn noch mehrmals, ob er bei der Gruppe dabei war, die den Juden erschlagen hatte. Hacki antwortete aber nur ausweichend.

*

Am nächsten Morgen warfen sie ihn hinaus. Er sagte, er werde zu seinen Eltern nach Salzburg fahren.

Verhaftungen

Katharina hatte bei ihrem Freund Norbert geschlafen. Sie bog von der Alser Straße in die Albertgasse ein. An diesem Morgen erschien alles wie immer: die Geschäftigkeit eines beginnenden Tages. Bei der Überquerung des Albertplatzes konnte sie den Hauseingang zu ihrer Wohnung noch nicht erkennen.

Als sie auf der Höhe des Gaber-Schlössls war und aus ihrer Gedankenverlorenheit aufblickte, sah sie vor dem Haus, in dem sie wohnte, zwei Wachmänner in Uniform. Katharina blieb kurz stehen. Das musste zwar nichts mit ihr zu tun haben, sie bewegte sich dennoch nur zögernd weiter.

Da trat Jakob aus dem Haustor, die Hände auf dem Rücken. Zwei Wachebeamte folgten ihm. Dahinter erschien Johann Soucek. Katharina drehte sich weg. Sie wollte auf keinen Fall erkannt werden und versuchte, das Geschehen aus den Augenwinkeln weiter zu beobachten. Sie folgte ihnen in einigem Abstand bis zur Josefstädter Straße, wo sie in ein Auto stiegen.

Dort drüber, auch in der Albertgasse, war die Wohnung von Hilde und Johann Wertheim. Es war die Redaktionsadresse des *„Freien Arbeiters“*, der Zeitung der im Entstehen begriffenen *Föderation Revolutionärer Sozialisten „Internationale“* (FRSI). Hilde war eine der Herausgeberinnen. Sollte Katharina dorthin gehen? Oder zurück in ihre Wohnung? Sie entschied sich für Letzteres.

Schon bei der Türe traf sie auf Franzi. „Sie haben dich auch gesucht.“ Sie sagte das lauter als sonst und zitterte am ganzen Körper. „Sie haben die Tür eingetreten. Und dann sind sie durch die Zimmer gestürmt. Jakob haben sie zuerst gar nicht

gefunden. Sie sind nicht draufgekommen, dass in dem Kammerl auch wer wohnen könnt. Sie wollten schon wieder gehen, da hat ein Kieberer doch nachgeschaut. Der Zivile, der dabei war, hat dann gelacht. Jetzt hab ich dich, hat er gesagt."

„Das war Soucek, Johann Soucek."

„Und dann haben sie Jakob mitgenommen."

Gerade die Aufregung von Franzi bewirkte, dass sich Katharina ganz ruhig fühlte: „Setzen wir uns einmal hin und denken wir nach. Die haben Jakob bestimmt aufs Kommissariat gebracht. Nein, dann wären sie nicht mit dem Auto gekommen. Wir kennen ja Soucek, der mag uns einfach nicht." Katharina lachte über diesen harmlosen Ausdruck. „Was wird der mit Jakob machen? Ich hab geglaubt, der traut sich nicht mehr, uns was zu tun."

„Überhaupt trauen sich die Kieberer nichts mehr wegen der ganzen Soldaten auf der Straße. Und wegen der Roten Garde!"

Katharina dachte zuerst an Jakob und weniger an sich selbst. „Die Rote Garde soll ihn herausholen. Oder die Volkswehr. Gehen wir rüber zu Hilde und Johann?"

„Du kannst sowieso nicht da bleiben", sagte Franzi, „wir wissen ja nicht, ob die wiederkommen." Jetzt erst dachte Katharina daran, dass sie womöglich auch nicht mehr in die Arbeit gehen könnte, weil die Polizei sie dort finden würde.

Sie schauten bei den Wertheims vorbei, aber es war niemand da. Ihr nächstes Ziel war die Meiselstraße. Schon vor dem Haustor und auf dem kurzen Gang begegneten sie vielen Frauen, die sich laut und aufgeregt unterhielten.

„Steffi ist oben im Zimmer", sagte eine zu Katharina und Franzi. Sie waren oft genug auf Besuch, um bei den Nachbarinnen bekannt zu sein. Wie anders war das in ihrem Bürgerhaus. Dort verzogen sich alle hinter ihre Türen, waren möglichst still und taten so, als ob sie das, was in den anderen Wohnungen passierte, nichts anginge. Es kann schon unangenehm sein,

dass die Nachbarinnen alles wissen, wie in der Meiselstraße. Sie mussten auf den Gang, um auf den Abort zu gehen, und bei der Bassena wurde alles besprochen, was im Haus vorging. So wussten die meisten, wer wo auf Besuch kam, auch von den Männern, die aus- und eingingen, obwohl der Gatte im Feld war. Die Frauen zerrissen sich zwar das Maul darüber, trotzdem halfen sie sich, wenn es im Haushalt oder mit den Kindern notwendig war. Natürlich wussten alle von den politischen Aktivitäten von Steffi, Jossel und Franz, aber es störte niemanden.

„Franz ist trotzdem arbeiten gegangen", empfing sie Steffi in der offenen Tür, „Jossel haben sie mitgenommen."

„Ich war grad am Klo, als der Wirbel losgegangen ist. Ich hab alles nur gehört, was am Gang los war. Sie haben die Tür eintreten wollen, aber die Frauen aus dem Haus haben sie abgehalten. Überhaupt haben die Nachbarinnen in einer Tour die Kieberer sekkiert und mit ihnen gestritten. Dann hat Franz aufgemacht. Er hat sie nicht in die Wohnung lassen wollen. Sie haben seinen Namen gesagt und dass sie nichts von ihm wollen, sondern nur von mir. Ich bin eine Verbrecherin. Und dann haben sie sich reindrängt und haben Jossel gefunden. Ich bin dann hinaus zur Nachbarin ein paar Türen weiter. Da bin ich mit den Kindern in der Tür stehen geblieben und hab geschaut, während die Gundula weiter mit den Kieberern gestritten hat. Und die anderen auch. Es sind praktisch alle auf dem Gang gewesen. Den Franz haben sie dann weggeschickt in die Arbeit. Und den Jossel haben sie mitgenommen. Das ist gar nicht so leicht gegangen, weil der Gang voll war mit Frauen. Da haben sie die Bajonette aufgesteckt und sind durchgekommen."

„War bei euch auch ein Zivilist dabei? Bei uns war der Soucek da."

„Oarsch, der wollt uns!", sagte Steffi, „nein, der Soucek war nicht dabei."

Katharina wurde klar, dass es nicht um politische Sachen ging, sondern um ihre damalige Aktion gegen Soucek.

„So haben sie wenigsten einen nicht Heimatberechtigten abreisend gemacht“, meinte Steffi. „Wir müssen die Rote Garde einschalten. Die kennen wir doch gut.“

Rote Garde

Am Eingang der Stiftskaserne fragte ein gelangweilter Wachposten die drei Frauen, warum sie kämen. Katharina, Franzi und Steffi wollten Leo treffen oder sonstige von der Föderation, die sie kannten. Leo Rothziegel wurde wie andere erst am 30. Oktober aus dem Gefängnis entlassen und war ein gewählter Kommandant in der Roten Garde, aber auch eine wichtige Person in der FRSI.

Auf dem Hof kam ihnen Johann Wertheim entgegen und sprach sie gleich an: „Sie haben die Kommunisten verhaftet!"

„Du weißt es schon …?", wunderte sich Katharina.

„Ja, sie haben Franz Steinhardt und Elfriede Friedländer festgenommen. Es ist noch nicht klar, ob es dabei um die Sache beim Parlament geht oder um die Besetzung der Neuen Freien Presse."

„Sie haben auch unsere Leute festgenommen, den Jossel und den Jakob, uns zwei wollen sie auch noch", zeigte Katharina auf Steffi und sich.

„Ich glaub, die würden gerne noch mehr verhaften, der Leo und ich schlafen ja sicherheitshalber in der Kaserne, da trauen sie sich nicht herein. Wir haben das schon besprochen, Leo geht mit einer Deputation in die Liesl. Natürlich bewaffnet. Die dürfen keine Zeit haben zum Mobilisieren. Die glauben wohl, nach der Sache beim Parlament sind wir am Ende. Leo vergattert hier im Hof gleich einen Zug."

Immer mehr Männer kamen aus ihren Schlafsälen herunter. Leo begrüßte erfreut die drei Frauen.

Es wurden dann doch mehr. Über dreißig bewaffnete Rotgardisten mit zwei Maschinengewehren zogen schnell, fast im Laufschritt, die Mariahilfer Straße hinunter. Einige Zivilistinnen begleiteten sie, so auch Katharina, Steffi und Franzi. In den letzten Wochen waren immer wieder bewaffnete Gruppen durch die Stadt gezogen. Die Uniformen der Volkswehr, die auch die Rote Garde trug, erweckten beim Proletariat Vertrauen und kaum mehr Angst bei Bürgerinnen und Bürgern wie noch eine Woche davor. Es gab keine undisziplinierten Elemente mehr, die nur plündern wollten.

Auf dem Weg erzählten die Frauen, was heute Morgen bei ihnen vorgefallen war.

Die Rote Garde stellte sich in zwei Reihen gestaffelt auf der Elisabethpromenade auf. Die Linien wurden auseinandergezogen, um nicht ein einfaches Ziel zu bieten. An den Flanken wurden die Maschinengewehre aufgestellt. Die einzelnen Gardisten gingen hinter Bäumen und Mauerresten in Deckung und legten auf die Fenster des Polizeigebäudes an.

Leo führte eine Gruppe zum Eingang der Liesl. Katharina und Steffi ließen es sich nicht nehmen, bei der Deputation dabei zu sei, obwohl oder gerade weil sie gesucht wurden. Sie vertrauten auf die bewaffnete Drohung. Beim Eingang nahmen sie den zwei überraschten Wachsoldaten ihre Waffen weg. Einer wollte, dass sie ihre Namen angeben, wie es das Protokoll verlangte, was aber nur Gelächter hervorrief. Die beiden Frauen erschienen im Gegensatz zu den mit Gewehren ausgerüsteten Rotgardisten unbewaffnet. Katharina behielt die Pistole in ihrer Tasche.

Sie trafen den für die Gefangenen zuständigen Kommandanten in seinem Büro. Er telefonierte gerade. Leo zwang ihn, den Hörer aufzulegen, und verlangte, sofort die vier Gefangenen zu sehen. Zwei Wachmänner, die gerade den Gang entlangkamen, wurden entwaffnet und weggeschickt.

„Die sind überhaupt nicht mehr da, sondern drüben im Justizgebäude“, suchte der Kommandant nach einer Rechtfertigung.

„Wir beschießen die Liesl, wenn ihr sie nicht rausrückt“, drohte Leo noch einmal.

In dem Moment ging die Tür auf und ein Mann blieb im Eingang stehen. Katharina erkannte sofort Soucek. Auch der sah Katharina und Steffi. Er hatte sich wohl nicht vorgestellt, dass sich die beiden trauen würden, hierherzukommen. Der Kommandant machte ein paar Schritte in die Mitte des Zimmers, während Soucek in der Türe zwischen zwei Rotgardisten stehen blieb, die ihn aufhielten.

„Darf ich kurz mit unserem Kriminalbeamten reden?“

Er wartete nicht auf eine Antwort, sondern bewegte sich auf Soucek zu. Er beugte sich nach vorn, wie wenn er mit ihm flüstern wollte.

„Schnell in mein Büro“, sagte Soucek.

Er drückte die Gewehre der Posten auseinander und alle waren überrascht, wie schnell die beiden draußen waren.

„Da hast du uns was eingebrockt …“, hörten sie den Kommandanten noch sagen. Katharina umklammerte den Griff ihrer Pistole, um sie gegebenenfalls herausziehen zu können.

Leo legte seine Hand auf ihren Handrücken, um sie davon abzuhalten. „Jetzt ist es zu früh. Vielleicht brauchen wir sie noch als Überraschung.“ Katharina wurde klar, dass die Pistole nützlich sein konnte, weil die Gewehre ohne aufgesteckte Bajonette in diesen engen Räumlichkeiten nicht so gut zu verwenden waren.

Ob Soucek und der Kommandant verschwinden wollten, um Verstärkung anzurufen? Katharina und Leo sprangen zur Tür hinaus. Dort wurden der Kommandant und der Zivilist Soucek durch Rotgardisten festgehalten.

Der Uniformierte sagte: „Den Jakob Bruckbauer könnt ihr haben, Joseph Apfelbaum ist schon abreisend gemacht nach

Galizien“, Jossel stammte aus Lemberg, „vielleicht ist er noch am Nordbahnhof. Die Elfriede Friedländer und der Franz Steinhardt sind schon im Grauen Haus drüben. Sie können hier auf den Jakob Bruckbauer warten.“

Katharina und Leo folgten dem Kommandanten den Gang entlang. Soucek war es gelungen, in einem unbeachteten Augenblick zu verschwinden.

Vor einer Zellentür standen zwei Beamte. Jetzt konnten sie doch Jakob nicht im Stich lassen. Würde in der Zwischenzeit polizeiliche Verstärkung eintreffen? Sollten sie es auf einen Kampf ankommen lassen? Der Wachkommandant öffnete die Tür und ging hinein.

Jakob kam ihnen entgegen. Es blieb keine Zeit für Umarmungen, alle liefen sofort hinaus.

Katharina zog unten beim Eingang doch noch die Pistole aus der Tasche und machte sich den Spaß, die Wache damit zu bedrohen. „Wir hätten sie als Geiseln nehmen sollen“, lachte sie zu Leo hin.

Nach einem kurzen Disput beschlossen die Rotgardisten, zum Landesgericht zu ziehen. Katharina, Steffi und Jakob wollten zum Nordbahnhof. Franzi, die mit anderen draußen gewartet hatte, begleitete sie.

„Soll ich euch ein paar Rotgardisten mitgeben?“, fragte Leo.

„Wir sind bewaffnet“, sagte Steffi, die Jossels Pistole herauszog. „Einige wenige Rotgardisten sind keine echte Bedrohung und ohne sie fallen wir nicht auf.“ Und sie würden schneller sein. Sie beeilten sich, zum Praterstern zu kommen.

*

Die Rote Garde verzichtete auf den Aufmarsch vor dem Landesgericht, weil dort inzwischen Polizeieinheiten mit aufgesteckten Bajonetten auf sie warteten. Schließlich intervenierte der Soldatenrat für die beiden Gefangenen, forderte aber auch den

Rückzug der Roten Garde. Die Anklagen wegen „Hochverrats“ gegen Elfriede Friedländer und Franz Steinhardt wurden nach drei Wochen gerichtlich niedergeschlagen. Wahrscheinlich hätte ein solcher Prozess in dieser unsicheren Zeit, in der die weitere Entwicklung noch offen war, zu viel Aufsehen erregt und die Gefahr bewaffneter Auseinandersetzungen provoziert.

Nordbahnhof

Die Atemlosigkeit auf dem Weg zum Praterstern hinderte Jakob daran, genauer zu erzählen, wie es ihm ergangen war. Jossel sei kurz in seiner Zelle gewesen. Der habe ihm erzählt, dass sie eigentlich Steffi suchten und dass er abgeschoben werde. Dann war noch ein Bekannter bei ihm, der inzwischen Kriminalpolizist ist: Gustl, ein Sozialdemokrat.

Der Nordbahnhof war die direkte Verbindung zwischen Galizien und dem zweiten Bezirk. Viele Leute waren in der Halle, Soldaten, Männer, Frauen, Kinder. Unter den vielen tschechischen, slowakischen, polnischen und ruthenischen Menschen fielen jüdische auf, weil sie häufiger als andere in ihrer traditionellen Bekleidung unterwegs waren. Besonders die Männer mit Schläfenlocken, Hut, Bart und schwarzem Kittel. Auf einer Tafel stand, dass der Zug nach Lemberg gerade abfahren sollte. Sie wichen den Familien aus, stolperten und drängten sich durch die Menge und liefen von Gleis zu Gleis. Die Verbindung aus Polen war gerade angekommen und die Massen wälzten sich ihnen entgegen, sodass kaum ein Durchkommen war.

Der Zug war wie so oft nicht pünktlich und stand noch am Bahnsteig. An den Türen Menschentrauben, die letzten nicht Mitfahrenden drängten sich heraus, andere noch hinein. Die Waggons waren übervoll. Auch aus den Fenstern hängten sich die Menschen, winkten, schrien und gestikulierten denen am Bahnsteig zu. Steffi lief einige Schritte vor den anderen und schlängelte sich zwischen den Leuten durch. Katharina war kleiner als die Meisten am Bahnsteig, vor sich sah sie über den vielen

Köpfen den Rauch und Dampf der Lokomotive. Nach Steffi drängten sich Jakob und Franzi durch. Bei einem Transport von Deportierten war es wahrscheinlich nicht erlaubt, hinauszuschauen. Katharina versuchte zu erfassen, ob es weiter vorne ein Fenster ohne Menschentrauben gäbe.

Gerade als der Pfiff zur Abfahrt ertönte, hörten sie Steffi noch „Jossel“ schreien. Katharina sah weiter vorne zwei Fenster, die nur halb offen waren und aus denen sich niemand hinausreckte. Der Zug fing zu rollen an. Sie liefen weiter hinter ihm her, allen voran Steffi. Katharina sah kurz einen Kopf, der aber schnell wieder zurückgezogen wurde. Steffi hielt sich an einer geschlossenen Tür fest und rannte mit, bis sie stolperte und auf dem Bahnsteig zu liegen kam. Sie setzte sich auf und sofort kümmerten sich einige Frauen und Männer um sie. Die anderen drei eilten zu ihr hin und halfen ihr. Es war nichts passiert, nur ihre Finger waren schmutzig und Ellbogen und Knie waren wohl aufgeschürft.

Ohne Eile bewegten sie sich zurück, mitgetragen von den vielen anderen, die den Bahnsteig verließen.

„Die meisten Fluchtversuche gelingen beim Transport“, sagte Katharina. Bei dem Trubel der Abfahrt und der Ankunft der Züge konnte sie sich das gut vorstellen. Steffi zeigte keine Reaktion.

„Er hätte rausspringen sollen“, sagte Jakob.

„Wie denn das?“ Steffi schaute ihn verständnislos an.

„Er muss auf den Abort und dann versucht er, abzuspringen.“

„Wir brauchen uns doch nicht Gedanken darüber machen, was Jossel tun soll“, beendete Katharina Jakobs Spekulationen. „Vielleicht lassen sie den Zug gar nicht durch und er muss wieder zurückgeschickt werden.“

„Jossel kommt sicher nicht nach Lemberg. Da ist ja Krieg.“

Der Zug war angeschrieben mit dem Ziel Lemberg. Sie fragten einen Bahnbediensteten und der verwies sie wieder an

einen anderen. „Der fährt auf jeden Fall bis Przemyśl. Aber bis der ankommt, sind die Polen vielleicht schon in Lemberg.“ Letzterer schien offensichtlich ein Sympathisant der polnischen Sache zu sein.

„Vielleicht wird er an der neuen Grenze einfach aus dem Zug geschmissen. Die Wachmänner dürfen ja nicht weiter. Und woanders sind sie auf den Jossel sicher nicht neugierig.“

*

Sie fuhren mit dem 5er zurück und Jakob erzählte mehr von seinem Gefängnisaufenthalt: „Das war ganz komisch, wie der Gustl reingekommen ist. Ich kenn ihn ja, er sagt, er ist Sozialdemokrat und Pazifist. Er hat sogar gesagt, dass er nicht zur Volkswehr geht, weil er Pazifist ist. Und jetzt ist er bei der Polizei! Er sagt, dass man ihn überredet hat, damit die Polizei nicht so reaktionär ist.“

„War das gar kein Verhör?“

„Nein, der hat nur mit mir geplaudert. Er ist sofort kommen, wie er gehört hat, dass ich festgenommen bin.“

Katharina und Franzi schauten ihn skeptisch an. Steffi lachte: „Ein guter Polizist?“

„Nein, er ist wirklich von der Sozialdemokratie hingeschickt worden. Und er hat mich nicht ausgefragt! Er hat mir gesagt, dass ich beschuldigt bin, bei Gewalttätigkeiten am 12. November dabei gewesen zu sein. Er hat mir das aber nicht zugetraut, ich hab ihm ja schon nach der Demonstration erzählt, dass ich nicht als Rotgardist dort gewesen bin. Aber ich weiß nicht, ob uns sonst wer gesehen hat mit den Pistolen. Weil der Soucek auch dich gesucht hat“, zeigte er mit dem Kopf auf Katharina. „Ich habe dem Gustl nichts erzählt von unserer Aktion gegen den Soucek. Aber ich hab ihm gesagt, dass er reaktionär ist und ein Antisemit. Und dass er mit denen zu tun hat, vielleicht sogar der Chef ist von denen, die den David erschlagen haben.“

„Ein Kiwara ist kein Hawara“, sagte Katharina, „auch wenn er nett ist.“ Jakob protestierte noch mit einem „Aber …“, verstummte dann aber doch.

Vorerst fühlten sie sich sicher vor Soucek. Die Machtverhältnisse waren noch so, dass er es nicht wagen würde, gegen sie vorzugehen. Zumindest nicht in polizeilichem Rahmen.

„Entweder es kommt die Revolution oder wir alle landen im Gefängnis oder sind tot.“ Katharina nahm Jakobs Äußerung nicht ganz ernst und schaute ihn nur belustigt an.

Die Föderation Revolutionärer Sozialisten „Internationale“ (FRSI)

Katharina holte Steffi zu „ihrem“ Treffen, der sonntäglichen Versammlung, ab. Ihre „Föderation“ verstand sich jetzt als „Sektion“ des 14. und 15. Bezirks der FRSI, obwohl einige von ihnen nicht dort wohnten.

„Steffi, darf ich dir was Böses sagen? Seit wir in der FRSI sind, bist du nicht mehr so wichtig. Du hast die ganzen Buben unter Kontrolle gehabt auf den Versammlungen. Und jetzt sagst du kaum mehr was. Die Leute sind zu dir gekommen …“

„Ja?“

„Ich glaub, das hat mit dem Jossel zu tun.“

„Nein, es sind einfach mehr Leute da.“

„Mehr Männer!“ Die Heimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft oder von der Front veränderten das Verhältnis zwischen Männern und Frauen. „Ich glaub, das hat damit zu tun, dass du nur anerkannt warst, weil du die Freundin vom Jossel bist.“

„Das stimmt überhaupt nicht! Das hat überhaupt nichts mit Jossel zu tun. Ich bin halt einfach nicht so gut drauf“, sie machte eine Pause, „auch weil sie den Jossel abgeschoben haben.“ Katharina tat es leid, weil Steffi so betroffen war. Sie hätte es doch nicht so „böse“ sagen sollen. Sie verloren kein Wort mehr darüber.

*

Die FRSI war in Kasernengruppen, Sprachgruppen und Betriebsgruppen unterteilt. Sie war keine Partei, weil sich jede Partei früher oder später auf das Parlament orientieren und sich da-

durch gegen die Selbstorganisation der Arbeiterinnen, Arbeiter und Soldaten wenden würde. Seit dem 9. November 1918 erschien ihre Wochenzeitung „Der freie Arbeiter“ mit einer Beilage mit dem Namen „Die Rote Garde“.

Leo sprach von der Gründung der KPDÖ (Kommunistische Partei Deutsch-Österreich) am 3. November 1918 als *“Parteimacherei eines Geheimkonventikels“*. Die FRSI war im Gegensatz dazu eine Föderation. In ihr wurde den Arbeiterinnen und Arbeitern nicht ein Programm vorgesetzt, sondern dessen Inhalte konnten in fünf öffentlich zugänglichen Versammlungen diskutiert werden. Diese wurden natürlich dazu genutzt, für die Föderation zu werben. Bei diesen Treffen wurden zwar Reden gehalten, die bestimmte Punkte ausbreiteten, aber das Publikum konnte Einwände bringen, die auch berücksichtigt wurden und dadurch den Inhalt des Programms beeinflussten. Manchmal mehr, manchmal weniger. Durch den Aufbau von unten und weil kein fertiges Konzept vorlag, entstand so etwas, was von den Kommunistinnen und Kommunisten abschätzig „gar kein richtiges Programm“ genannt wurde.

In der FRSI konnte jede oder jeder Mitglied werden, auch wenn er oder sie bei anderen Organisationen war. Sie vereinigte verschiedene Strömungen wie die Linksradikalen, die im Jännerstreik aktiv waren, Syndikalisten und Syndikalistinnen um Leo Rothziegel, eine Gruppe tschechischer und polnischer Sozialisten und Sozialistinnen, jüdische Revolutionärinnen und Revolutionäre, die sich auch in der Poale Zion organisierten, und eine „Freie Jugend“, die sich aus Protest gegen die sozialdemokratische Politik im Krieg vom „Verband Jugendlicher Arbeiter“ abgespalten hatte. Obwohl sie dasselbe Ziel vertraten, eine soziale Revolution, wollte die KPDÖ nicht auf ihren Alleinvertretungsanspruch verzichten. Kommunistinnen und Kommunisten waren zumindest offiziell nicht Mitglieder in der FRSI.

„Die Arbeiterzionisten haben verstanden, dass man sich bei uns nicht unterordnen muss“, meinte Steffi. „Nicht wie bei den Kommunisten, wo nur zählt, was das Zentralkomitee sagt.“

Eine Versammlung am 28. November im Gasthaus „Zum Feldmarschall Laudon“ am Hernalser Gürtel leitete die Konstituierung der FRSI ein und legte das Tätigkeitsprogramm für die erste Zeit fest:

„Zweck der F.R.S. ist die Zusammenfassung aller revolutionär-sozialistischen Kräfte, deren Ziel die Verwirklichung des Sozialismus ist. Alle, die der Überzeugung sind, daß die Verwirklichung des Sozialismus nicht in eine ferne Zukunft zu verschieben ist, daß die heutigen gesellschaftlichen Bedingungen reif für ihn sind und daß nur das revolutionäre Bewußtsein der Klassen geweckt und entwickelt werden muß, schließen sich, unbeschadet ihrer Parteizugehörigkeit, der Föderation an.

Das Ziel ist die soziale Revolution, das heißt die Überführung des Grund und Bodens, der Produktions- und Verkehrsmittel aus den Händen der Kapitalisten in den Besitz der Arbeitenden. Wir erstreben die soziale Republik der Arbeitenden durch Abschaffung jeder Klassenherrschaft.

Wir lehnen jedes Paktieren mit den herrschenden Klassen ab und betrachten als unsere Aufgabe die Vorbereitung der selbständigen und zielbewußten Erhebung der arbeitenden Massen.

Die F.R.S. „Internationale“ stellt sich als nächstes Tätigkeitsprogramm:

1. Verbreitung sozialistischer Erkenntnis und Erweckung revolutionären Kampfwillens.

2. Nachweis der Nutzlosigkeit des Kompromisses mit den bürgerlichen Parteien.

3. Bildung von Propaganda- und Tatgruppen in den Betrieben und Kasernen.

4. Schaffung von sozialistischen Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräten.“

Katharina kritisierte die letzten beiden Punkte, weil dadurch die Frauen in den Mietskasernen und als wilde Siedlerinnen keine Vertretung finden würden. Viele Frauen arbeiteten außerdem in Geschäften und Kleinbetrieben, waren mit dem Durchbringen der Kinder beschäftigt oder lebten als Kriegerwitwen von wenig Geld.

Bei den Diskussionen im Vorfeld konnte sie zumindest erreichen, dass als Kompromiss, übrigens von Steffi eingebracht, „Arbeitende" verwendet wurde und nicht „Arbeiter". Katharina hatte nämlich in der Vorbereitung bei jeder Erwähnung des Wortes „Arbeiter" „und Arbeiterinnen" dazwischen gerufen.

Da die FRSI keine einheitliche Organisation war, wurden verschiedene Wege und Ideen für ein gemeinsames Ziel, den Sozialismus, akzeptiert.

Johannes Wertheim: *„Unser Ziel ist die soziale Revolution. Die Kräfte, die in Deutschösterreich in diesem Sinne tätig sind, sind zerstreut und zersplittert. Sie unbeschadet ihrer theoretischen Anschauungen in der Richtung auf das gemeinsame Ziel zusammenzufassen, ist Aufgabe der Föderation. Diese ist keine Partei: sie setzt sich aus Einzelmitgliedern, Gruppen, Sektionen, Verbänden und Parteien, die ihre Prinzipien anerkennen und im Sinne ihres Tätigkeitsprogramms zu arbeiten gewillt sind, zusammen. Sie ist der große Rahmen, in der sich alle Richtungen, die die Verwirklichung des Sozialismus erstreben, zusammenfinden können."*

*

Katharinas „Sektion" bestand schon länger, so waren bei ihnen noch immer mehr Frauen organisiert als in den meisten anderen Gruppen. Ihre größte Zahl erreichten ihre Treffen Anfang November. Einige Soldaten und Deserteure waren seither zur Roten Garde gegangen. Auch Leo kam nur zweimal vorbei, danach war er sowohl in der Roten Garde als auch im vorerst informellen Rat der Föderation aktiv. Andere gingen zurück

in ihre Sprachgruppen oder gründeten sie erst: polnisch und jiddisch.

Katharina wollte das Sonntagstreffen ihrer Sektion benutzen, um einen Antrag auf die Bewaffnung der Frauen einzubringen, und meldete sich als Erste:

„Liebe Kameraden, liebe Freundinnen. Wir leben in einer Zeit gewaltiger Umbrüche. Die Männer verschiedener Nationen haben sich über vier Jahre lang hingeschlachtet. Die bürgerlichen Feministinnen behaupten, dass wir Frauen friedlicher sind, weil wir die Kinder erziehen und nicht in den Krieg gehen. Aber das Mutterrecht, wie es vor Kapitalismus und Patriarchat bestanden hat, war nicht friedlich. Die Frauen mussten ihre Kinder mit Klauen und Zähnen verteidigen. Das Friedliche wurde uns aufgezwungen, so wie die Passivität und die vermeintliche Lustlosigkeit, wenn wir miteinander schlafen." Beim letzten Satz horchten die gelangweilten Männer auf. Die meisten wirkten desinteressiert, aber diese Bemerkung provozierte ein Tuscheln und Lachen.

„Die letzten Ereignisse haben gezeigt, dass die Macht des Proletariats nur durch das Proletariat selbst gesichert werden kann. Nicht umsonst haben bewaffnete Proletarier in Uniform die Rote Garde und die Volkswehr gegründet. Damit die Reaktion nie mehr triumphieren kann.

Im letzten Krieg haben wir Frauen nicht nur die Kinder versorgt, sondern wir haben auch jede Arbeit gemacht, die die Männer machen. Wir arbeiten in den Munitionsfabriken genauso wie auf den Märkten und in den Geschäften. Es waren die Frauen, die zuerst streikten, und wir Frauen waren die sogenannten Exzedenten auf der Straße und auf den Märkten."

Wir Frauen sind der kämpferische Teil des Proletariats. Aber uns wird es nicht erlaubt, bewaffnete Macht auszuüben. Darum stelle ich den Antrag, dass die FRSI bewaffnete Fraueneinheiten aufstellt.

Die bewaffneten Organisationen des Proletariats bestehen aus Soldaten, die aus dem Krieg zurückgekommen sind. Darum sind es Männer, die jetzt wieder die Waffen in die Hand nehmen und das Proletariat gegen die Reaktion verteidigen. Die Aufstellung eines Frauenbataillons wäre vorerst nur ein symbolischer Schritt, weil wir eine Minderheit sein werden. Aber es wäre ein Signal, dass wir kämpfen können wie die Männer und dass wir den Schutz der Männer nicht brauchen. Dieser gewaltige Schritt würde die Rolle der Frauen revolutionär verändern. Darum noch einmal: Unsere Sektion soll der FRSI vorschlagen, bewaffnete Frauenbataillone aufzustellen."

Es applaudierten nur wenige Frauen. Katharina wollte zuerst als symbolische Geste die Pistole auf das Pult legen, ließ es dann aber doch bleiben.

„Aber es ist doch die Natur der Frauen, dass sie Kinder kriegen", warf der Invalide Josef ein, „die Männer arbeiten und die Frauen … Die Frauen haben eine andere Beziehung zur Natur, sind friedlicher …"

„Josef, bist du ein bürgerlicher Feminist?", rief ihm Steffi zu und lachte.

„Aber Frauen arbeiten im Haus …" Die Leute lachten und Josef verstummte.

Jetzt meldete sich Jakob: „Es stimmt, dass Frauen nur bei uns in Europa friedfertig sind. Es gab Kleopatra und es gab die Amazonen." Jakob versuchte wohl zu erzählen, was er in der Schule gelernt hatte. „Frauen sind nicht von Natur aus friedfertig. Und es stimmt, dass die Frauen ein wichtiger Teil des Proletariats sind. Und es stimmt, dass die Frauen nicht nur jede Arbeit machen können, sondern auch wirklich machen. Und es stimmt, dass jetzt nur die Männer bewaffnet sind. Ich war früher dafür, dass die Frauen bewaffnet werden, weil wir zu wenig waren. Es hätte nicht genügt, wenn nur die Männer Waffen tragen würden. Aber es waren zu wenig Waffen da …" Jakob

stockte, weil er sich in einen Wirbel hineingeredet hatte. „Auf jeden Fall ist die Bewaffnung der Frauen nicht erste Priorität, denn wir haben jetzt genug Männer. Und genug Waffen. Und die Rote Garde."

„Im Bürgerkrieg werdet ihr dann zu wenig sein", rief ihm verärgert Katharina zu und setzte sich zurück in die erste Reihe.

Steffi rief nur: „Ich bin für ein Frauenbataillon!", meldete sich aber nicht zu Wort. Sie schien immer noch beleidigt zu sein über das, was ihr Katharina vor der Versammlung gesagt hatte.

Rudolf meldete sich und meinte, dass es wichtiger sei, über aktuelle Sachen zu sprechen wie die Eidverweigerung. Die Rote Garde und die „Revolutionären Soldatenräte" sprachen sich öffentlich in einem Flugblatt und in Artikeln dafür aus, den Eid der Volkswehr auf den „freien Staat Deutschösterreich" abzulehnen und dagegen auf die „Deutschösterreichische Republik" zu schwören. Denn die ursprüngliche Formulierung hätte bedeutet, dass sie jedes Regime, gegebenenfalls selbst einen Kaiser, verteidigen hätten müssen, den „Staat" und nicht eine demokratische Republik.

Katharina maulte: „Das ist Sache der Roten Garde und nicht von uns."

Rudolf betonte, dass es eine prinzipielle Frage über den Charakter des Staates sei. Franz unterbrach ihn: „Wir müssen noch über den Antrag der Genossin Katharina abstimmen. Wer ist dafür?"

Nur wenige Hände hoben sich. Steffi, einige andere Frauen, aber auch Jakob, obwohl er dagegen gesprochen hatte. Er wollte sich wohl bei Katharina Liebkind machen. Auch Agnes, Jakobs Cousine, die neben ihm saß, hob ihre Hand. Seit der Verhaftung von Jakob beteiligte sie sich an den Versammlungen ihrer Sektion in der Föderation. Katharina mochte sie ganz gern, obwohl sie, wie die meisten wussten, mit einem sozialdemokratischen Polizisten zusammen war.

„Die Polizei muss auch unterwandert werden“, hatte Katharina einmal zu ihr gemeint.

Dann wurde doch über die Eidverweigerung diskutiert. Die Vereidigung wurde schließlich von Unterstaatssekretär Julius Deutsch, dem informellen Chef der sozialdemokratisch dominierten Volkswehr, auf den 16. Dezember verschoben und die Eidesformel auf „Deutschösterreichische Republik“ abgeändert. Das „Volkswehrbataillon 41“, die Rote Garde, trat aber auch zu dieser Vereidigung nicht an. Leo ließ sie auf eine noch nicht bestehende „dritte Internationale“ schwören.

Am Ende der Versammlung wandte sich Katharina zu Steffi hin: „Wir müssen unbedingt eine Frauengruppe bilden!“

Die Frauengruppe

Die Frauen saßen um den Tisch im Wohnzimmer von Katharinas Wohnung: neben ihr Steffi, dann Berta, eine Redakteurin des „Freien Arbeiters“ sowie Ruth von einer linksradikalen Fraktion von Poale Zion. Sie war dabei, eine jiddische Gruppe in der FRSI aufzubauen. Schließlich stieß noch Franzi dazu, die ja hier wohnte. Es fehlte noch Hilde, auch sie eine Redakteurin des „Freien Arbeiters“.

Die vier unterhielten sich über die Abschiebung von Revolutionären, über die Verhaftungen in den letzten Tagen und Wochen und deren Freilassungen nach kürzerer oder längerer Zeit.

Katharina legte demonstrativ ihre Pistole auf den Tisch: „Wir sind gut bewaffnet.“ Sie ließ dabei offen, ob sie damit ironisch sie als Frauen meinte oder die Revolutionäre.

Die Tür wurde vorsichtig aufgeschoben, alle schauten hin, aber nicht Hilde, sondern Jakob schaute herein: „Ihr wollt unter euch sein?“, fragte der unsicher und wollte sich schon wegwenden.

Steffi: „Ja, nein, ja, eigentlich schon.“

„Du kannst uns einen Kaffee machen“, rief ihm Katharina zu und Jakob ging in die Küche.

Sie warteten noch ein paar Minuten, aber Hilde tauchte nicht auf. Katharina begann damit, die Runde formal einzuleiten: „Es geht nicht nur darum, dass wir als Frauen in unseren Gruppen weniger zu Wort kommen …“

„Außer wir nehmen uns die Waffen“, lachte Steffi.

„Sondern es geht auch darum, dass das weibliche Proletariat von den bisher bestehenden Gruppen und Zirkeln nicht wirklich erfasst wird. Wir als Sektion vom 14. und 15. Bezirk sind näher dran als die, die sich in den Betrieben organisieren und natürlich erst recht die in den Kasernen.

Wir Frauen arbeiten tagtäglich in unseren Wohnungen, wir gehen auf die Märkte, wir versorgen die Kinder. Und wir sind direkt vom Hunger betroffen. Oft kümmern wir uns dann auch noch um unsere arbeitslosen Männer."

„Ich sehe, Jakob tut inzwischen mehr im Haushalt?", lachte neuerlich Steffi. Sie nahm die formale Einleitung Katharinas in dieser kleinen Runde überhaupt nicht ernst.

„Und wenn es um die Frage der Preise für Lebensmittel geht, oder ob überhaupt Lebensmittel vorhanden sind, haben wir damit zu tun und nicht die Männer."

Jakob kam herein und brachte eine Schale Kaffeeersatz nach der anderen. Katharina wartete ab, weil die Tür immer wieder aufging. Dazwischen warf Ruth ein: „Mit einigen Frauen bei uns hab ich schon über Frauenforderungen diskutiert."

„Wir freuten uns wie viele über den Frieden", setzte Katharina fort, „viele glaubten, dass der Hunger vorbei sein würde. Aber der Zerfall der Monarchie hat neue Grenzen gebracht. Die Ungarn und Tschechen blockieren die Lebensmittel. Genauso wie die Bauern. Sie warten mit dem Verkauf, bis die Preise steigen. Und wir stehen erst am Anfang des Winters. Wir wissen ja aus den letzten Jahren, dass die größten Probleme mit der Ernährung erst im Frühling auftauchen. Die Arbeiter- und Soldatenräte sind schon sehr wichtig …"

„Die große Rede kannst du dir für die erste Versammlung aufsparen", unterbrach sie Berta, „du möchtest eine Organisation der Hausfrauen? Aber die haben keine Macht. Sie haben keinen Einfluss auf die Produktion und sie haben keine Gewehre."

„Lass mich doch einmal ausholen. Wer hat die ersten Kämpfe im Krieg geführt? Es waren die Frauen auf den Märkten. Aber krawallieren allein ist zu wenig. Die Frauen, wir Frauen hätten Kontrollausschüsse bilden müssen. In Selbstorganisation. Die Frauen wohnen ja nebeneinander und haben sich nebeneinander um Brot angestellt. Wir haben es jedes Mal irgendwelchen Ausschüssen der bürgerlichen Parteien überlassen, die sich dann mit dem Weiskirchner getroffen haben." Das war im Ersten Weltkrieg der Bürgermeister von Wien. „Und so konnten sie alles wieder unter Kontrolle bringen. Aber jetzt noch einmal: Im kommenden Hungerwinter ist es notwendig, im Gegensatz dazu eine revolutionäre Organisation der Hausfrauen zu bilden."

„Aber es waren doch die Frauen in den Betrieben …", versuchte wieder Berta zu unterbrechen.

„Gut, dass du das sagst. Wir sind alle für das Räteprinzip. Da wirst du wohl übereinstimmen? Wir waren immer auf der Seite der Arbeiterräte, die sich im großen Streik gebildet haben. Aber", Katharina machte ein Pause und niemand unterbrach sie, „aber die Räte sind nur noch sozialdemokratisch. Darum müssen wir Hausfrauenausschüsse bilden. Die werden von vornherein revolutionär sein. Weil sie direkt mit dem Hunger zu tun haben."

„Wieso glaubst du, dass Hausfrauenausschüsse automatisch revolutionär sind? Die Ausschüsse im Krieg ließen sich doch von den bürgerlichen Parteien über den Tisch ziehen. Warum sind die in Wien immer zum Weiskirchner gegangen?"

„Das, was ihr sagt, ist doch alles nur abstrakt", unterbrach sie Steffi, „es gibt die Organisation der Hausfrauen nicht. Und wir können sie auch nicht von außen und oben aufbauen."

„Aber mit den Soldaten ist es ganz schnell gegangen. Zuerst waren sie unterwürfig und jetzt sind sie die revolutionärsten von allen."

Steffi setzte fort, wo Katharina aufgehört hatte: „Es ist richtig, dass es um so etwas geht wie Hausfrauenausschüsse, ich würde sie ja Frauenräte nennen. Aber zuerst geht es darum, dass wir uns als revolutionäre Frauen organisieren. Katharina, du hast so oft *Wir* gesagt und dabei immer uns als revolutionäre Frauen oder Frauen der FRSI vermischt mit Frauen im Allgemeinen. Wir haben uns ja heute getroffen, nicht um revolutionäre Proklamationen abzugeben. Sondern wir wollen die Selbstorganisation der Frauen beginnen. Und wir müssen konkret bei uns anfangen.

Zuerst organisieren wir eine Frauenversammlung der Revolutionäre. Nicht nur von denen aus der Föderation. Das ist der Ausgangspunkt, von dem aus wir uns verbreitern können. Dann können wir auch damit anfangen, in den Bezirken Frauengruppen oder Frauenräte aufzubauen.“ Steffi dachte wie so oft sehr praktisch.

„Eigentlich sollte dazu ein Artikel im Freien Arbeiter erscheinen. Den musst du schreiben“, wandte sich Franzi an Katharina, „und möglichst noch vor unserem Treffen.“

Jetzt warf Berta wieder ein: „Das ist doch alles noch nicht entschieden. Ich verstehe noch immer nicht, wieso sich eigens Frauen organisieren sollen. Wenn Frauen Proletarier sind, sind sie auch in den Arbeiterräten …“

„Das stimmt doch nicht, die Arbeiterräte sind doch alles Männer und Sozialdemokraten“, unterbrach sie Katharina.

Berta ließ sich nicht beirren: „Dazu ist keine Frauenorganisation notwendig. Selbst wenn sie jetzt am Ende des Krieges arbeitslos geworden sind, bleiben sie als Revolutionäre in ihren Betriebsgruppen. Vorbildhaft dabei sind die entlassenen Frauen aus dem Arsenal. Das sind die Proletarierinnen, die Hunger leiden, und nicht die Bürgerinnen und Beamtinnen in den inneren Bezirken. Die Proletarierinnen müssen sich als Arbeiter organisieren und nicht als Frauen.“

Warum bist du dann überhaupt gekommen!, wollte sie Katharina fast schon fragen, unterließ es dann aber.

Steffi übernahm wieder die Initiative: „Wir bilden keine Gruppen außerhalb des Proletariats. Sondern wir organisieren das weibliche Proletariat. Wenn dir das männliche Proletariat so wichtig ist, tu dort was, wo es dir wichtig ist.“ Steffi sprach das aus, was sich Katharina nur gedacht hatte: Berta sollte zumindest den Aufbau von Frauenräten nicht behindern.

„Für mich stellt sich eine andere, eine zusätzliche Frage“, ergänzte Steffi. „Wir sollten versuchen, auf das Programm der Föderation einzuwirken. In der jetzigen Form werden Frauen praktisch ausgeschlossen. Der dritte Punkt der Erklärung *Bildung von Propaganda- und Tatgruppen in den Betrieben und Kasernen* müsste durch Wohnbereiche ergänzt werden oder so etwas Ähnliches und neben den sozialistischen Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräten sollten Frauenräte eingeführt werden.“

Berta, die zum Schluss nur noch mit verschränkten Armen dagesessen war, erklärte, dass sie jetzt gehe. Trotz des vorhergehenden Streits verabschiedeten sich alle freundlich von ihr. Katharina umarmte sie sogar.

Als sie weg war, bemerkte Steffi: „Das fängt ja gar nicht gut an.“

„Und mit einem Artikel im Freien Arbeiter wird es wohl auch nichts, Hilde ist ja auch nicht gekommen“, ergänzte Franzi, „und von den Männern ist schon gar nichts zu erwarten.“

Zu viert saßen sie noch zusammen und entwarfen den Text für ein programmatisches Flugblatt:

„Proletarierfrauen!

Der Kapitalismus und die Herrschaft der bürgerlichen Klassen haben uns den Krieg aufgezwungen und uns Elend, Arbeitslosigkeit und Hunger gebracht. Wir als Proletarierinnen leiden noch mehr darunter als die Männer. Wir arbeiten genau so viel wie diese und bekommen weniger bezahlt oder wurden inzwischen wieder entlassen.

Wir Proletarierfrauen machen aber noch mehr. Wir kümmern uns um die Lebensmittel. Wir stellen uns auf den Märkten an. Wir müssen dicht gedrängt in kleinen Wohnungen leben. Und wir versorgen die Kinder.

Wir unterstützen die Aktivität der Arbeiter- und Soldatenräte.

Aber wir fordern auch:

die Bildung von Frauenräten.

die Aufbringung und Verteilung der Nahrungsmittel unter Kontrolle der Frauenräte.

die Verteilung von Kleidung und Wohnungen durch die Frauenräte.

Das erreichen wir durch direkte Aktionen der Arbeiterinnen und der Arbeiter auf der Straße und in den Fabriken.

Die heutigen wirtschaftlichen Bedingungen sind reif für den Sozialismus. Unser Ziel ist die Beseitigung des Hungers des Proletariats. Das ist aber der erste Schritt, das Ziel ist die soziale Revolution, die soziale Republik der Arbeiterinnen und Arbeiter durch die Abschaffung jeder Klassenherrschaft.

Wir sehen unsere Aufgabe darin, die selbständige und zielbewußte Erhebung der Proletarierfrauen als Teil einer Erhebung der arbeitenden Massen einzuleiten.

Das Komitee der revolutionären Proletarierfrauen.

Steffi wollte das Hinterzimmer im „Sittl“ reservieren. Katharina meinte, über Leo werde es wohl möglich sein, Kontakt zu einer Druckerei herzustellen. Und im Notfall könnten sie immer noch Franz aus der Meiselstraße fragen. Der sollte doch die entsprechenden Verbindungen haben.

Katharina suchte Jakob in der Küche und in seinem Zimmer, aber der war nicht mehr da. Als Rotgardist war er wahrscheinlich in die Stiftkaserne gegangen. Er schlief in den letzten Tagen immer seltener in der Albertgasse.

Leo

Katharina wollte noch am selben Abend Leo in der Stiftkaserne treffen. Es war ja noch nicht so spät. Weil sie nicht das erste Mal da war, kannte die Wache sie schon. Es gab zwar immer wieder Stimmen, die den Zugang für Frauen verbieten wollten, um die Disziplin nicht zu gefährden, aber das konnte sich nicht durchsetzen. Der Kerl beim Eingang meinte, dass Leo wahrscheinlich noch im Büro der Kommandanten sei.

Katharina klopfte an. Leo war sichtlich erfreut über ihren Besuch. Sie war erst wenige Sekunden im Zimmer, als durch die offene Tür Egon „Genosse Kisch“ hereinrauschte. Während der große Leo eher ein ruhiger Mensch war, redete der klein gebaute Egon recht viel. Letzterem eilte der Ruf voraus, gegenüber Frauen aufdringlich zu sein. Er könne sich das erlauben, weil er als Journalist schon eine kleine Berühmtheit war. Andere Männer beneideten ihn, weil sie meinten, dass er bei vielen Frauen im Bett lande.

„Schön, dass du uns besuchst. Was meinst du, Leo?“

Katharina störte der anzügliche Blick nicht, weil sie Egon ja schon kannte.

Sie machte sich mehr Gedanken darüber, wie sie ihr Anliegen vorbringen konnte. Beide waren wichtige Personen in der Roten Garde und in der Zeitung „Der freie Arbeiter“. Während Egon lieber journalistische Artikel verfasste, waren die Beiträge Leos umstürzlerisch und pathetisch. Katharina meinte, eine ähnlich revolutionäre Ader zu verspüren wie er. Im Krieg waren einige Male Leos Beziehungen zu Setzereien und Druckereien

ausschlaggebend für die Veröffentlichung von Flugblättern gewesen.

„Du schreibst doch auch für den Freien Arbeiter. Ich, das heißt: wir haben ein Anliegen. Wie soll ich das sagen?“

„Was hast du für eine revolutionäre Forderung? Wir schicken dir gleich die Rote Garde“, lachte Egon.

„Wir wollen eine Gruppe gründen. Und wir brauchen eine Möglichkeit, Einladungen zu drucken.“

„Ich habe jetzt keine solche Beziehungen mehr“, sagte Leo, „das ist alles vor meiner Haft gewesen. Jetzt wird der Freie Arbeiter in der Produktionsgenossenschaft gesetzt und gedruckt. Da musst du entweder Hilde oder Berta fragen oder ihr geht selbst hin. Ich nehme an, das Finanzielle habt ihr geklärt?“

„Uns geht es nämlich darum, die proletarischen Frauen zu organisieren. Wir wollen ein Treffen von Revolutionärinnen machen, als Kern für in Zukunft entstehende Frauenräte. Ich sehe es als Mangel an, dass das bis jetzt von der Föderation noch nicht realisiert wird. Wir können die Frauenfrage doch nicht der Sozialdemokratie überlassen. Und erst recht nicht dem bürgerlichen Feminismus.“

„Das ist ausgezeichnet. Genau das fehlte uns noch.“ Katharina wunderte sich über die Zustimmung von Egon. „Wenn sich Frauen ohne uns organisieren, können wir endlich trinken auf unseren Versammlungen.“ Natürlich wurde auf den Versammlungen Alkohol getrunken, wenn auch selten im Übermaß. „Wenn sich Frauen ohne uns organisieren, können wir endlich Herrenwitze machen. Wenn sich Frauen ohne uns organisieren, können wir nachher ins Puff gehen.“ Egon zögerte und spielte Nachdenklichkeit. „Aber dann passen uns die Weiber mit ihren Flinten vor dem Puff ab.“ Egon hatte offensichtlich davon gehört, dass Katharina die Bewaffnung der Frauen gefordert hatte. „Und wer weiß, wenn die Frauen gleichberechtigt sind, sind sie uns womöglich gleich überlegen.“

Da musste sogar Katharina lachen.

„Geh zum Franz“, sagte Leo, „du weißt ja, der hat unsere ersten Sachen in der Nacht drucken lassen.“

Katharinas Aufbruch nutzte Egon, um Goethe zu zitieren: „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?“

„Da hast du dir das falsche Zitat ausgesucht: Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehen.“

Demonstrativ gab sie dem überraschten Leo einen Kuss auf den Mund und ignorierte Egon.

„Ich geh dann“, sagte der und rauschte davon, wie er gekommen war.

„Vielleicht treffen wir uns einmal, aber nicht hier in der Kaserne.“ Katharina war erfreut über das Angebot von Leo. Sie schlug das Kaffeehaus Parsival vor, ganz in der Nähe ihrer Wohnung.

*

Es gelang vorerst nicht, eine Druckmöglichkeit aufzutreiben, die Versammlung der Frauen wurde auf das Jahr 1919 verschoben, auch weil die Zeit zur Vorbereitung und Ankündigung zu kurz gewesen wäre. Franzi meinte zwar, dass es in dieser Hungerzeit keine echten Ferien gäbe, trotzdem wurde der Jänner vorgezogen. Auch weil Steffi vorhatte, zu Weihnachten nach Salzburg zu fahren.

*

Am letzten Samstag vor Weihnachten traf sich Katharina mit Leo im Kaffeehaus. Obwohl sie nicht vor ihm dort sein wollte, stand sie schon Punkt sechs Uhr abends vor der Türe und ging sofort hinein, weil es zu kalt war. Sie klopfte sich den Schnee von den Schuhen, schaute in die Runde und war enttäuscht, Leo nicht zu sehen.

Sie setzte sich und bestellte ein Achtel Wein. Unruhig schaute sie immer wieder zur Türe und auf die große Uhr neben der Schank. Ja, sie hatte mit Jakob geschlafen. Aber das war etwas anderes als ihr Gefühl für Leo. Der kleine Kuss zum Abschied war eine überraschende Eingebung, eigentlich mehr, um den Frauenhelden Egon zu ärgern.

Leo lächelte sie an, als er auf sie zukam. Er gab ihr einen kleinen Kuss und setzte sich. Er war in Zivil und das war ganz ungewöhnlich. Sie hatte ihn zwar kennengelernt, als er direkt aus dem Gefängnis kam, aber sonst hatte er immer die Uniform der Roten Garde an. Und selbst wenn er die schlampig trug, wirkte er fesch. Die Zivilkleidung schien ihm nicht zu passen. Sie wirkte, wie wenn er sie sich ausgeliehen hätte. Die Jacke zu groß und Hemd und Hose zu eng.

Sie redeten über alles Mögliche. Über ihr Leben und ihre politischen Sichtweisen. Mit Leo konnte sie ganz anders reden als mit Jakob, bei dem sie immer das Gefühl hatte, dass sie ihm die politische Geschichte und die Theorien der Revolution erst erklären musste. Katharina und Leo hatten ziemlich ähnliche Vorstellungen von der Selbstorganisation der Arbeiterinnen und Arbeiter. Sie sahen die Notwendigkeit der Gewaltanwendung ein, aber auch die Problematik dabei. Leo betonte, dass er trotzdem Pazifist sei und so wie Katharina schon von Anfang an gegen den Krieg. Sie sprachen über den überwältigenden Einfluss der Kriegsbefürworter im Herbst 1914. Es ging ja gegen das reaktionäre Zarenregime. Leo gab zu, dass ihn in den ersten Wochen nur die anarchistischen Prinzipien davon abhielten, für einen Kampf gegen den Zarismus einzutreten. Das habe sich aber schnell geändert, als die Erfolge des österreich-ungarischen Heeres zu wünschen übrig ließen und über heimliche Kanäle die Unterdrückung durch die monarchistische Armee in Serbien und Galizien bekannt wurde. Das Ausnahmerecht und die Brutalität unterschieden sich kaum

von der zaristischen Repression. Über seine Genossinnen und Genossen, die auch aus Galizien oder der Bukowina kamen, hatte Leo Kontakt mit jüdischen und anderen Flüchtlingen aus dem Osten, die nicht nur vor dem Krieg, sondern auch vor den „eigenen“ Armeen flohen.

Selbst über die Rolle der Frauen in der revolutionären Bewegung konnte Katharina mit ihm reden. Er war zwar skeptisch, aber nicht dagegen.

Sie sprach auch über den Psychoanalytiker Otto Gross, der vom frühen Matriarchat sprach und von der Normalität der Sexualität. Leo wich den Gesprächen darüber aus, er beschäftige sich nicht mit psychologischen Dingen.

Und dann der Abschied. Leo sagte, er müsse zurück in die Kaserne. Katharina fragte ihn, ob er sie nach Hause begleite, es war ja nur ein kleines Stück. Schweigend gingen sie nebeneinander. Katharina hängte sich bei ihm ein. Sein Gang blieb steif, während sie beschwingt immer wieder mit ihrer Hüfte seinen Körper berührte.

Zum Abschied drückte sie ihren Mund ganz fest auf seinen. Sein Bärtchen kitzelte ihre Oberlippe. Leo zeigte fast keine Reaktion. So ein erfahrener Mann und noch nie geküsst? Sie lösten sich wieder voneinander. Katharina hielt ihn an beiden Händen fest und schaute ihm in die Augen.

Danach legte er doch noch seinen Mund sanft auf den ihren und die Lippen öffneten sich. Er kann ja doch küssen!

Und dann ging er. Katharina war sich nicht sicher, ob sie glücklich sein sollte. Sie hatte nicht gewagt, ihn zu fragen, ob er noch zu ihr komme. Und er hatte sich auch nicht getraut.

*

Und dann war da ja noch Norbert. Sie traf sich weiter regelmäßig mit ihm. Sie gingen weder ins Kino noch ins Kaffeehaus, nicht einmal spazieren. Was sollten sie auch reden? Politische Dinge

interessierten Norbert nicht. Katharina war in Leo verliebt, zumindest ein bisschen. Sie konnte es Norbert aber nicht sagen.

*

Immer wieder gab es ein wichtiges Treffen der Roten Garde, eine Ratssitzung der Föderation oder irgendwas anderes, sodass Leo keine Zeit hatte. Und auch Katharina hatte immer wieder Termine. So trafen sie sich erst wieder zur Neujahrsfeier der FRSI.

Katharina saß zwischen Egon und Leo, als sie der Lesung von Franz Werfel folgten. Egon kicherte über Katharina hinweg zu Leo hin und machte sich lustig über den „großen Dichter". Auf ihren vorwurfsvollen Blick hin entschuldigte er sich.

Katharina redete an diesem Abend mit vielen Leuten. Einer davon war Julius Dickmann. Er war anerkannt, weil er theoretische Artikel sowohl in revolutionären wie auch in sozialdemokratischen Zeitungen schrieb. Es war anstrengend, mit ihm zu reden, weil er schlecht hörte. Er konnte sehr gut Lippen lesen, aber seine Sprache war verzerrt, typisch bei Menschen, die nicht hören können. Während sie sprachen, versuchte Katharina immer, ihn anzuschauen und deutlich zu artikulieren. Wenn sie etwas nicht verstand, schrieb Julius das schnell auf einen Zettel. Sie unterhielten sich über die politische Perspektive im neuen Jahr, auch über den Erfolg, den die Föderation bei den Soldaten und in einzelnen Betrieben hatte. Und natürlich über die Konkurrenz der Kommunistischen Partei, die sie beide als unbedeutend betrachteten, obwohl sie die Unterstützung von den Bolschewiki hatte. Julius meinte, sie sollten doch der Föderation beitreten und auf ihren Alleinvertretungsanspruch verzichten, aber das würde wohl ihren Prinzipien widersprechen. In Österreich wirke die Übertragung des Lenin'schen Parteikonzeptes, das in Russland einen Sinn hatte, doch nur noch lächerlich.

Den Rest des Abends verbrachte Katharina mit Leo. Sie gingen schließlich hinaus in die Kälte und küssten sich. Für Katharina war klar, dass sie ihn mitnehmen würde, und schließlich fragte sie ihn auch.

Sie gingen Hand in Hand. Wenn ihnen eine Person entgegenkam, ließ Leo immer wieder los. Im Gegensatz zu Katharina war ihm die öffentliche Sichtbarkeit unangenehm.

Sie zog ihn die Stiegen hinauf. Mit schnellen Schritten lief sie Stufe für Stufe, während Leo immer wieder eine oder zwei davon übersprang.

In der Wohnung umarmte und küsste ihn Katharina: „Gehen wir gleich ins Bett."

Während Leo vor dem Doppelbett stehen blieb, sprang Katharina zu ihrem Nachtkästchen und holte ein Päckchen mit Herrengummis heraus.

Dann lagen sie nackt unter der Decke. Katharina legte das rechte Knie auf seinen Bauch und drückte ihr Geschlecht gegen seinen Körper, wie um Leo zu zeigen, wie erregt sie war. Sie nahm sein Glied in die Hand, das nur halb steif war. Dann schlug sie die Decke zurück und ließ ihre Hand auf- und abgleiten. Erst als sie seine Eichel in den Mund nahm, wurde sein Schwanz steif.

Sie nahm einen Herrengummi und bearbeitete weiter mit Mund und Fingern sein Organ. Es war gar nicht so leicht, die Steifheit verflog immer wieder. Es gelang dann doch, den Gummi überzuziehen, sie machte die Beine breit, ließ ihn sich auf sie legen und in sie eindringen. Er machte ein paar Bewegungen, wirkte aber nicht sehr erregt.

„Ich glaub, ich hab ihn verloren", sagte er und zog sein Glied heraus.

Katharina zog den Gummi heraus und warf ihn zu Boden. Dann legte sie ihren Kopf an seine Brust: „Macht ja nichts."

Sie lagen eine Weile nebeneinander und hatten sich nichts

zu sagen. Dann fing Leo an: „Ich muss dir etwas sagen. Ich bin mir selbst nicht so sicher. Ich steh ja irgendwie auf dich, sonst hätt ich nicht gesagt, dass wir uns treffen."

Katharina dachte sich halb beleidigt: Ich hab die ganze Arbeit und dann klappt's nicht.

„Nein, ich weiß es nicht. Irgendwie ist es anders." Er machte wieder eine Pause. Katharina konnte sich schon vorstellen, was los war.

„Ich glaub, ich steh auf Männer", bestätigte er Katharinas Gedanken.

„Das hab ich mir fast gedacht, als du … du weißt schon, nicht so richtig wolltest."

„Nein, ich mag dich schon."

Katharina gab ihm noch einen Kuss auf den Mund: „Lass uns wenigstens nebeneinander schlafen."

*

Am nächsten Tag erklärte Katharina Norbert, dass sie in jemand anderen verliebt sei. Sie wolle ihn nicht mehr treffen. Er reagierte scheinbar völlig gleichgültig. Das bestätigte Katharina einmal mehr, dass sie nicht zusammenpassten. Sie wollte lieber allein sein als in einer Beziehung, die ihr nicht viel bedeutete.

Leo blieb ein guter Freund. Sie trafen sich immer wieder, und für manchen mag es so ausgesehen haben, als wären sie zusammen. Manchmal schlief er sogar bei ihr.

Katharina gab ihm Tipps für sein Leben als Homosexueller und erzählte ihm, dass Franz und Theo in einer Gruppe aktiv seien, die für die Emanzipation von Homosexuellen eintritt. Dafür nahm er sich aber keine Zeit. Leo lebte nur für die Revolution.

„Ich freu mich schon, wenn es möglich ist, eine Homosexuellengruppe in der Föderation zu haben", sagte sie.

Versammlung im Sittl

Die „revolutionären Proletarierfrauen“ fanden keine Möglichkeit, ein Flugblatt zu drucken. So wurde der Termin der Versammlung nur in ihren Gruppen und unter ihren weiteren Bekannten verbreitet.

Steffi reservierte das „Hinterzimmer“ im Sittl an der Ecke zur Neulerchenfelder Straße.

Diese Räumlichkeit war ein Häuschen im Hof, in dem sie sich am 10. Jänner trafen, zwei Tage vor der Vollversammlung der Föderation. Auch mit der Idee, dort als konstituierte Frauengruppe aufzutreten.

Sie mussten einheizen. Katharina und Franzi waren untertags schon Holz sammeln im Wienerwald. Sie fanden kaum noch Fallholz auf dem Boden, bei vielen Bäumen waren die unteren Äste abgeschnitten. Sie kletterten hinauf, um welche von weiter oben abzureißen.

„Wir werden viel Papier brauchen bei dem frischen, nassen Holz.“

Katharina, Franzi und auch Steffi waren schon zwei Stunden vorher im Pelikan und brachten den großen Kanonenofen zum Rauchen.

Steffi hatte einen Stapel der „Arbeiterzeitung“ mitgenommen. „Die Neue Freie Presse haben wir schon zum Unterzünden verwendet“, lachte sie.

„Wenn uns die nicht anerkennen“, Katharina meinte die Föderation, „verheizen wir den Freien Arbeiter auch noch. Aber das ist ja nur eine Wochenzeitung.“

Es kamen weniger Frauen, als sie erhofft hatten. Nur an die zwanzig, alles Bekannte aus den politischen Gruppen wie der Poale Zion. Berta war nicht dabei. Von der FRSI waren nur sie selbst anwesend, von der Sektion für den 14. und 15. Bezirk. Natürlich keine Männer, nicht einmal Jakob, obwohl ihn Katharina persönlich angesprochen hatte. Sie hatten wohl „Wichtigeres“ zu tun.

Dafür war Elfriede von der Kommunistischen Partei da. Sie war der Mensch, über den in den linken Kreisen am meisten gesprochen wurde, in abfälligen Tönen besonders von Männern. Sie vertrat öffentlich sexuelle Freizügigkeit, und es hieß, dass sie das auch lebte. Sie war zwar mit Paul verheiratet, trotzdem hatte sie angeblich immer wieder Geschichten mit anderen Männern. Die vermeintliche oder wirkliche sexuelle Freizügigkeit war bei ihr nicht wie bei vielen linken Männern, die ins Bordell gingen, eine Frage der Doppelmoral. Ihre progressiven Ansichten gingen noch weiter: Sie war gegen die Familie, gegen alle anderen Einschränkungen von Frauen und gegen das Verbot von Homosexualität.

Sie war aber nicht nur wegen ihrer Lebensart unbeliebt, wenn auch oft gerade diese gegen sie ausgespielt wurde, sondern sie war auch eine der Gründerinnen der KPDÖ am 3. November gewesen. Immer wieder betonte sie stolz, dass sie den Mitgliedsausweis Nr. 1 habe. Und sie vertrat die Gründung einer kleinen Gruppe vehement in der Öffentlichkeit. Ihrer „korrekten“ Position müsse schließlich das Proletariat folgen. „Aber natürlich müssen auch wir vom Proletariat lernen, um die richtige Linie zu entwickeln“, sagte sie in einem Disput mit Katharina vor Beginn der Veranstaltung.

Katharina leitete die Versammlung ein, indem sie darauf hinwies, dass die Proletarierinnen genauso kämpferisch seien wie die Männer. Im Krieg hätten sie sogar mehr Radikalität gezeigt. Dass ihre Organisationsform eine nach Bezirken sein

müsse und nicht allein in den Kasernen und Betrieben. Frauen würden mehr arbeiten als die Männer und weniger Geld bekommen. Sie müssten sich zusätzlich zu den Männern noch um Lebensmittel anstellen und seien verantwortlich für Erziehung, Familie und Partnerschaft. Darum würden sie sich ab jetzt anstrengen, Frauenräte zu bilden. Diese sollten die Kontrolle haben über die Aufbringung und Verteilung der Nahrungsmittel sowie die Verteilung von Kleidung und Wohnungen.

„Bevor wir dazu kommen, wie wir uns auf Bezirksebene organisieren, wer in welchen Bezirken versucht, soziale Treffen von Frauen zu revolutionären Zusammenhängen zu machen, will ich die Diskussion eröffnen, um das Programm weiterzuentwickeln."

Elfriede saß ganz vorne und meldete sich als Erste. Sie stellte sich als Mitglied des Organisationskomitees der Kommunistischen Partei vor. Wahrscheinlich wussten alle Anwesenden, wer sie war. Und dann legte sie los:

„Du hast natürlich recht damit, dass es darum geht, auch das weibliche Proletariat zu gewinnen. Und die FRSI vernachlässigt die Organisation in den Bezirken. Im Gegensatz dazu haben wir, die Kommunistische Partei, sofort nach der Gründung mit dem Aufbau von Bezirksgruppen angefangen. Dabei ist es uns aber nicht nur um die Frauen gegangen, sondern um das Proletariat, das in den Arbeiterbezirken lebt. Wenn wir das Proletariat in den Bezirken organisieren, ist es nicht notwendig, eigene Frauengruppen aufzubauen.

Ich weiß, das Programm muss erst diskutiert und ausformuliert werden. Aber die Forderungen bis jetzt sind sehr dürftig. Nicht einmal auf viele echte Frauenprobleme wird eingegangen. Wo sind die Forderungen nach kostenloser Kindererziehung und Gratisschulen? Wo ist die Forderung nach Legalisierung der Abtreibung? Wo bleibt die Kritik der bürgerlichen Familie? Und, und, und …"

Ja, ja, ja, es fehlt so viel, dachte sich Katharina, aber das müssten sie eben erst ausdiskutieren. Es war typisch für Elfriede: Radikale Forderungen sollen vorgegeben werden und die Proletarierinnen würden folgen. Sie wollten doch, im Gegensatz zu Elfriede, die Organisierung von unten aufbauen, von den Frauen und von den Proletariern her.

Elfriede setzte fort: „Aber ihr seid doch gar keine Proletarierinnen, die sich organisieren. Wo sind die Frauen aus euren Sektionen? Ihr organisiert das Proletariat von oben und von außen. Genau das, was ihr uns vorwerft. Der Unterschied ist: Ihr wartet, bis das Proletariat Forderungen an euch heranträgt. Aber wenn ihr nicht die korrekten Positionen einnehmt, wird sich die Arbeiterschaft nicht dafür interessieren. Das gilt genauso für die Frauen. Die warten nicht darauf, dass ihr sie fragt. Auch die Frauen warten auf ein revolutionäres Programm. Und das muss auch ein revolutionäres Frauenprogramm sein. Aber wenn es darum geht, die Frauen zu organisieren, müssen wir keine eigene Frauenorganisation gründen. Auch die Männer müssen sich damit auseinandersetzen. Darum werden wir in Zukunft eine Zentralstelle für Frauenpropaganda innerhalb der Partei gründen."

Steffi unterbrach sie: „Es geht hier darum, konstruktiv an einem Frauenprogramm zu arbeiten und nicht darum, Werbung für die KPDÖ zu machen."

„Ich bin gleich fertig. Nur noch ein Satz: Jedes noch so originelle und kluge politische Programm muss versanden, wenn sich seiner nicht ein straff organisierter, zentralistisch geführter Parteiapparat annimmt. Darum empfehle ich: Tretet einer Ortsgruppe der KPDÖ bei. Nur die Einheit einer revolutionären Partei macht den Weg frei zu einer sozialen Revolution und dadurch auch zur Befriedigung der Bedürfnisse der Proletarierinnen."

Auf Steffis Geste, die Rede abzukürzen, sprang Elfriede auf und sagte noch: „Das ist also eure Demokratie, dass ich nicht zu

Wort komme. Und ihr werft uns den demokratischen Zentralismus vor. Nur die revolutionäre Partei ist die echte Demokratie."

Mit ihr verließen noch zwei Frauen den Raum. Sie waren vermutlich ebenso von der Kommunistischen Partei geschickt worden.

Das Treffen war damit eigentlich zu Ende. Steffi versuchte, die Diskussion auf die Tätigkeiten in der Zukunft zu lenken. Aber die meisten diskutierten oder wollten diskutieren, warum Elfriede so aufgetreten war und wie damit umzugehen sei.

„Sind wir doch froh, dass sie gegangen ist", ärgerte sich Steffi.

Ein großer Teil der Anwesenden meinte, die Schuld läge alleine bei Elfriede, die nur gekommen sei, um Frauen für die KPDÖ zu gewinnen. Und als sie gesehen habe, dass sie nur so wenige waren, habe sie sich darauf beschränkt, die Versammlung zu stören. Katharina meinte, dass sie Elfriede doch kannten und sich nicht davon abhalten lassen sollten, produktiv zu diskutieren.

Es entstand aber keine produktive Diskussion mehr.

Franzi machte zum Schluss einen Vorschlag: „Viele Proletarierinnen sind doch inzwischen in den Sektionen der Sozialdemokratie organisiert. Dort sollten wir hingehen und agitieren."

Ein bisschen enttäuscht seufzte Katharina: „Wir geben also die Gründung einer Frauengruppe auf?"

Katharina, Steffi, Franzi und einige andere Frauen diskutierten noch weiter. Sie beschlossen, in ihre sozialdemokratischen Sektionen zu gehen, sich aber daneben weiter zu treffen, um sich über Erfolge und Misserfolge auszutauschen.

*

Nach zwei Wochen, am 25. Jänner, erschien das erste Mal die „Revolutionäre Proletarierin" als zweimonatliches Beiblatt der „Sozialen Revolution", der Zeitung der KPDÖ, redigiert von Elfriede Friedländer.

Abschied

Die Entwicklungen zum Frühjahr hin waren stürmisch. Am 20. März musste in Ungarn die bürgerlich-sozialdemokratische Regierung unter Mihály Károlyi zurücktreten, weil er die Forderungen der Entente nicht unterstützen wollte, dass Gebiete von Ungarn abgetrennt werden sollten. Ein „Revolutionsrat" aus der sozialdemokratischen und der kommunistischen Partei übernahm die Verwaltung des Staates. Die beiden Parteien wurden zur „Ungarischen Sozialistischen Partei" vereinigt. Die Führer der KP unter Béla Kun, die nach einer Demonstration am 20. Februar festgenommen worden waren, kamen direkt aus dem Gefängnis an die Regierung.

Am Sonntag, dem 23. März, hielt die KPDÖ am Vormittag eine gut besuchte Kundgebung in Swobodas Lokalitäten im Prater ab. Am Nachmittag trafen sich Tausende auf dem Ring. Auf den Stiegen zum Rathaus sammelten sich die Menschen mit roten Fahnen und Transparenten: „Es lebe die Diktatur des Proletariats in Ungarn!" „Hoch die Weltrevolution!" „Alle Macht den Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräten!" An der Spitze des Aufmarsches hatten zwei Züge des Volkswehrbataillons 41, der Roten Garde, Aufstellung genommen, dahinter drängten sich die Tausenden.

Es sprachen Soldatenräte aus Berlin und Bayern, ein Vertreter aus Polen, einer von Poale Zion, für die KP Elfriede Friedländer und schließlich Leo Rothziegel für die Rote Garde und die FRSI:

„Die internationale Solidarität ist keine leere Phrase, sondern sie lebt in unseren Herzen und Hirnen, und dieser Solidarität wollen wir durch Taten Ausdruck geben. Die erste Tat muß darin bestehen, daß wir nicht mehr ruhen, bis in Deutschösterreich die Räterepublik zur Tatsache wird, bis auch hier die soziale Revolution zum Siege gelangt. Und ich spreche hier im Namen der Genossen, welche bereit sind, wenn es not tut, in den Kampf zu gehen an der Seite der Kommunisten und der Sowjetarmee in den Kampf gegen die eigenen und internationalen Ausbeuter."

Ihre „Sektion" aus dem 14. und 15. Bezirk ging gemeinsam hin. Es war das erste Mal, dass die kommunistische Partei eine Kundgebung von so vielen Menschen dominieren konnte. Nur ein zweiter Block fiel noch auf. Demonstrantinnen und Demonstranten von Poale Zion zogen aus dem zweiten Bezirk über den Donaukanal und schlossen sich der Kundgebung an. Die FRSI beschränkte sich darauf, revolutionäre und proletarische Parolen ins Zentrum zu stellen und nicht die Werbung für ihre Föderation.

Die Massen zogen dann, flankiert vom Volkswehrbataillon 41, den Ring entlang Richtung Schwarzenbergplatz. Bei der Schwarzenbergstraße drängten einige Soldaten und Zivilisten gestikulierend in Richtung des ersten Bezirks. Irgendwas war hier los. Das Gejohle und Geschreie wurden lauter. „Nieder mit dem Soldatenmörder", war das Einzige, was zu verstehen war. Dann drängten sich Volkswehrsoldaten durch, nahmen eine Person in ihre Mitte und zogen Richtung Heumarkt ab. Katharina fragte einen, der gerade von dort zurückkam, was los war: „Sie wollten einen Hauptmann verprügeln, der einen Kanonier erschossen hat im Krieg. Die Volkswehr hat ihn dann festgenommen."

Die Versammlung ihrer Bezirksgruppe war an diesem Sonntag nur kurz, weil sie sich erst nach der Demonstration trafen.

*

In den letzten Tagen hatte Katharina Leo nie getroffen, weil er mit der Rekrutierung der Freiwilligen für Ungarn beschäftigt war. Sie schätzte es sehr, dass er sich am Freitag für sie Zeit nahm und sich mit ihr im Cafe Parsival verabredet hatte.

„Ich hab die Begeisterung mitgekriegt, wie du dazu aufgerufen hast, die ungarische Revolution zu unterstützen", begann Katharina.

„Ich hab schon auch die Revolution bei uns gemeint. Aber das hat dann eine Eigendynamik gekriegt. Die Unterstützung der Sowjetarmee durch uns war ja nur so eine Idee, eine Nebenbemerkung."

„Alle sind dann zu dir kommen und haben wollen, dass du nach Ungarn gehst."

„Ich mache das schon gern, aber eigentlich bin ich dazu gedrängt worden. Wir haben lang diskutiert, dass das symbolisch schon sehr wichtig ist wegen dem Internationalismus."

„Du weißt, dass wir alle dagegen sind, dass du gehst? Und die von der Roten Garde auch …"

„Ja, ich weiß, und meine Freunde von Poale Zion. Und sogar manche Sozialisten. Die regen sich dann aber auf, dass ich Geld dafür bekommen hab."

„Wen meinst du mit die?"

„Ich weiß nicht, wer hinter meinem Rücken intrigiert, die Sozialdemokraten, die sind doch froh, dass wir gehen, aber dieser Josef Frey, der regt sich auf über das Geld, das wir und die Kommunisten angeblich bekommen. Und die regen sich wieder auf, dass nicht sie allein das Geld kriegen."

„Die Steffi hat ja mit dem Frey geredet und das war gar nicht wegen irgendeinem Geld, sondern der wollte, dass ihr da bleibts …"

„Dabei wissen die genau, wofür ich das Geld krieg. Die werden ja von den Russen finanziert …"

„Nein, ich hab den Josef Frey gemeint, der hat das nicht

wirklich kritisiert, sondern der hat nur eine andere Position wie ihr. Ihr solltet da bleiben! Der Deutsch ist ja wirklich froh, dass ihr gehts."

„Und du glaubst nicht, dass der Frey was mit den Geschichten zu tun hat."

„Wenn, dann schon eher die Kommunisten."

„Ja, von denen haben sich gar nicht so viele gemeldet. Dabei hätten einige von denen sogar Fronterfahrung bei der Roten Armee. Die nutzen das, dass sie aus Russland kommen", sie waren dort Kriegsgefangene, wurden nach der Revolution freigelassen und gar nicht so wenige beteiligten sich auf Seiten der Bolschewiki am russischen Bürgerkrieg, „dass sie den einzigen richtigen Weg wissen in der Partei und mit der Partei. Und die Leute nehmen ihnen das ab. Dabei haben die Russen gar keine Ahnung über die Situation bei uns. Und die da gewesen sind während dem Krieg, beim Streik und im Gefängnis wie der Franz." Er meinte Franz Koritschoner. „Dabei kennt der Franz den Lenin persönlich. Aber der spielt das überhaupt nicht so aus wie die Russlandheimkehrer."

„Ich weiß."

Natürlich hatte Leo recht, aber sie hatte sich doch nicht mit ihm getroffen, um über seinen Ärger mit der Kommunistischen oder der Sozialdemokratischen Partei zu reden.

„Die werden dann gleich für kleine Lenins gehalten, obwohl sie mit dem nie was zu tun gehabt haben. Die haben hier nie etwas gemacht, aber die Leute hören ihnen zu, weil sie in Russland waren. Dabei kennen die Anna", er meinte Anna Ströhmer, „und der Franz die Verhältnisse hier viel besser. Auch die Probleme mit der Sozialdemokratie. Die sind ja ganz anders als die Menschewiki …"

„Jetzt reg dich nicht so auf über die …"

„Da bin ich doch froh, wenn ich die ganze Mischpoke nicht mehr sehe. Alle intrigieren gegen mich."

„Wegen der Roten Garde?“

„Ich, ich meine, wir, Egon und ich, sind nur bei der Roten Garde, weil wir da Geld bekommen, hat es geheißen.“ Egon Erwin Kisch und Leo Rothziegel hatten öffentlich gemacht, wie viel Geld sie wirklich verdienen. Alle Zeitungen außer der sozialdemokratischen „Arbeiterzeitung“ veröffentlichten das. „Da können sie sich noch so anstrengen … Aber ich bin schon froh darüber, dass ich weg bin von den ganzen Streitereien. Es ist nicht gegen die Kommunisten, nur bestimmte von denen. Ich mach da schon einen Unterschied. Mit der Anna und dem Franz war ich ja schon im Jännerstreik …“

„Ja, ja, ich weiß. Aber die meisten gehen nicht wegen denen zu den Kommunisten, sondern wegen der Russen. Und nicht zu uns.“

„Und jetzt gehen noch so viele von uns weg nach Ungarn.“ Katharina meinte Mitglieder der FRSI und der Roten Garde, aber auch andere Revolutionäre.

„Aber dann sind wir wieder mehr Frauen“, lachte Katharina.

„Das mit dem Weggehen hat auch schon der Jakob mit mir diskutiert. Der ist ja inzwischen ein bisschen zuverlässiger. Aber der zaudert halt immer so. Schon mit richtigen Argumenten, ich hab ihm gesagt, wenn er nur weg will aus Wien, dann soll er es lieber lassen.“

„Du weißt schon, dass du mir fehlen wirst“, begann Katharina. „Wie soll es ohne dich weiter gehen?“

„Die Revolution hängt doch nicht von einzelnen Personen ab wie mir. Ich kann nicht mehr zurück. Stell dir vor, ich sage jetzt auf einmal, ich gehe nicht. Niemand würde mir mehr glauben.“

„Ich mein das anders. Wir haben noch überhaupt nicht über persönliche Sachen geredet“, unterbrach ihn Katharina.

„Du kennst mich doch. Du weißt doch, dass das nicht so meine Art ist.“ Er lenkte dann wieder ab: „Ich hab natürlich nach-

gedacht über deine, ich mein, eure Vorschläge. Dass wir uns viel zu sehr darauf orientieren, die Männer zu organisieren …“

„Bis auf die Arbeitslosen“, gestand Katharina zu.

„Nein, du weißt schon, dass ich was anderes meine, so mit der Organisation in den Bezirken. Also eure Vorschläge, dass wir uns nicht nur in den Fabriken organisieren, sondern auch in den Wohngegenden …“

„Du gehst ja weg, das wird dich doch nicht mehr interessieren. Du bist ja mit deinen Männern unterwegs. Für dich sind …“ Katharina zögerte nach der letzten Äußerung, sie wusste ja über Leos sexuelle Präferenzen und korrigierte sich: „Das habe ich überhaupt nicht so gemeint. Ich kenn dich ja, für dich gibt's nur die Revolution. Und außerdem weißt du, dass ich weniger Probleme mit Homosexualität habe als du.“

Leo lachte: „Daran hab ich überhaupt nicht gedacht. Es ist wohl eher so, dass du immer wieder an das Eine denkst.“ Jetzt wurde Katharina rot, oder sie hatte das Gefühl, es zu werden.

„Du weißt schon, dass ich dich liebe“, ergänzte Katharina nach einer Pause. „Also, natürlich, zu sagen, dass man jemand liebt, ist so eine Phrase …“

„Ich hoffe, du weißt, dass ich dich auch liebe“, antwortete Leo, „du wirst mir wirklich fehlen. Es mag ausgeschaut haben, als lebe ich nur für die Revolution, aber du bist schon die wichtigste Person in meinem Leben. Vielleicht wird daraus doch mehr, wenn ich zurückkomme. Bedürfnisse bleiben ja nie gleich …“

Er legte seine Hand auf ihre und schaute ihr in die Augen.

Dann ging er mit ihr mit.

*

Am Sonntag, dem 30. März, gab es viel zu besprechen in der Sektion. Hauptthema war natürlich die Revolution in Ungarn. Alle waren zuversichtlich, dass sich diese auch auf Österreich ausdehnen würde.

Katharina erlaubte sich ausnahmsweise, mit Jakob und Franzi noch etwas trinken zu gehen: Weil alle Wirtshäuser geschlossen waren, besuchten sie das „Rote Klavier“, eine verrauchte Kaschemme im 16. Bezirk in der Nähe des Gürtels, in die sich sonst selten Frauen verirrten. Außer Prostituierte.

Katharina brachte den betrunkenen Jakob heim. Sie blieb nüchtern, sie musste ja am folgenden Montag wieder zur Arbeit.

Taborstraße

Katharina stand schon einige Stunden im Geschäft, in dem sie arbeitete, als Franzi atemlos vor der Tür erschien. Sie deutete Katharina hinauszukommen, aber diese winkte sie herein. Während sie eine gut gekleidete Dame bediente, rannte Franzi nervös im Geschäft auf und ab. Kaum war die Frau fertig, öffnete sich wieder die Tür und eine weitere Kundschaft erforderte die Aufmerksamkeit von Katharina. Sie bat die Frau, einen Augenblick zu warten, und Franzi drängte zur Tür hinaus.

Kaum waren sie draußen, platzte es aus Franzi heraus:

„Sie haben ihn schon wieder verhaftet. Sie haben Jakob schon wieder verhaftet."

„Ich kann aber jetzt nicht weg. Die Chefin kommt erst am Abend wieder. Ich komme, sobald es geht." Und nach einer Pause: „Ich hab geglaubt, der Soucek traut sich jetzt nicht mehr."

*

Steffi war da, als Katharina nach Hause in die Albertgasse kam. Franzi hatte sie schon informiert, auch darüber, dass Katharina Soucek dahinter vermutete.

„Das kann sich der doch nicht erlauben", schimpfte sie. „Gerade jetzt, nach dem Sieg der ungarischen Revolution kann er sich das doch nicht erlauben."

„Wenn ich nicht wüsste, dass Jakob überhaupt nicht wichtig ist, würde ich sagen, die Reaktion schlägt zu, bevor wir zu stark geworden sind", meinte Steffi.

„Das ist sicher wieder so eine Einzelaktion vom Soucek. Gehen wir zu ihm und fragen ihn, was das soll."

„Ich hätte gemeint, du wärst froh, dieses Arschloch nicht wiederzusehen. Dass er ein Mörder ist und ein Kieberer, sagt ja schon alles."

„Wir gehen natürlich bewaffnet hin." Katharina zeigte auf ihre Tasche, die sie auf den Küchentisch gelegt hatte.

„Glaubst du, sie lassen ihn heraus, wenn wir bei ihm auftauchen?", zweifelte Franzi.

„Du möchtest wohl auf die Revolution warten? Es geht doch nicht um die Kieberer, sondern es geht um Soucek."

Obwohl sie sehr skeptisch war, wollte Franzi dabei sein. Als Einzige war sie nicht bewaffnet.

*

Soucek war nicht zu Hause, als sie bei seiner Wohnung in der Taborstraße eintrafen:

„Wir werden ihn nur besuchen. Hoffen wir, dass er allein kommt."

Sie warteten nicht vor dem Eingang, sondern an der nächsten Ecke. Trotz der Abendstunde waren noch viele Leute auf der Straße.

Nach einer Viertelstunde tauchte er auf. Er war allein. „Dienstschluss", sagte Steffi. Sie folgten ihm ins Haus. Von unten hörten sie, wie er die Tür aufschloss und hineinging.

Sie liefen hinauf und klopften an. Er machte die Tür, die mit einer Kette verschlossen war, einen Spalt auf. Durch die schmale Öffnung redete er mit ihnen.

„Warum hast du Jakob festnehmen lassen? Du wolltest uns doch auch, oder?"

Soucek lachte und schloss die Tür. Er überraschte sie, indem er sie ganz öffnete: „Macht nicht so einen Lärm auf dem Gang. Ich muss ja ehrlich sagen, ich hab euch fast erwartet."

„Warum hast du Jakob festgenommen?“, wiederholte Katharina.

„Schön, dass du da bist“, lächelte er zu Katharina hin. „Ich weiß, ihr könnt euch nicht erlauben, mich umzubringen. Die Verhältnisse haben sich geändert. Jetzt haben wir wieder das Sagen. Und ihr werdet es nicht glauben, ich freu mich richtig darauf, was ich euch jetzt sagen werde.“

Katharina griff an die Pistole in ihrer Tasche. Aber sie ließ sich nicht provozieren.

„Ihr werdet überrascht sein! Es ist nämlich ganz anders, als ihr euch das denkt.“ Soucek wollte sie neugierig machen. Er zeigte keine Wut und keinen Ärger und es amüsierte ihn, sie auf die Antwort warten zu lassen.

„Was ist jetzt? Was willst du uns sagen?“

„Seid ihr neugierig?“ Er machte wieder eine Pause.

„Ich habe Jakob Bruckbauer nicht festgenommen oder festnehmen lassen“, sagte er.

„Was soll das, wo ist er dann?“

„Er ist in Polizeigewahrsam. Das stimmt schon. Aber …“ Wieder legte Soucek eine Pause ein.

„Er hat gestern etwas getan, was ihr ihm sicher nicht zutraut.“ Der erstaunte Blick Katharinas ließ ihn fortfahren.

„Es war ein Genosse von euch, August Thiel, der ihn festgenommen hat. Vielleicht glaubt ihr mir das nicht. Ich war es nicht, aber natürlich freu ich mich darüber.“

Meinte er diesen Gustl von der Polizei, den sie von Jakob kannten? Es musste wohl so sein.

„Wieso sollen wir dir das glauben?“

„Ihr müsst mir das überhaupt nicht glauben. Ihr werdet noch selbst draufkommen.“

„Und warum ist er festgenommen worden?“

„Das sage ich euch natürlich nicht. Es ist sicher etwas, was ihr nicht erwartet. Aber ihr werdet schon sehen.“

Als sie wieder auf der Straße waren, schimpfte Katharina: „So ein Arschloch.“ Sie fühlte sich so hilflos. Weil sie Soucek nichts antun konnten? „Das ist der Gustl, der August Thiel, ein Sozialdemokrat.“

„Auch die Sozialdemokraten sind Reaktionäre“, war Steffis Antwort.

II.

Der Angriff der Italiener

Die Zeit im Schützengraben an der italienischen Front bestand nur aus Warten. Einige Tage davon vorne, dann wieder im Hinterland. Nur manchmal donnerten kleine Kanonenangriffe. An ihrem Abschnitt ereigneten sich nicht einmal Schießereien. Zwischen ihnen und der italienischen Front lag der Piave.

Am Morgen des 24. Oktober brüllten die italienischen Kanonen. Es war der Jahrestag der Schlacht von Karfreit, an dem die verbündeten Armeen Österreich-Ungarns und Deutschlands die Italiener vom Isonzo an den Piave zurücktrieben.

Alle duckten sich mit ihren Waffen auf die Holzbretter. Die Unterstände waren niedrig. Ihre Füße standen bis zu den Knöcheln im Sumpf. Durch den Regen war das Grundwasser angestiegen. Ursprünglich waren sie froh, ihre Höhlen nicht in den Stein hauen zu müssen wie im Karst. Aber jetzt wussten sie nicht, ob das sandige Material, unter dem sie sich verkrochen hatten, die Schläge durch die Artillerie aushalten würde. Bei manchem Einschlag ächzten die Balken und der Sand rieselte auf ihre Köpfe.

Gustl glaubte sogar zu erkennen, wie sie sich durchbogen. Er hatte darauf verzichtet, sich in den Kommandounterstand zu verziehen, sondern blieb bei den Mannschaften, um die Moral zu heben, aber auch, um schneller in den Stellungen zu sein.

Als Fähnrich kommandierte er eine Kompanie von Infanteristen, ungefähr 110 Mann. Ein Drittel von ihnen waren 18-Jährige, frisch ausgebildet und in den letzten Monaten erst an die Front geschickt. Für viele war es das erste Trommelfeuer.

Sobald die Kanonen schwiegen, sollten sie in die Stellungen hinausstürmen und mögliche Angriffe abwehren. Typisch nach dem militärischen Grundsatz: zuerst warten, dann tummeln.

Gustl konnte sich nicht vorstellen, dass die Italiener an dieser Stelle angreifen würden. Dazu müssten sie den Hochwasser führenden Piave überqueren. Ihre Stellungen wurden wahrscheinlich beschossen, um von einem Angriff an anderer Stelle abzulenken.

Warten. Warten. Dösen wäre das Beste, war aber unmöglich. Das konnte noch Stunden dauern. Wenn sie nicht hier angriffen, würden sie womöglich nach dem Angriff weiterschießen. Gustl wünschte sich, dass es endlich aufhört. Dass sie hinaus können. Eine Veränderung. Nur nicht herinnen warten.

Das Licht ging aus. Kein gutes Zeichen, dass ein Generator getroffen wurde. Nichts war sicher vor den feindlichen Kanonen.

Und dann die Angst. Einschläge und Donnergrollen zeigten keine festmachbare Ordnung. Es konnte ihn und seine Kameraden erwischen oder auch nicht. Es war kein Krachen in der Ferne, das näherrückte, sondern es war nah und fern und immer wieder, manchmal verschmolzen zu einer Lärmlawine. Wenn es ganz nah war, rieselte der Sand.

Gustl konnte seine rechte Hand nicht mehr bewegen. Er versuchte es, aber wenn er die Finger rollte, war alles ganz normal. Ihm war kalt. Das war kein normales Frösteln wegen der nassen Füße. Die Kälte zog sich von seinem Haaransatz über den Nacken auf den Rücken. Er griff sich unter seinem Helm an den Hinterkopf, spürte seine kalten Finger. Es war Angst. Er kannte dieses Gefühl vom Sommer im stickigen und heißen Unterstand. Da war ihm trotzdem kalt gewesen. Wo die eigenen Kanonen röhrten und sie auf den Befehl zum Angriff warteten, um den Piave zu überqueren.

Sie saßen eng bepackt in ihren Militärmänteln. Die Luft war schlecht und manchmal fiel das Atmen schwer. Gustl hatte das

Gefühl, er könne es im Sitzen nicht mehr aushalten. Aufstehen? Er wollte sich in der Enge zwischen seinen Kameraden nicht bewegen. Er könnte Befehle geben, die niemand hört. Er saß einfach nur da. Hinauslaufen, in den Gräben hin- und herlaufen trotz der Kanonen? Im Unterstand klebten sie so aufeinander.

Schließlich stand er doch auf. Als er sich wieder hinsetzte, hatte sich nichts geändert. Ihm war noch immer kalt. Er fürchtete, zu zittern anzufangen und dann nicht mehr aufstehen zu können. Er schloss die Augen und versuchte, tief durchzuatmen. Aber das Gefühl ging nicht weg.

*

Von einem Augenblick auf den anderen wurde es unheimlich still. Die Soldaten taumelten vom Sitzen ins geduckte Stehen und stießen aufeinander. Fluchend und schimpfend. Endlich tauchte etwas Licht auf, weil Luken und Türen aufgingen. Alle kletterten und wankten hinaus in ihre vorgegebenen Stellungen. Zwei Burschen gleich neben Gustl schleppten die Munitionskiste.

Der war erleichtert. Am Ausgang rief er noch einen Befehl: „Sparsam sein mit der Munition! Nur schießen, wenn ihr den Feind seht!“

In den Türen drängten sich die Infanteristen, danach verteilten sie sich in die Gräben. Gustl hörte Schüsse und dachte sich noch: Diese Idioten sollen doch nicht ins Leere schießen. Als er seine Brüstung erreichte und einen Blick hinauswarf, sah er die Italiener, nur noch getrennt durch den Stacheldraht, den sie zu überwinden versuchten. Jetzt war das Maschinengewehr daneben fertig aufgebaut und begann zu feuern.

Tak, tak, tak, tak … Die Angreifer vor ihnen stürzten nieder. Es war nicht zu sehen, ob sie getroffen waren oder in Deckung gingen.

Die Italiener waren also trotz des Hochwassers über den Piave gekommen. Bei besserem Wetter wäre es möglich gewesen, das breite Gewässer zu durchwaten. Sie mussten offensichtlich im Schutz der Artillerie den Fluss mit Booten überquert haben. Darum wurden die Kanonen nicht auf die vorderste Front gerichtet, an der sie lagen.

Die Stellung hier am Piave hatte den Vorteil, dass der Fluss vor ihnen lag, aber den Nachteil, dass sie nicht erhöht war. So konnten sie sich vorstellen, dass vor ihnen wenige oder auch viele Italiener waren, die sich auf den Boden legten oder begannen, sich einzugraben. Sie konnten aber sicher nicht mehr über den Fluss zurück, denn dann wären sie abgeschossen worden wie die Enten. In der Nähe ihres Verhaues gab es bis zum Wasser hin keine Büsche mehr, die waren abgeholzt worden, um ein freies Schussfeld zu haben. Der Stacheldraht verdeckte den Blick nur teilweise.

Es war ein Sieg.

In der Kompanie von Gustl gab es gar keine Verwundeten, nur kaputte Füße vom langen Stehen im Wasser.

Die Infanteristen blieben den ganzen Tag in ihren Stellungen, um mögliche Angreifer sofort zu erschießen. Vereinzelt gaben sie Schüsse ab oder ließen das Maschinengewehr rattern, wenn sie glaubten, jemanden zu sehen.

„Wenn sie in den Fluss gehen, schießen wir nicht“, sagte Alois, der Maschinengewehrschütze, zu den anderen und zwar so, dass es auch ihr Kommandant Gustl hörte.

Genau das hatte er sich auch gedacht, aber als Befehlshaber durfte er so etwas eigentlich nicht befürworten. Er ignorierte es, warf Alois aber einen freundlichen Blick zu, um ihn zu bestätigen und sich trotzdem keine Blöße zu geben. Alois stammte aus einer Eisenbahnerfamilie aus Villach und war sicher sozialdemokratisch beeinflusst. Hier hatte er den Ruf, ein Bolschewik zu sein, zumindest wenn er besoffen war. Gustl

hatte gegenüber seiner Mannschaft auch schon durchklingen lassen, dass er sich als Sozialdemokrat verstehe.

„Wir müssen ja Munition sparen“, bestätigte er Alois.

Von weiter weg waren Schüsse oder das Knattern von Maschinengewehren zu hören, auf der rechten Seite der Front in Richtung der Berge immer wieder auch schwere Waffen. In der Nacht blieben nur wenige abwechselnd in ihren Stellungen. Alle hofften, dass sich die Italiener im Schutz der Dunkelheit zurückziehen würden.

Am nächsten Morgen regnete es erstmals nicht. Kurz zeigte sich sogar die Sonne. Das Schießen war weniger geworden. Als sich einer der Soldaten über die Brüstung beugte, sah er das weiße Taschentuch, das einer der Italiener in die Höhe streckte. Immer mehr lugten aus ihren Stellungen heraus und beobachteten das hin und her wankende weiße Tuch.

Gustl reckte vorsichtig seinen Oberkörper über die Brüstung: „Nicht schießen. Feuer einstellen.“ Diesen Befehl sollten sowohl seine Untergebenen wie auch die Italiener hören. Die Infanteristen gaben die Parole an die weiter, die nicht mehr in seiner Hörweite waren.

Nach und nach standen immer mehr Italiener auf. Meistens waren es einer oder zwei, die einen weiteren stützten. Die österreichischen Kameraden halfen ihnen schließlich durch den Stacheldraht. Zuerst waren es dreißig, schließlich schleppten sich fünfzig italienische Soldaten in die österreichischen Stellungen. Manche krochen nur mehr auf allen vieren. Die Waffen hatten sie vorne liegen gelassen. Ein Offizier übergab Gustl salutierend seine Pistole.

Die herantaumelnden Italiener waren bedeckt mit einer Kruste aus Blut und Dreck, die Unverletzten waren blutig durch die Wunden ihrer Kameraden, die sie stützten, zogen oder schoben. Zerschlagene Arme und Beine, einem hing die Wange in blutigen Fetzen herab. Die meisten italienischen Gefangenen

stöhnten nur, ein Junge weinte, ein anderer fluchte vor sich hin. Allen war die Erleichterung anzusehen, dass der Krieg für sie vorbei sein würde.

Gustl ließ einen fluchenden Italiener zu sich führen. Ein Kamerad aus Istrien, der auch Italienisch sprach, sollte übersetzen. Als er vor Gustl stand, sagte der noch einen Satz und verstummte dann. Er schickte ihn wieder weg und ließ sich zusammenfassen, was er gesagt hatte.

„Er schimpft auf alle Vorgesetzten bis hin zum General. Dass die Offiziere die Mörder seien, die hätten sie direkt in den Tod geschickt. Er hat auch Revolution und Anarchismus hochleben lassen. Haben Sie das gehört? Das klingt ja im Deutschen so ähnlich. Wie er vor Ihnen gestanden ist, hat er nur gesagt: Mit Offizieren rede ich nicht."

Der restliche Tag blieb an ihrem Frontabschnitt ruhig, auch wenn an anderen Stellen weiter Kampflärm zu hören war.

Gustl hatte befürchtet, dass sie wegen des Angriffs nicht abgelöst würden. Ordnungsgemäß kam aber die nächste Kompanie und sie durften in den Ruheraum von Vittorio zurück marschieren. „Damit wir uns die Füße trocknen können", feixte einer.

Das Ende des Krieges

Kaum hatten sie sich in einem kleinen Dorf einquartiert, als die Meldung kam, Gustl solle sich beim Bataillonskommandanten Hauptmann Georg Brunner melden. Der empfing ihn in der Gaststube des Wirtshauses, in dem er logierte.

„Fähnrich August Thiel, Sie haben einen großen Sieg für Ihre Kompanie errungen. Ich werde Sie zur Belobigung vorschlagen und zur Ernennung zum Leutnant. Vielleicht ergibt es sich sogar, dass Sie Feldmarschall Svetozar Boroević persönlich empfängt."

So entstand Heldentum: zufällig. Weil die Italiener in ihrem Abschnitt den Fehler gemacht hatten, den Piave zu überschreiten, konnte er sie gefangen nehmen. Gustl sah das nicht als seinen Verdienst.

*

Die Ruhe dauerte nur kurz für Gustls Kompanie. Schon am zweiten Tag in Vittorio wurde er wieder zu Brunner gerufen. Die drei Fähnriche und zwei Leutnants des Bataillons bekamen den Befehl, sich mit ihren Mannschaften am Morgen des 28. Oktober in den Bereitstellungsraum südlich von Conegliano zu begeben. Also wieder nach vorne an die Front. Das konnte einen Gegenangriff bedeuten, auch wenn es wegen der Geheimhaltung nicht ausgesprochen wurde.

Die meisten seiner Infanteristen hatten sich schon am Vorabend betrunken. Jetzt befahl Gustl die zusätzliche Ausgabe von Rum.

„Nichts zum Essen, aber Rum“, ätzte Alois.

Gustl wollte sich gerade niederlegen, als er Lärm von draußen hörte. Seine Kompanie schlief in den Scheunen zweier benachbarter Bauernhöfe, während er ein kleines Zimmer zur Straße hinaus hatte. Er schaute aus dem Fenster. An die hundert Soldaten, wahrscheinlich die benachbarte Kompanie von Leutnant Heissl, versammelten sich vor der Scheune, johlten und grölten, schrien und klopften mit ihren Waffen an die Holzwände. Taumelnd kamen Gustls Untergebene heraus.

Ein junger Gefreiter mit Brille stellte sich auf einen Strohballen und agitierte: „Wir gehen nicht mehr an die Front. Wir haben nichts mehr zu essen. Wir haben keine Munition mehr. Unsere Kameraden sind verblutet, weil wir nicht mehr schießen konnten.“ Er bekam grölende Zustimmung von den Umstehenden.

In diesem Augenblick hörte er Hauptmann Brunner schreien: „Das ist Befehlsverweigerung. Das bedeutet die Todesstrafe.“

Gustl war inzwischen auch auf die Straße hinausgetreten. Brunner deutete auf den Rekruten mit den Brillen, Leutnant Heissl, der ihn begleitete, zog seine Pistole. Die beiden Vorgesetzten mussten sich gar nicht durchdrängen, weil die Infanteristen respektvoll auf die Seite wichen. Hauptmann Brunner hatte einen strengen Ruf, wegen eines kleineren Vorfalls hatte er schon einmal einen Kanonier hinrichten lassen. Der Agitator wurde abgeführt.

Die Infanteristen, die vor der Scheune und auf der Straße stehen geblieben waren und diskutierten, bewegten sich langsam wieder hinein. Gustl trat zu ihnen und forderte sie zur Ruhe auf.

Für die Todesstrafe müsste offiziell ein Standgericht abgehalten werden, was mit Einberufung, Verfahren und Erschießung ein paar Stunden dauern würde. Das bedeutete eine Nacht ohne

Schlaf. Oder es gab eine Verschiebung bis nach dem Krieg und war damit nicht ernsthaft gemeint.

Nach kurzer Zeit klopfte ein Melder bei Gustl an und überbrachte den Befehl, die Kompanie auf dem Dorfplatz zu vergattern. Frauen und Kinder standen in den Türen und schauten neugierig, was passieren würde. Ihr Interesse und ihre Neugier waren durch den Lärm geweckt worden. Viele hatten keine guten Erfahrungen mit den Horden betrunkener Soldaten.

Die paar Hundert auf dem Platz waren nicht wirklich in eine Ordnung zu bringen. Viele von ihnen waren betrunken, manche mussten sogar von ihren Nachbarn gestützt werden. Trotz der Befehle gelang es nicht wirklich, Ruhe herzustellen. Um nicht aufzufallen, erhob zwar niemand die Stimme, aber der ganze Platz war gefüllt durch eine Geräuschkulisse von Murren und Murmeln. Nur manchmal hob sich eine besoffene Stimme unkontrolliert heraus.

Als der Lärm doch gedämpfter wurde, begann Hauptmann Brunner eine Rede:

„Soldaten, ihr habt heldenhaft gekämpft in den letzten Tagen und die Angriffe der Italiener abgewiesen. Ich verstehe, dass ihr nicht zufrieden seid. Ich verstehe, dass ihr Ruhe verdient habt. Ihr seid die heldenhafte Armee der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihr werdet in den kommenden Schlachten siegen wie bisher." Gelächter im Schutze der Dunkelheit konnte ihn nicht davon abhalten, weiterzureden: „Ihr seid anfällig für solche Hetzer wie den Gefreiten Hofmiller, weil ihr müde seid und ausgelaugt von der Front. Aber sonst seid ihr gute Soldaten und gute Kameraden. Ihr werdet eure Kameraden, die gerade im Kampf stehen, doch nicht im Stich lassen? Ihr werdet kämpfen wie eine große Armee zu kämpfen gewohnt ist. Wir stehen vor hohen Aufgaben vor Gott und dem Kaiser. Einsatz und Kraftvertrauen werden uns zum Sieg führen für unseren Feldmarschall Boroević und unseren gütigen Kaiser Karl."

„Ich würde den Gefreiten gerne heute noch vor ein Standgericht stellen, aber mir sind die Hände gebunden“, sagte er leiser, sodass es nur die umstehenden Offiziere verstanden.

„Wir haben keine Munition mehr“, rief jemand aus dem Schutz der Dunkelheit und erntete dafür bestätigendes Gemurmel.

„Ihr seid doch keine Tschechen. Sondern brave österreichische Infanteristen!“, antwortete Hauptmann Brunner.

„Aber vielleicht Bolschewiken“, schrie einer und viele Soldaten lachten. Gustl glaubte, die Stimme von Alois erkannt zu haben.

„Morgen um vier Uhr dreißig ist Tagwache, um fünf Uhr Abmarsch. Ab sofort gilt absolutes Alkoholverbot. Die Kommandanten zur Befehlsausgabe zu mir!“

Die Infanteristen entfernten sich wieder in ihre Schlafstätten.

In der Befehlsausgabe bei Brunner wurde ein direkter Auftrag von Feldmarschall Boroević weitergegeben.

„Die Offensive der Italiener war nicht so erfolgreich, wie sie sich das vorgestellt haben. Sie haben nur an wenigen Stellen den Piave überschritten. Der einzig große Einbruch gelang ihnen in der Nähe von Cimadolmo. Dort versuchen sie, sich auf der linken Seite festzusetzen. Wir werden sie morgen mit mehreren Bataillonen angreifen, solange sie noch in Bewegung sind. Der Bereitstellungsraum ist südlich von Conegliano.“ Hauptmann Brunner zeigte auf einer Karte den Weg, den sie dorthin nehmen würden. „Nach der Ankunft wird es sofort eine neue Befehlsausgabe geben, Tagwache vier Uhr dreißig.“

„Wird es dort Munition geben?“, fragte Gustl und dann passierte das Unerwartete.

Leutnant Heissl sagte das, was sich Gustl und wahrscheinlich alle dachten: „Die Männer haben seit zwei Tagen nichts ge-

gessen. Sie haben keine Munition mehr und, Herr Hauptmann, Sie haben selbst bemerkt, wie tief die Moral gesunken ist. Es ist unmöglich, einen neuerlichen Angriff durchzuführen."

Würde Leutnant Heissl vor dem Kriegsgericht landen? Seine Einheit war durch Gefallene und Verletzte am meisten reduziert worden. Weil ihnen die Munition ausgegangen war, konnten die Italiener in ihre Stellungen eindringen und wurden erst im Nahkampf mit Bajonetten zurückgeschlagen.

Hauptmann Brunner schwieg eine Weile. „Es fällt mir schwer, das als Militär zu sagen. Sie haben Recht. Ich kenne die Verhältnisse. Ich werde Feldmarschall Boroević telegrafieren und ihm vorschlagen, die Offensive zu verschieben, bis militärisches Material angekommen ist."

Er ging hinaus und blieb lange weg. Die Anspannung bei den Offizieren war groß. Sie warteten eine Viertelstunde, eine halbe Stunde. Der Hauptmann kam aus dem Nebenraum: „Wir sind nicht das einzige Bataillon, das sich weigert. Wir marschieren vorerst nicht. Nach der Tagwache neuerliche Befehlsausgabe."

Gustl ließ es sich nicht nehmen, seinen Infanteristen selbst zu verkünden, dass sie nicht marschieren würden. Sie nahmen ihn auf die Schultern und ließen ihn mit einem Hurra hochleben. Wieder wurde er für etwas gelobt, wofür er nichts konnte.

Am nächsten Morgen begannen die Soldaten halbherzig, Gräben für die Verteidigung auszuheben. Sie arbeiteten erst schneller, als nur noch wenige Kilometer entfernt Schüsse zu hören waren. Den ganzen Tag über tauchten Soldaten auf, einzeln und ungeordnet. Leutnant Heissl kommandierte eine Sammelstelle am Dorfeingang. Versprengte Soldaten sollten in seine Kompanie eingegliedert werden. Leichtverletzte wurden in einen Bauernhof weiter geschickt. Dieser Hof und Zelte in der Wiese davor dienten als Lazarett. Leutnant Heissl schien sich nach seiner Wortmeldung übereifrig zu verhalten. Die ankom-

menden Soldaten waren überhaupt nicht begeistert darüber, aufgegriffen zu werden. Sie wären wohl am liebsten gleich weitergegangen. Seine Infanteristen hatte er in einer lockeren Kette quer zur Straße verteilt, um Soldaten aufzuhalten, die durch wollten. „Sie dürfen schießen, wenn jemand flüchten will", befahl er. Niemand schoss, die meisten Ankommenden waren zu müde, um Umwege zur Umgehung in Kauf zu nehmen.

Am nächsten Morgen, am 29. Oktober, wurde Gustl schon um fünf Uhr zur Befehlsausgabe geweckt: Sofort zum Tagliamento marschieren und sich dort eingraben.

Sie waren den ganzen Tag und die halbe Nacht unterwegs. In der Nacht zum 30. Oktober erreichten sie den Tagliamento. Viele waren verärgert über den Gewaltmarsch, trotzdem waren alle froh, dass es zurückging. Gemurrt wurde vor allem, weil verlangt wurde, dass sie graben sollten, noch bevor sie schlafen gehen konnten.

„Graben und dann geht's eh weiter", maulte Alois.

Am Abend des 31. ereignete sich etwas Ärgerliches. Ein Zug voll mit Militär, Honvéds, rollte langsam über die neben ihren Löchern und Gräben liegende Brücke über den Tagliamento. Die Soldaten winkten und riefen ihnen Worte auf Ungarisch zu. Der Zug blieb nicht stehen, sondern fuhr langsam weiter. Schon bald erfuhren sie, dass sich die Ungarn unabhängig erklärt hatten und nach Hause fuhren, um, wie es hieß, „die ungarische Erde zu verteidigen". Ihr Bataillon musste marschieren und sich eingraben, die Ungarn fuhren dagegen mit dem Zug.

Am 2. November wurde Gustls Kompanie überraschend abgezogen und in den Zug nach Klagenfurt verladen. Sie sollten durch andere Infanteristen ersetzt werden. Vom Bataillon Brunner blieb nur die Kompanie von Leutnant Heissl zurück.

Befehlsausgabe im Abteil von Brunner: Ihre Kompanien sollten in unterschiedlichen Bahnhöfen auf dem Weg nach Wien

aussteigen und telegrafisch Kontakt mit Brunner in Kärnten halten. Durch die Besetzung der Stationen würden zu erwartende Truppentransporte von Feldmarschall Svetozar Boroević nach Wien gesichert und überwacht. Das Ziel von Gustls Kompanie war der Bahnhof Wiener Neustadt. Das Industrieviertel südlich von Wien galt mit den vielen Fabriken mit Tausenden von Arbeiterinnen und Arbeitern als revolutionäre Hochburg. Aus diesem Grund war die Dichte von Armeeeinheiten dort sehr hoch. Aber die Einheit Brunner galt als verlässlicher als viele andere.

Der Zug fuhr erst am 3. November zu Mittag von Klagenfurt weiter. In Feldkirchen, in Bruck an der Mur und in Mürzzuschlag wurde jeweils eine Kompanie ausgeladen. Gustl stieg zwischendurch in die Transportwaggons für die Nicht-Offiziere und informierte seine Soldaten über den Befehl, den Bahnhof Wiener Neustadt zu besetzen. An allen Stationen stiegen bereits Leute zu, einige Zivilisten, aber auch viele Soldaten ohne Einheit auf dem Heimweg. Die meisten wollten nach Wien und dann weiter.

In Mürzzuschlag wurde eine Sonderausgabe der Grazer Mittagszeitung herumgereicht. Mit der riesigen Schlagzeile: *Der Waffenstillstand mit Italien abgeschlossen. Die Feindseligkeiten eingestellt.*

*

In Wiener Neustadt stieg ein Teil der Soldaten aus, andere blieben in den Wägen. Gustl ging auf dem Bahnsteig zum Waggon und sagte: „Ich spreche jetzt das letzte Mal als euer Kommandant. Wir haben den Befehl, den Bahnhof Wiener Neustadt zu besetzen. Der Befehl wurde von Feldmarschall Boroevic gegeben. Der ist für die italienische Front zuständig und nicht für diesen Bereich. Ich werde nach Wien weiterfahren und mich ins Zivilleben begeben. Ich nehme an, niemand von euch will

den Bahnhof gegen die Arbeiter verteidigen.“ Er konnte gar nicht mehr weiterreden, so ein Jubel brach aus.

„Ich glaube, das ist Antwort genug.“

Ein Soldat sagte: „Ich wäre sowieso weitergefahren.“ Und Gustl hätte auch nichts dagegen tun können.

Der neue Beruf

Vom Südbahnhof aus war es nicht weit zu seinen Eltern in den vierten Bezirk. Gustl war das fünfte und jüngste Kind eines Beamten im Polizeidienst. Im Krieg wurde sein Vater verletzt und hatte seither ein steifes Bein. So kehrte er wieder zurück in den Dienst, wurde aber nur mehr im Büro eingesetzt.

„Du hast Glück, du kriegst sofort wieder eine Arbeit", überraschte er seinen Sohn, „du wirst schon diese Woche in den Polizeidienst aufgenommen."

Gustl war überhaupt nicht begeistert. Sollte er sich freuen, weil er eine Arbeit bekommt? Sein Vater war wie viele Beamte überzeugter Monarchist. Gustl dagegen war schon lange Abonnent der Arbeiterzeitung, in den letzten Monaten korrespondierte er auch mit Julius Deutsch, der nun seit einem Tag Unterstaatssekretär im Staatsamt für Heereswesen war. Im letzten Urlaub hatte er ihn sogar getroffen. Und seit ein paar Monaten war Gustl auch Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.

„Du sollst übrigens sofort den Doktor Deutsch aufsuchen, wenn du in Wien bist. Er hat nämlich jemand bei uns vorbeigeschickt."

Noch am selben Abend konnte er endlich seine Freundin Agnes besuchen, die mit ihrer Schwester in der elterlichen Wohnung in der Gumpendorfer Straße lebte. Hilde, ihre Mutter, hatte gar nichts dagegen, dass Gustl schließlich in Agnes' Zimmer übernachtete. Sie und ihre Schwester Hermine plauderten mit Gustl, bis sich Hilde verabschiedete und auch Hermine ins Bett schickte.

Gustl und Agnes lagen ganz lange nebeneinander und redeten. Er erzählte, dass er bei der Polizei anfangen werde, weil ihn sein Vater untergebracht habe. Sie war genauso wenig begeistert. Aber es war eine Arbeit.

Sie schliefen miteinander. Es war ganz anders als beim letzten Mal, als er vor einem Dreivierteljahr auf Urlaub da war. Sie küsste ihn lange und intensiv, und sie ließ ihn ihre Erregung merken, fühlen und greifen. Und sie hatte auch keine Scheu, ihn anzugreifen.

Es war viel schöner als im Sommer, wo einfach alles so ablief.

Danach unterhielten sie sich weiter. Sie schliefen nur kurz, denn Gustl musste aufstehen und schon in der Früh ins Kriegsministerium, um Doktor Julius Deutsch zu treffen.

*

Auf dem Flur vor dessen Büro und auch innerhalb waren heftige Diskussionen im Gange. Deutsch erschien in der Tür. Bevor er sie schließen konnte, sah er Gustl und winkte ihn zu sich hinein.

Sie begrüßten sich mit Handschlag: „Gerade für dich habe ich eine schwere Aufgabe. Du wirst überrascht sein, aber es ist schon alles in die Wege geleitet."

„Ja?"

„Du wirst Leutnant bei der Staatspolizei in Wien. Noch heute meldest du dich beim obersten Staatspolizisten, bei Doktor Franz Brandl. Und morgen fängst du an. Du wirst einsehen, dass es wichtig ist, dass wir einen Fuß da drinnen haben. Ich weiß, dass der Brandl nicht begeistert ist. Aber er muss auf uns eingehen. Wären nicht wir Sozialdemokraten, kommen die Bolschewiken."

„Ihr seid auf mich gekommen, weil mein Vater Polizeibeamter ist?"

„Ja, natürlich haben wir deinen Vater kontaktiert."

Als Gustl schon gehen wollte, ergänzte Deutsch noch: „Damit du nicht so allein bist, bei der Kriminalpolizei gibt es einen Major David Bronstein. Nimm doch Kontakt mit ihm auf. Der ist wenigstens ein Liberaler."

Am Nachmittag sprach Gustl in der Polizeizentrale bei Doktor Brandl vor: „Sie werden verstehen, dass wir nicht sehr begeistert sind über Sie. Aber ich bin überzeugt, wir haben die gleichen Interessen. Außerdem hat Ihr Vater ein gutes Wort für Sie eingelegt. Aber die Fürsprache der Sozialdemokraten war da noch viel wichtiger. Die Monarchie besteht ja nur mehr aus einem Reichsrat, der noch dazu von einem Pazifisten geleitet wird!"

Am 27. Oktober 1918 wurde der Universitätsprofessor Heinrich Lammasch zum letzten Ministerpräsidenten von k. u. k. Österreich (Cisleithanien). Weil sich die Monarchie bereits aufzulösen begann, eigentlich nicht mehr bestand, wurde er manchmal „Liquidationsminister" genannt.

Hunderttausende Soldaten durchfuhren Wien und Kriegsgefangene versuchten, nach Hause zu gehen, ohne jemanden zu fragen.

„In den Straßen herrscht trotzdem ein fast normaler Zustand. Außer wenn die Rote Garde irgendeinen Unfug treibt.

Sie werden die Agenda für Bolschewismus und Anarchismus bekommen. Sie haben zu beobachten und zu sammeln, was Ihnen die Beamten zutragen. Sie werden sich natürlich mit Ihrer Partei absprechen, und das wird auch Ihre Hauptaufgabe sein. Gerade weil ihr nicht meine Freunde seid. So und jetzt zeige ich Ihnen noch Ihr Büro. Sie werden sofort beginnen mit dem Aktenstudium. Sie sollen sich möglichst schnell einlesen."

In einer Schrankwand des Büros waren Dutzende Ordner aufgestellt. Gustl wollte einen herausgreifen: „Kann ich mir gleich welche mitnehmen?"

„Nein, die bleiben im Haus. Ich stelle Ihnen noch Ihren Büronachbar vor. Sie werden gut mit ihm zusammenarbeiten kön-

nen. Er hat in letzter Zeit sozusagen Fleißarbeit in Sachen Bolschewismus geleistet."

Johann Soucek stand auf dem Türschild des Büros, das sie nun betraten. Sie gingen hinein. Der stand auf und gab Gustl die Hand: „Kriminalbeamter Johann Soucek, wir heißen ja nicht mehr Polizeiagenten. Auf gute Zusammenarbeit."

Hinter ihm standen ebenfalls ähnlich viele Ordner wie in seinem Büro. Die ganze rechte Wandseite bildete ein geschlossener Wandschrank, in dem Gustl ebenfalls Akten vermutete.

„Ich habe nur wenig Zeit, wenn Sie noch Fragen haben, fragen Sie Herrn Soucek", verabschiedete sich Doktor Brandl. „Sie werden viel im Büro sitzen. Haben Sie jetzt noch Fragen, bevor ich gehe? Wir sehen uns morgen um acht."

*

Gustl war mehrmals aufgewacht. Fast hätte er seinen ersten Arbeitstag verschlafen.

Am Eingang zur Polizeizentrale zeigte er seinen Militärausweis, eine Polizeikennung sollte er erst bekommen. Der Wachposten war aber informiert: „Ich wünsche Ihnen viel Glück, Herr Leutnant Thiel."

Gustl setzte sich an seinen Schreibtisch und streckte Arme und Beine von sich. Vor wenigen Tagen noch lag er im Dreck und Sand von Venetien und jetzt saß er schon im eigenen Büro.

Er stand auf und wandte sich dem Regal mit den Akten zu. Es waren wesentlich weniger da als am Vortag. Statt vierzig oder fünfzig nur noch zehn. Was hatte das zu bedeuten? Er konnte sich doch nicht schon am ersten Tag beschweren? Hatten sie ihn ausgewählt, gerade weil er so unbedarft und unerfahren in der Polizeiarbeit war? Das weckte in ihm den Wunsch, es ihnen erst recht zu zeigen.

Er nahm den erstbesten Ordner. Auf dem Rücken stand: „Polen". Er enthielt eine Anzahl Zettel mit Namen eingeheftet,

meist nur ein Doppelpunkt und dann „Bolschewik“ oder „Anarchist“. Bei manchen wurde das durch „Nationalist“ ergänzt. Von „Deutschösterreich“ standen vier Ordner da. Es waren viele Namen, aber wenig Geschichten, meist wieder nur „Bolschewik“ oder „Anarchist“. Einzelne andere Bezeichnungen wie „Katholik-Bolschewik“ waren selten. Bei vielen stand die Bemerkung „Jude“ dabei, häufig in einer anderen Handschrift. Er suchte bei A nach „Friedrich Adler“ oder „Fritz Adler“, den bekannten Attentäter, der 1916 den k. u. k. Ministerpräsidenten Stürgkh erschossen hatte. Er fand ihn nicht. Hatte der als wichtige Person ein eigenes Dossier, vielleicht gar als Attentäter?

Als er den Akt der „Südslawen“ durchschaute, wusste er, welche Papiere verschwunden waren. In diesem wurden nämlich Personen nicht nur als „Bolschewik“ oder „Anarchist“, sondern auch als „Sozialdemokrat“ bezeichnet. Bei den Südslawen hatten sie vergessen, auszusortieren. Dort blieben Bolschewiken, Anarchisten und Sozialdemokraten vermischt.

Es klopfte und Soucek schaute herein: „Wollen Sie auch einen Kaffee, ich lasse mir von unserer Kanzleikraft einen bringen.“

„Ja, bitte. Ich habe doch noch eine Frage. Hier fehlen doch die Ordner für die Sozialdemokraten?“

„Das stimmt. Das wäre für den Anfang zu viel für Sie. Wie Ihnen wahrscheinlich aufgefallen ist, fehlen auch die radikalen Nationalisten: die Tschechen, die Serben und die Juden. Sie werden die Akten schon noch kriegen. Fragen Sie nur, wenn Sie etwas wissen wollen.“

„Übrigens, ich bin der Johann.“ Sie schüttelten sich noch einmal die Hände. „Gustl, eigentlich August.“

Gustl war fürs Erste zufrieden. Natürlich wollten sie ihm die sozialdemokratischen Akten nur ungern geben. Aber früher oder später werden sie sie ihm schon zukommen lassen.

Er schlürfte seinen Kaffee, während er weiter in den Akten blätterte. Bolschewiken kannte er vom Heer nur, wenn einfache

Infanteristen betrunken hinausposaunten, welche zu sein, um die Autoritäten zu provozieren.

Die nächsten Tage verbrachte er damit, Dossiers von Menschen zu lesen, die er nicht kannte. In Deutschland brach die Revolution aus. In der Monarchie waren neue Staaten im Entstehen. In Wien wurde demonstriert, die Rote Garde marschierte auf, an vielen Ecken ereigneten sich kriminelle Schießereien. Und Gustl saß in seinem Büro und las Akten über Revolutionäre oder solche, die als revolutionär verdächtigt wurden. Und diese vielen sollten in diesen wenigen Akten sein?

Anfangs erwartete er stündlich Berichte von Konfidenten, um die Dossiers zu ergänzen. Aber niemand kam. Soucek brachte zweimal Abschriften von Reden, die bei den entsprechenden Namen eingeordnet werden sollten. So vergingen die Tage der ersten Woche, ohne dass viel passierte.

Die Ausrufung der Republik

Am Montag, dem 11. November, hatte Gustl neuerlich ein Gespräch mit Doktor Brandl. Der sagte, er solle ruhig mit seinen Leuten auf die Kundgebung am morgigen Tag gehen. Aber danach müsse er sich in Bereitschaft halten. Die Sozialdemokratie habe Ordner gestellt und sei verantwortlich für einen friedlichen Ablauf. Es wären zwar Gerüchte in Umlauf von einem „kommunistischen Putsch", diese seien aber nicht ernst zu nehmen. Von den Bolschewiken erwarte er sich nur verbale Kraftakte. Die Rote Garde werde es nicht wagen, gegen sozialdemokratische Arbeiter vorzugehen. „Obwohl es bei denen auch bolschewistische Neigungen gibt", ergänzte er. Die Polizei werde „Gewehr bei Fuß" für alle Eventualitäten bereitstehen.

Gustl schloss sich mit Agnes der sozialdemokratischen Sektion für den sechsten Bezirk an. Sie zogen mit den Massen auf der Ringstraße am Parlament vorbei. Als die Reden zur Ausrufung der Republik begannen, und während des Chaos durch die Aktionen der Roten Garde waren sie schon weg.

Von der Universität aus war es nicht weit ins Büro. Gustl traf am Schottenring Doktor Brandl. Der verlangte, sofort mit ihm umzukehren. Es war gerade noch das Knattern der Schüsse zu hören. Ihnen kamen zwar noch immer fliehende Leute entgegen, da aber das Schießen aufgehört hatte, drehten viele wieder neugierig um, um zu sehen, was los war.

Die Rampe des Parlaments war von Rotgardisten besetzt. Diese waren in heftige Dispute untereinander verwickelt und kümmerten sich nicht darum, dass sich Gustl und Doktor

Brandl als Zivilisten an ihnen vorbeidrängten. Im Parlamentseingang nahm ihn Brandl am Oberarm und zog ihn mit sich. Drinnen diskutierten Karl Seitz, der Vorsitzende der SDAP nach dem gestrigen Tod Victor Adlers, Julius Deutsch und ein Rotgardist.

„Aus dem Parlament ist zuerst auf uns geschossen worden, sogar mit einem Maschinengewehr."

„Aber das war doch ein Rollbalken, der heruntergelassen wurde", antwortete Deutsch, „der hat einen solchen Lärm gemacht."

„Es waren Schüsse."

„Nein, ein Rollbalken."

Schließlich ließ der Genosse von der Roten Garde den Rollbalken als Entschuldigung gelten.

„Das war Leo Rothziegel, einer der ganz wichtigen Agitatoren", erklärte Brandl.

Am nächsten Tag erwartete sich Gustl aufgrund der Ereignisse viele Berichte. Endlich würden sich die Akten füllen. Aber sie kamen nicht.

*

Am Abend des Folgetages war Jakob, der Cousin von Agnes, auf Besuch in der Gumpendorfer Straße. Sie redeten über alles Mögliche, so auch über den Vortag, Jakob gab sich als Anarchist und Rotgardist zu erkennen. Auf der Demonstration wäre er aber als Zivilist gewesen. Sie unterhielten sich auch über eine mögliche Revolution und die Rolle der Sozialdemokratie.

Am nächsten Vormittag suchte er in den Akten nach Jakob Bruckbauer. Tatsächlich fand er den Namen mit dem Vermerk „Anarchist". Agnes fand er nicht, obwohl auch sie sich als Anarchistin bezeichnete.

Ungefähr zu Mittag klopfte Soucek an seine Türe: „Herr Gustl, suchen Sie ein paar Namen heraus, die haben wir heute

in die Rossauer Lände gebracht. Machen Sie gleich Notizen dazu: Festgenommen wegen Hochverrats am 12. November 1918: Elfriede Friedländer, Karl Steinhardt, Joseph Apfelbaum und Jakob Bruckbauer“

Friedländer und Steinhardt hatten längere Einträge, von ihnen waren Reden dokumentiert und der Besuch illegaler Versammlungen. Mit einem Rufzeichen stand bei beiden dabei: KPDÖ! Bei Joseph Apfelbaum las er: „Redebeitrag bei Versammlung am 3.11.1918 bei unbekannter Gruppe: über die Rote Garde, Redebeitrag am 10.11.1918: Organisation.“ Jakob Bruckbauer war wohl der Cousin von Agnes, mit dem er gerade gestern geredet hatte. Er hatte nicht damit gerechnet, Bekannte zu beamtshandeln. Aber er war neugierig, und darum wollte er Jakob Bruckbauer besuchen.

Er wollte Johann Soucek melden, dass er in die Liesl gehe, um mit den Gefangenen zu sprechen. Aber dessen Büro war zugesperrt.

Beim Eingang des Polizeigefangenenhauses Elisabethpromenade zeigte er seinen Polizeiausweis. Die Wachmänner fragten nicht nach, warum er einen Gefangenen sehen wollte, obwohl sie ihn nicht kannten.

„Ihr Kollege, der ihn festgenommen hat, ist noch da. Gehen Sie ins Büro vom Kommandanten, der erteilt Ihnen die formelle Erlaubnis, Gefangene zu verhören.“

Er fragte diesen, einen Josef Fenz, ob er Jakob besuchen dürfe. Der antwortete unwirsch: „Ihr machts eh, was ihr wollts“, und meinte damit die Staatspolizei.

Auf dem Gang traf er Johann Soucek: „Sie wollen zu Jakob Bruckbauer? Sie werden nicht viel erreichen, der sagt nichts.“

„Woher wissen Sie, dass ich zu Bruckbauer will?“

„Er ist der einzige von den Hochverrätern, der noch da ist. Die Kommunisten sind schon weg, drüben in der Justizanstalt, und Joseph Apfelbaum ist schon abreisend.“

*

Jakob war überrascht, als er Gustl sah. Der schloss die Tür hinter sich, ohne sie zu versperren. Draußen wartete ein Wachmann.

„Es stimmt schon, ich habe eine Militäruniform angehabt, aber ich war wirklich nicht mit der Roten Garde dort“, rechtfertigte sich Jakob.

„Du wirst angeklagt wegen angeblichen Hochverrats.“ Jakob schaute erstaunt. „Ich kann mir zwar wirklich nicht vorstellen, dass du bei der Beschießung des Parlaments dabei warst oder sonst wo. Obwohl ich ja nicht weiß …“

„Ich hab dir gesagt, dass ich Anarchist bin. Aber ich war wirklich nicht dabei.“

„Wie wir uns gestern getroffen haben, hast du tatsächlich nicht so gewirkt, als hättest du irgendetwas damit zu tun.“

„Also, ich war schon vor dem Parlament, als geschossen worden ist. Das hab ich ja schon erzählt. Aber ich bin am Boden gelegen und hab gewartet, bis es vorbei ist, und bin dann gegangen. Und was machst du bei mir? Du bist doch Pazifist?“

Gustl begann, sich zu rechtfertigen: „Ich mache das nicht gerne. Ich bin vom Deutsch geschickt worden“, er machte eine Pause, „als Sozialdemokrat.“

Gustl sagte das, um Vertrauen zu gewinnen. Er missbilligte, dass Jakob festgenommen worden war, obwohl er nicht wirklich wusste, ob nicht doch irgendwas dahinterstand. Er hätte aber auch noch zu wenig Einfluss, um Jakob rauszubringen.

In dem Moment kam Soucek herein: „Ich hab Ihnen doch gesagt, der sagt nichts, die Kommunisten haben wenigsten Parolen geschrien.“

„Ist das ein Kollege von dir?“, fragte Jakob.

„Ist er zu Ihnen auch so unhöflich?“ Soucek wandte sich Jakob zu und schrie ihn an: „Halten Sie sich gefälligst an die Anstandsregeln, wenn Sie mit Beamten sprechen!“

„Kann ich noch ein paar Minuten alleine mit ihm reden?“

Gustl fand es gewagt, aber er würde es Soucek später schon noch erzählen, dass er Jakob als Cousin seiner Freundin kennt.

Jakob wartete, bis die Tür geschlossen war, aber seine Anspannung war ihm anzumerken. „Der ist ein Reaktionär! Soucek ist wirklich ein Kollege von dir?“

„Ja, ich weiß, die Polizei ist reaktionär“, antwortete Gustl mit einer wegwerfenden Geste.

„Nein, der ist nicht ein normaler Reaktionär, sondern ein richtiger Konterrevolutionär. Außerdem ist er ein Antisemit. Er hat einen Juden erschlagen. Also nicht genau so, aber seine deutschnationale Bande hat einen Juden umgebracht. Und die Kieberer haben nichts gemacht, weil der Soucek dabei war.“

„Woher kennst du Johann Soucek? Woher willst du das wissen? Warst du dabei?“

„Ein Freund hat es mir erzählt.“

„Also es gibt keine Beweise?“

Die Tür ging wieder auf und beide verstummten. Aber es war nicht Soucek, sondern Kommandant Fenz: „Jakob Bruckbauer, Sie können gehen.“ Hinter ihm drängten sich sofort zwei Wachleute herein, die Jakob in ihre Mitte nahmen und zur Tür hinausschoben.

„Ich hasse diese Eigenwilligkeiten von euch Staatspolizisten.“ Gustl schaute Kommandant Fenz fragend an.

„Draußen steht die Rote Garde und fordert die Freilassung. Und überhaupt, dieser Jakob Bruckbauer. Ich hab mit dem Chef telefoniert. Der hat nur angeordnet, Elfriede Friedländer und Karl Steinhardt festzunehmen. Die anderen zwei gehen auf eure Kappe.“

Soucek hatte also mit der Festnahme von Jakob eigenwillig gehandelt. Darum ist es wohl dem Kommandanten so leicht gefallen, einer Freilassung zuzustimmen.

Auf dem Weg hinaus schaute Gustl aus dem Fenster auf die Lände und sah die Rote Garde aufgestellt, mit zwei Maschinen-

gewehren an den Seiten. Er nahm den Ausgang in die Berggasse und ging von dort aus hinüber in sein Büro.

Wusste Jakob wirklich mehr über Johann Soucek oder hatte er das nur so gesagt? Seine Vermutungen wirkten eigentlich unglaubwürdig. Es wirkte so parolenhaft. Aber dass Soucek bei Jakobs Verhaftung eigenwillig gehandelt hatte, beunruhigte ihn doch.

Agnes

Am Abend fragte er Agnes, ob sie etwas in der Zeitung gelesen oder sonst mitgekriegt habe, dass Ende Oktober ein Jude erschlagen worden war. Sie wusste nichts davon.

Am folgenden Morgen lud ihn Soucek wie immer auf einen Kaffee ein. Nichts schien sich verändert zu haben.

Gustl verlangte noch einmal die Akten der Sozialdemokraten. Die Antwort war wieder ablenkend: „Hast du schon alle durchgearbeitet? Ich geb dir dann den Akt von den tschechischen Radikalen. Und dann kriegst du noch den von den Juden. Da stehen aber kaum Namen drinnen. Die meisten Juden sind nämlich Bolschewiken."

Tatsächlich brachte ihm Soucek nach einigen Minuten drei neue Ordner herüber, in denen es um die „tschechischen Radikalen" ging.

*

Am Nachmittag suchte Gustl das Büro von Major David Bronstein auf, das in einem anderen Stock desselben Gebäudes lag.

„Ich hab schon gehört, dass sie uns einen richtigen Sozialdemokraten hereingesetzt haben", lachte der, „ich muss leider gerade gehen. Kommen Sie morgen früh in mein Büro, und wir trinken gemeinsam einen Kaffee."

Am nächsten Tag plauderten sie hauptsächlich über die Ereignisse der letzten Zeit und die Veränderungen, die dadurch bewirkt werden könnten: „Dass Sie zu uns gekommen sind, ist so ein Zeichen für Demokratie und Republik. Selbst die Poli-

zeiarbeit ändert sich, auch wenn die Beamten bis auf solche Ausnahmen wie Sie die gleichen bleiben."

Dann fragte er David Bronstein: „Es gibt Berichte, das heißt, ich habe es nur von einer Person gehört, aber ich bin trotzdem neugierig, vielleicht stimmt es auch gar nicht. Es heißt, es gibt Gerüchte, dass Ende Oktober ein Jude erschlagen worden ist. Davon ist nie etwas in den Zeitungen gestanden. Wissen Sie was davon?"

„Das ist schon schwer. Da müssten Sie etwas genauer sein: Datum, Ort, wo wurde die Leiche gefunden und so weiter."

„Vielleicht könnten Sie nachschauen, ob da was dran ist. Es soll eine Bande gewesen sein …" Gustl hätte genauer fragen sollen. Wo und wann war das passiert?

„Ich kann Anfang nächster Woche nachschauen, sollte aber wirklich etwas vorgefallen sein, hätte ich das sicher gehört."

Gustl war erleichtert, dass die Vorwürfe gegen Soucek doch nicht so stimmten.

*

Als er heimkam und Agnes die Tür öffnete, schaute sie nicht ihn an, sondern zu Boden. Irgendetwas stimmte nicht.

„Jakob ist auf Besuch", sagte sie, und dann platzte es aus ihr heraus: „Warum hast du mich angelogen?"

„Ich hab dich nicht angelogen. Ich erzähle nur nicht jeden Tag, was passiert ist. Das mit Jakob hätt ich dir sicher gesagt. Außerdem gibt es so eine Art Geheimhaltung in der Polizei."

„Was hast du mir denn alles noch nicht gesagt? Du hast mir ja nicht einmal gesagt, dass du bei der Staatspolizei bist."

„Ich hätte dir sicher einiges noch erzählt. Noch gibt es ja nichts, was ich geheim halten muss."

„Du hast mir vorgestern nicht erzählt, dass du Jakob im Gefängnis besucht hast, du hast mir gestern nichts davon erzählt. Wir haben in einem Bett geschlafen und du hast nichts gesagt."

Gustl blieb still, Agnes schaute ihn an und schüttelte den Kopf: „Jakob will mit dir reden.“ Sie rannte in ihr Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Jakob saß in der Küche bei einer Tasse Kaffeesubstitut und hatte alles mitbekommen. Sie begrüßten sich und schwiegen sich an.

„Du wirst dir sicher denken können, warum ich komme“, begann Jakob das Gespräch und ignorierte den Streit zwischen Gustl und Agnes. „Es geht um Soucek. Und wenn du schon Polizist bist, möchte ich, dass du etwas dafür tust, den Mord an David aufzuklären.“

„David ist der ermordete Jude, von dem du gesprochen hast?“

„Natürlich ist alles offensichtlich. Die Deutsche Legion, vielleicht nennen sie sich inzwischen auch anders, die haben ihn verprügelt. Und die Polizei hat die Bande festgenommen. Dann ist der Soucek gekommen und hat verlangt, dass sie wieder freigelassen werden. Nur weil er illegal in Wien war, hat sich niemand drum kümmert.“ Gustl sollte sich wohl in der Arbeit mit seinem Mitarbeiter anlegen?

„Wann war das, wo genau war das, was ist mit der Leiche passiert?“ Gustl zeigte sich gereizt, aber doch interessiert.

„Glockengasse, Ecke Blumauergasse, und es war am 21. Oktober, an dem Tag mit der Nationalversammlung im Landhaus. Eine jüdische Leiche wird schnell begraben. Ich weiß leider nicht, wo.“

„Und woher sind deine Informationen?“

Jakob zögerte. Er wollte offensichtlich einem Polizisten doch keine Namen preisgeben.

„Ich muss schon Zeugen dazu befragen?“

„Und dann erzählst du das dem Soucek!“ Nach dem, was ihm Jakob bis jetzt berichtet hatte, konnte er sich nicht vorstellen, in dieser Frage mit Soucek zusammenzuarbeiten.

„Es war Jossel, Joseph Apfelbaum, den ihr ausgewiesen habt. Er hat im zweiten Bezirk Verwandte und war gerade dort, als es passiert ist."

„Woher hat der gewusst, dass das Soucek war, und woher kennst du eigentlich den Soucek?"

„Jossel hat ihm den Ausweis weggenommen. Ich hab mit Soucek zufällig im Zug geredet. Und dann habe ich mit einem Kameraden geredet, den ich vom Militär kenne und der auch bei der Deutschen Legion ist. Und der hat …" Jakob brach auf einmal ab und redete nicht mehr weiter.

„Wie ist das mit dem Kameraden von der Armee, wer ist das und wie ist das mit der Deutschen Legion?"

„Bei der Deutschen Legion herrschen ziemlich raue Sitten, als Strafe wird dort ausgepeitscht."

„Wie heißt der Kamerad von der Armee?"

„Verhörst du mich jetzt?"

„Wenn du mir nichts sagst, kann ich dir nicht helfen."

Agnes stand inzwischen in der Tür und schluchzte: „Gustl, kommst du dann?"

„Servus, ich muss mich jetzt um Agnes kümmern." Gustl ging mit Agnes ins Zimmer.

Sie warf sich bäuchlings aufs Bett und weinte. Gustl setzte sich auf einen Sessel daneben und sagte nach einer Weile: „Ich hätte dir schon alles erzählt."

Nach einer Pause setzte sich Agnes an die Bettkante: „Ich hab geglaubt, du bist ein ganz normaler einfacher Polizist. Mehr im Büro und so. Dabei bist du Staatspolizist."

„Ich bin Polizist geworden, weil wir jetzt eine Republik sind. Also das ist ganz anders als bei den Polizeibeamten in der Monarchie. Oder besser, es ist noch nicht anders. Aber es wird anders. Und die Staatspolizei ist jetzt eine für die Republik. Ich bin dort gegen die monarchistischen Beamten. Ich bin sogar dort als Sozialdemokrat. Ich bin für die Sozialdemokratie dort …"

„Aber warum hast du mir das nicht gesagt? Wenn alles so republikanisch ist!“

„Schau, es ist sogar so, dass die Polizei nicht aufmarschiert ist am 12. November. Hättest du dir vorstellen können, dass es früher so gewesen wäre?“ Dieses „Früher“ war erst einige Tage oder Wochen her.

„Du hast mir nie gesagt, was du arbeitest?“ Gustl wollte nicht gerne erzählen, dass er Akten über Menschen studierte, die als „Bolschewiken“ oder „Anarchisten“ eingeordnet wurden.

„Ich wollte dich nicht belasten. Ich hab nämlich auch Probleme in der Arbeit, mit einem Kollegen. Vielleicht hat dir Jakob schon von diesem Johann Soucek erzählt?“

„Ja, dass der ihn festgenommen hat und du dich gut mit ihm verstehst.“

„So gut versteh ich mich nicht mit ihm. Er ist mein Kollege, und ich muss mit ihm zusammenarbeiten. Der Soucek hat den Jakob aber ohne Weisung von oben festgenommen. Das darfst du dem Jakob aber nicht erzählen. Das ist nur intern.

Und kannst du dich noch erinnern, dass ich am Donnerstag nach einem ermordeten Juden im Oktober gefragt habe? Weil das ganz unter den Tisch gefallen ist, will Jakob, dass ich da nachforsche. Und Jakob behauptet ja auch, dass Soucek damit zu tun hat.“

Sie saßen noch eine Weile schweigsam nebeneinander. In der Nacht drehte sich Agnes zum Schlafen weg. Sie war noch immer beleidigt.

Ab jetzt ging sie zu den Treffen der Föderation. Jakob hatte sie dazu eingeladen. Weil sie Anarchistin war, aber vielleicht auch, um Gustl zu ärgern.

Versetzung

Gustl hatte eigentlich nichts zu tun und niemand kümmerte sich darum. Mit den Wachmännern war er dienstlich und freundlich. Nur Soucek schaute manchmal ins Zimmer.

Am Dienstag suchte Gustl die für die Blumauergasse zuständige Polizeistation in der Leopoldsgasse auf. Er fragte nach den Aufzeichnungen über den Oktober. Ein Wachmann Limbeck, der gerade Dienst hatte, zeigte sich sehr hilfsbereit: „Bei uns ist ja viel los. Räubereien und Sachbeschädigungen. Aber weniger als ein Stück weiter. Wir sind weit genug weg von den Bahnhöfen. Was suchen Sie denn?"

„Einen Vorfall am 21. Oktober."

Der Wachmann brachte eine Mappe mit eingehefteten Berichten. Sie waren ungefähr nach dem Datum geordnet. Das meiste waren kurze Bemerkungen über kleine Diebstähle, in wenigen Worten abgehandelt. Wie erwartet fand Gustl keinen Hinweis für einen Mord oder eine sonstige Gewalttat. Einzig eine dürre Zeile: „21. Oktober: Rothen Stern Gasse 14, Beschwerde wegen Judenauflauf." Diese Meldung war ganz nach unten gerutscht, dort wo die Einträge vom Anfang des Monats waren.

Gustl fragte Wachmann Limbeck, ob er etwas von dem „Judenauflauf" wüsste. Der erklärte, dass er damals woanders auf Streife war, aber gehört hatte, dass es irgendwelche Probleme gegeben hatte. Herr Perisic, der Wachkommandant, sei gerade unterwegs und komme in einer Stunde zurück.

Gustl nutzte das, um vor das Haus Rotensterngasse 14 zu schauen. Er fragte einen orthodox gekleideten Juden, ob er et-

was wisse von einem Auflauf und anderen Ereignissen vom 21. Oktober. Der antwortete irgendwas auf Jiddisch.

Als Nächstes fragte er einen jungen Mann, der gerade hineingehen wollte: „Können Sie mir bitte eine Auskunft geben? Es geht um einen Vorfall am Montag, dem 21. Oktober, hier in der Rotensterngasse."

„Ja, da war viel los. Ich bin ja bloß auf Besuch da. Aber ich weiß, da war viel los bei den Apfelbaums. Da ist einer gestorben, der Jakub, an der Grippe und vielleicht dann noch ein zweiter … Es war viel los da im Haus."

„Ich bin nämlich von der Polizei", sagte Gustl und erkannte gleich, dass das ein Fehler war, denn der junge Mann drehte sich sofort weg und verschwand im Hauseingang. Vielleicht war das Ganze ein Missverständnis und dieser David ist an der Grippe gestorben. Und dass er erschlagen worden ist, hat sich zum Gerücht aufgebauscht. Die Aussage „vielleicht noch ein zweiter" war der einzige Hinweis.

Gustl wollte sich gerade wieder zurück zur Polizeistation begeben, als ihm ein Mann von der anderen Straßenseite zuwinkte. Der war gerade aus einem Papierwarengeschäft getreten.

„Sie sind von der Polizei? Endlich macht die Polizei was gegen diese Galizier. Immer wieder machen die Wirbel auf der Straße."

Gustl fragte ihn: „Wussten sie, was bei dem Wirbel am 21. Oktober war?"

„Natürlich, da waren besonders viele da, das war am Tag von der, na wo sie sich im Landhaus getroffen haben. Jetzt, wo der Kaiser nicht mehr da ist, tanzen uns die Juden sowieso auf der Nase herum. Sie können sich nicht vorstellen, wie geschäftsschädigend das ist, wenn die auf der Straße sind. Die kaufen ja nichts bei mir. Und die anderen trauen sich gar nicht mehr her. Also auf mich können Sie zählen. Mein Name ist übrigens Novak, Eduard Novak."

„Haben Sie gesehen, dass es eine Schlägerei gegeben hat?“

„Ja, die sind immer so laut. Aber da war schon besonders viel los an dem Tag. Vielleicht haben sie auch gerauft. Aber gesehen hab ich nichts. Es ist immer so viel Geschrei und Gejammer bei dem Gesindel.“

„Haben Sie sich bei der Polizei beschwert?“

Herr Novak verdrehte die Augen. „Ja, immer wieder. Die kommen oft gar nicht mehr. Aber ich kann mich erinnern, an dem Tag waren sie da. Aber Genaueres gesehen hab ich nicht. Mir ist nur was gesagt worden von einem Toten wegen der Grippe.“

„Haben Sie auch Deutsche, äh, Österreicher, so junge Burschen gesehen. Die nicht dazugehört haben?“

„Solche gehen auch immer wieder vorbei.“ Herr Novak zögerte mit einer Fortsetzung. „Es kann schon sein. Aber die Probleme machen immer wieder die Juden. Nicht alle. Natürlich kaufen auch welche ein. Aber diese, Sie wissen schon, die nur die Thora lesen. Und außerdem so auffällig angezogen … Können Sie nicht was machen, dass die nicht immer vor den Häusern herumlungern?“

„Danke für die Auskunft.“ Gustl drehte sich weg. Er erwartete nicht, von Herrn Novak mehr zu erfahren.

In der Polizeistation empfing ihn Wachkommandant Perisic: „Was ist Ihr Anliegen?“

„In den Akten steht nichts, aber können Sie etwas sagen zu den Vorfällen am 21. Oktober, es war genau der Tag der konstituierenden Sitzung im Landhaus?“

„Natürlich kann ich was erzählen. Es war eine kleine Rauferei. Wir wurden gerufen. Aber wie wir hin sind, war alles schon vorbei. Niemand ist zu Schaden gekommen. Nur der Novak hat sich beschwert wegen dem Lärm. Aber den kennen wir schon. Der beschwert sich immer.“

„Haben Sie auch etwas gehört von Toten, von der Grippe oder so?“

„Das geht uns nichts an. Wir führen keine Register über die Toten. Da müssen Sie schon in die magistratischen Karteien schauen. Obwohl von den Juden steht manchmal nichts drin. Da müssen Sie in der jüdischen Gemeinde nachfragen, die führen genau Buch. Wir haben schon eine genaue Bürokratie, aber die", damit meinte er wohl die Juden, „sind nicht so kooperativ. Und wegen irgendwelcher Kleinigkeiten laufen wir ihnen nicht nach."

„War jemand von der Staatspolizei da, ein Johann Soucek?"

„Ja, der war zufällig da, der wohnt ja in der Nähe. Aber er hat auch nicht mehr gesehen als wir."

Gustl fragte nicht, ob Soucek veranlasst hatte, dass die Festgenommenen laufen gelassen würden. Er wollte gar nicht wirklich wissen, dass Soucek verantwortlich war. Und so wusste er genauso viel oder wenig wie zuvor. Es könnte stimmen, was Jakob gesagt hat oder auch nicht.

Als er auf dem Weg in sein Büro an der Tür von Soucek vorbeikam, hörte er drinnen Schreien. Er konnte die Stimme Brandls erkennen, aber nicht, worum es ging. Irgendwie glaubte er, das Wort „Eigenmächtigkeiten" zu verstehen.

Er ließ die Tür zu seinem Büro offen, um Brandl wegen der Akten über die Sozialdemokraten zu fragen.

Als er ihn aus Souceks Büro kommen hörte, stand er auf, brauchte aber gar nicht auf den Gang hinauszugehen, denn Doktor Brandl klopfte an und trat ein, als er erkannte, dass die Tür offen war.

„Ich wollte gerade fragen, wie es Ihnen geht?"

„Eigentlich ganz gut. Ich weiß nur nicht so recht, was meine Aufgabe ist. Ich habe mir erwartet, dass ich Berichte zu bearbeiten kriege. Dass ich Zusammenhänge herstelle. Ich weiß, ich hab erst angefangen. Aber bis jetzt fühle ich mich unterfordert. Und ich hätte dann noch eine Frage: Ist es Absicht, dass ich die Akten über die Sozialdemokraten nicht kriege?"

Kaum hatte er den letzten Satz ausgesprochen, wollte er ihn schon nicht mehr gesagt haben. Er hätte freundlicher fragen sollen.

„Sie werden von mir doch nicht erwarten, dass ich Ihnen sage, dass Sie die Akten absichtlich nicht sehen dürfen? Sie werden Einblick in die sozialdemokratischen Akten bekommen. Und Sie werden nichts Besonderes darin finden. Aber jetzt gedulden Sie sich noch. Machen Sie weiter wie bisher. Ich wünsche Ihnen viel Glück."

Freundlich war der letzte Satz wohl nicht gemeint.

Schließlich ging er zu Soucek hinüber. Es gab ja nichts, was er gegen ihn haben könnte. Zwischen ihnen standen nur haltlose, nicht sehr glaubhafte Vorwürfe. Wenn er mehr Arbeit hätte, würde er das vielleicht sogar vergessen.

Eigentlich war Soucek ganz nett, politisch äußerte er sich nie. Gustl fragte trotzdem nach: „Warum haben Sie Jakob Bruckbauer verhaften lassen?"

Der antwortete ganz freundlich: „Sie haben es also mitgekriegt, dass mir der Brandl den Kopf gewaschen hat. Ja, das war ein bisschen eigenwillig. Es gibt wirklich zu wenig Beweise, dass er bei den Aktionen am 12. November dabei war. Aber er ist aktiv in einer anarchistischen Gruppe, die ich beobachten lasse. Ich weiß, dass er ein gefährlicher Anarchist ist, aber ich habe keine Beweise."

„Ich kenne Jakob Bruckbauer, er ist der Cousin meiner Freundin. Ich habe ihn zweimal getroffen, einmal davon im Gefängnis."

„Ah, also verwandtschaftliche Beziehungen. Wie heißt denn Ihre Freundin? Werden Sie irgendwann heiraten?"

„Agnes heißt sie, wir haben noch nicht darüber geredet, aber sicher heiraten wir irgendwann."

„Und hat der Cousin Jakob mehr mit Ihrer Agnes zu tun?"

„Nein, auch nicht viel mehr als ich mit ihm. Er kommt ur-

sprünglich aus Salzburg, ist aber jetzt in Wien. Er ist ein Deserteur."

„Das wundert mich gar nicht. Dass er seine Pflichten nicht erfüllt."

Gustl musste an seinen „Abschied" von der Armee in Wiener Neustadt denken, sagte aber nichts.

„Ich hätte dann noch die Frage, die ich schon mehrmals gestellt habe: Ich würde gerne die Akten über die Sozialdemokraten sehen."

„Das ist kein Problem. Doch! Es ist schon ein Problem, weil es so viele sind, auch historisch." Soucek machte den Wandschrank auf, der mit Akten gefüllt war. „Bald hätte ich es nicht mehr verstecken können, weil der Schrank schon bis oben voll ist", lachte Soucek. Gustl ging hin, auf den Ordnern standen jeweils ein Anfangsdatum und ein Enddatum. Drinnen gab es überhaupt kein System.

„Zuerst wollten wir sie unter dem Titel: *Sozialdemokraten und Anarchisten* ordnen. Aber die Situation hat sich geändert. Jetzt gibt es auch die Bolschewiken. Vor ein paar Monaten ist die Idee aufgekommen, die Daten nach politischer Filiation und Namen zu ordnen. Das hier ist ja nur zufällig nach dem Datum gesammelt. So ungefähr. Wenn wir eine Person suchen, müssen wir alle Akten durchschauen. Sofern sie vom Alter her passen. Vor Ihnen war einer da, der angefangen hat, die neuen Akten anzulegen. Das sind die, die Sie schon kennen. Nicht so viele."

„Was ist mit meinem Vorgänger passiert?"

„Der ist Ende Oktober zurück nach Böhmen. Wir haben ja gewusst, dass er Tscheche ist, aber nicht, dass er so national ist. Das ist er wohl erst in den letzten Wochen geworden."

„Die neuen Akten sind dazu da, alles leichter zu finden. Endlich Ordnung zu machen." Gustl konnte sich vorstellen, was seine Arbeit für die nächsten Wochen sein wird: Neue Akten schreiben. Er war zufrieden. Soucek hatte nichts mit einem

erschlagenen Juden zu tun, und er hat ihm den Zugang zum Archiv der Staatspolizei ganz geöffnet. Er drückte ihm drei zufällig aus dem Schrank genommene Ordner in die Hand.

*

Am Abend erzählte er Agnes von seinem Ausflug in den zweiten Bezirk und dass wahrscheinlich nichts von dem stimmte, was Jakob gesagt hatte, und außerdem, dass er neue Akten bekommen habe: Sozialdemokraten und Anarchisten.

„Ich hoff schon, dass es dir nichts macht, dass ich zu den Treffen geh, wo der Jakob ist? Bei der Föderation sind ja auch Anarchisten!"

„Ich versteh das gut", sagte Gustl und dachte sich, dass das Agnes nur aus Trotz machte, weil er ihr verschwiegen hatte, dass er Jakob im Gefängnis besucht hatte.

Sie drehte sich das erste Mal seit Samstag nicht mehr weg und sie schliefen wieder miteinander.

*

Der nächste Arbeitstag war anders, als Gustl sich das vorgestellt hatte. Es fing schon damit an, dass Soucek nicht da war. Um zehn wurde er zum Telefon gerufen. Am anderen Ende war Brandl. Er solle sofort zu ihm ins Büro kommen.

„Dass Sie eigenmächtig Untersuchungen in der Leopoldstadt anstellen, finde ich nicht so schlimm. Nur sinnlos und überehrgeizig. Ich weiß nicht, welchen Informationen Sie da nachgegangen sind. Aber ein eklatanter Bruch des Vertrauens ist, dass Sie sich ohne Weisung und ohne sich abzusprechen, Akten aus dem Zimmer von Herrn Johann Soucek genommen haben. Sie hätten die Akten früher oder später sowieso bekommen."

„Aber Soucek hat sie mir doch gegeben?"

„Meine Information ist eine andere."

„Und mit dem zweiten Bezirk …"

„Das interessiert mich nicht. Wenn wir jeden Auflauf verfolgen, kämen wir nie zu einem Ende. Es gibt ja keinen Tag ohne Demonstrationen."

„Aber …"

„Sie werden aus der Staatspolizei ausgeschieden. Ich kann Sie nicht auf die Straße setzen. Sie wurden uns ja geschickt. Aber Sie kommen dorthin, wo Sie sicher nie mehr etwas mit uns zu tun haben."

Damit war Gustls Laufbahn als Staatspolizist beendet. Offensichtlich hatte Soucek gelogen, um ihn rauszuekeln.

*

Er wurde in die Polizeistation in der Schulgasse versetzt. Kommandant war dort ein Paul Schneeberger. Der war natürlich nicht begeistert, dass ihm ein Leutnant ins Hinterzimmer gesetzt wurde. Ihre Aufgaben wurden aufgeteilt. Offiziell war Gustl unabhängig, zuständig für die einzelnen Ermittlungen, während Schneeberger die übliche Arbeit leitete. Er durfte Gustl nichts befehlen, aber auch Gustl durfte ihn nicht kommandieren.

Er war jetzt einfacher Kriminalpolizist. Zuständig für einen reichen Teil von Währing mit vielen Villen und wenigen Leuten, die dort wohnten. Die Bürgerinnen und Bürger hatten sich zwar eingebildet, die Rote Garde werde heraufmarschieren, aber in Wirklichkeit war dort nichts los. „Sie können dort in einem Hinterzimmer Däumchen drehen und Nasen bohren!", hatte Brandl dazu angemerkt.

Tatsächlich hatte er nicht viel zu tun. Es ereigneten sich einige wenige Villeneinbrüche, die praktisch nie aufgeklärt wurden. Gustl hatte die Einbruchstelle zu begutachten und befragte meist ohne Ergebnis Bewohnerinnen, Bewohner und Personal. Nur einmal verriet sich ein Gärtner durch aufgeregtes Verhalten. Er hatte bei einem Einbruch Fleisch gestohlen

und rechtfertigte sich damit, dass es für den Geburtstag seiner Tochter gewesen wäre. Er wurde ins Gefangenenhaus in U-Haft überstellt. Beim Prozess musste Gustl eine Aussage machen. Der Gärtner wurde zu den eineinhalb Monaten verurteilt, die er schon in Untersuchungshaft abgesessen hatte.

Sein Mordfall

Niemand kontrollierte Gustl, mit den Wachmännern war er freundschaftlich verbunden, hatte aber nicht viel mit ihnen zu tun. So begann sein Arbeitsalltag, das Herumsitzen im Hinterzimmer, meistens erst um neun.

Am 31. März 1919 war er schon kurz nach acht vor dem Kommissariat. Sofort stürmte ihm Wachmann Petzold entgegen. „Sie müssen sofort in die, wie heißt sie", er schaute auf einen Zettel, „Edmund-Weiß-Gasse 19, dort war ein Mord."

So wurde es nichts mit einem gemütlichen Ersatzkaffee, er ging hinunter zum Aumannplatz und dann die Köhlergasse hinauf Richtung Sternwarte. Gleich stadtauswärts links befand sich das Haus. Gustl war ein bisschen außer Atem, weil er den Berg hinauf fast gerannt war. Einige junge Burschen standen davor, unterhielten sich und versuchten, einen Blick ins Haus zu erhaschen. Zwei Wachmänner standen vor dem Eingang. Sie erkannten Gustl und wiesen ihn in das Haus. Die Eingangstüre war eingeschnappt und schwer zu öffnen. Er schob sie mit seiner Schulter auf. Vom Vorraum aus sah man in das große Wohnzimmer. Dort standen eine Person in Militärkleidung, aber ohne Abzeichen, und vier weitere Wachmänner. Offensichtlich war fast die ganze Belegschaft der Schulgasse da, der Nachtdienst und die, die ihn ablösen hätten sollen. Auf dem Boden lag eine blutige Leiche. Alle schauten Gustl erwartungsvoll an.

Ihm fiel vorerst nichts ein: „Ich hoffe, ihr habt nichts bewegt. Wer ist der Ermordete?"

Wachmann Peters antwortete am schnellsten: „Der Besitzer dieses Hauses, Herr Otto Reinsfeld, Hauptmann der Infanterie."

„Wer hat die Leiche gefunden?"

„Herr Franz-Josef Beidinger", zeigte der Wachmann auf die anwesende Person.

„Erzählen Sie, was Sie gesehen haben?"

Dem war aber etwas anderes wichtig: „Sonst ist immer seine Frau Grete da. Mich wundert, dass sie nicht da ist. Vielleicht wurde sie auch umgebracht."

Gustl deutete auf zwei Wachmänner: „Schaut nach oben. Aber seid diskret dabei."

Die zwei gingen die Stiegen hinauf, Gustl hörte das Anklopfen an die Zimmer und das anschließende Öffnen der Türen.

„Jetzt erzählen Sie einmal, was passiert ist, Herr Beidinger."

„Ich bin in der Früh gekommen. Schon früher als die andern. Wenn Herr Reinsfeld weiß, dass wir kommen, erwartet er uns schon und lässt die Tür offen. So bin ich ganz selbstverständlich hineingegangen. Wir gehen ja immer durch den Vorraum in den Keller."

„Wer ist wir?", fragte Gustl nach.

„Wir sind eine Gruppe, die dort unten turnt. Wie ich in den Vorraum bin, hab ich gesehen, dass die Tür zum Wohnzimmer offen ist. Sonst ist die immer zu. Und da habe ich die Leiche gesehen."

„Sie haben nichts angerührt?", fragte Gustl noch einmal, während er sich zur Leiche hinunterbeugte und die blutverkrustete rechte Seite des Gesichtes mit einem Einschuss an der seitlichen Stirn sah.

„Reden Sie weiter", sagte Gustl, weil der Zeuge aufgehört hatte.

„Und dann bin ich gleich zur Polizeistation und Ihre Kollegen sind mit mir heraufgekommen. Ich hab ihnen das gerade gezeigt und dann sind auch schon Sie da gewesen."

Inzwischen waren die Wachmänner wieder aus dem oberen Stockwerk heruntergekommen. „Wir haben niemanden gefunden, alles ist leer."

„Schaut in den Keller hinunter", befahl er den Wachmännern und wandte sich wieder Beidinger zu.

„Womöglich ist Frau Reinsfeld entführt worden?", wandte der ein.

„Das wissen wir nicht. Vielleicht ist sie einfach geflüchtet vor dem Gewalttäter. Wissen Sie, wo sie hingegangen sein könnte? Verwandte? Freunde? Sie wird sich sicher noch bei der Polizei melden." Gustl versuchte zu beruhigen.

Es war ein seltsames Gefühl. Bisher hatten ihn die Wachmänner weitgehend ignoriert und jetzt erwarteten sie seine Autorität. Gustl hatte allerdings überhaupt keine Ahnung von Tatortermittlung. Er bedauerte, dass er die sinnlos vergangene Zeit nicht dazu genutzt hatte, etwas über Kriminalistik zu lesen. Er wusste nur, dass das Wichtigste die Aussagen von Zeugen sind. Und dass als Indiz am wichtigsten die Waffen sind. Als Kommandant im Krieg war er gewohnt, aufzutreten, als hätte er alles in Griff. Und er hatte dort schon genug Leichen gesehen und umgedreht.

Er betrachtete den Körper genauer, der halb auf der Seite am Rücken lag. Im Brustraum und im Bauch waren aus der Nähe ebenfalls Einschüsse zu erkennen, die aus der Entfernung nicht zu sehen waren, weil die ganze Uniform des Hauptmanns blutig war. Er lag außerdem vor der linken Seite einer Couch. Nichts war blutig, nur der Teppich rund um die Leiche.

„Er ist wahrscheinlich von vorne erschossen worden. Ich sehe drei Einschüsse. Ich schätze, er ist aufgestanden, wollte Richtung Vorraum gehen und wurde von der Tür her angegriffen. Das ist aber nur Spekulation."

Er griff der Leiche an den Hals. Aus dem Krieg wusste er über die Totenstarre, die nach zwei bis vier Stunden eintritt und

nach sechs bis acht Stunden voll ausgeprägt ist. Der Leichnam war schon ganz erstarrt: „Der Tod muss bereits vor sechs Stunden eingetreten sein. Wie spät ist es jetzt. Neun? Also vor drei Uhr in der Nacht. Für den genauen Zeitpunkt müssen wir die Nachbarn befragen. Drei Schüsse mitten in der Nacht müssen einfach gehört werden."

Wusste Gustl aufs Erste überhaupt nicht recht, was er tun sollte, so sah er jetzt ein ganzes Panorama von Arbeit vor sich.

„Die Leiche muss ins Institut für Gerichtliche Medizin gebracht werden. Obwohl der Tod durch Erschießen ziemlich offensichtlich ist. Der Tod ist spätestens durch den Kopfschuss eingetreten."

Er schickte einen Wachmann in die Polizeistation, um nach dem gerichtsmedizinischen Institut zu telefonieren. Einen weiteren schickte er los, um die nächsten Nachbarn zu befragen, ob und wann sie einen Schuss gehört hatten. Zwei verbliebenen Beamten befahl er, das Wohnzimmer nach den Einschusslöchern und den Raum und den Vorraum nach Patronenhülsen abzusuchen.

„Herr Beidinger, reden wir noch ein bisschen. Aber gehen wir hinaus, um die anderen ungestört ihre Arbeit tun zu lassen."

Sie gingen auf die Straße. Gustl verlangte, dass Herr Beidinger das Auffinden der Leiche noch einmal ganz genau schildert. Draußen standen noch immer die Schaulustigen. Einige hatten Militäruniformen aus dem Krieg an.

Sie blieben auf der Stiege stehen und Herr Beidinger erzählte alles noch einmal. Gustl fragte nach: „Woher kennen Sie Hauptmann Reinsfeld?"

„Wir kennen uns schon von der Armee. Er war einer unserer Kommandanten. In den letzten Monaten haben wir immer mehr zusammengearbeitet."

„Was und wo haben Sie zusammengearbeitet?"

„Es waren so militärische Übungen. Aber nichts Illegales."

Er zögerte, weiterzureden. Gustl dachte an die Volkswehr. Oder war es eine Bürgerselbsthilfegruppe? Dann redete Herr Beidinger doch weiter. Er wusste ja nicht, dass Gustl einer der wenigen Sozialdemokraten in der Polizei war.

„Wir machen bewaffnete Übungen. Als Selbstschutz gegen bolschewistische Banden. Gerade jetzt nach Ungarn wird es so richtig gefährlich und wir werden uns verteidigen müssen."

„Und Sie treffen sich hier jeden Montag?"

„Wir treffen uns dort viel öfter. Im Keller der Villa ist ein Turnsaal. Dort turnen und üben wir. Aber meistens sind wir im Freien."

„Sie waren schon früher da und haben auf die anderen gewartet? Die anderen stehen da vorne?"

„Ja, nicht alle. Einige sind wieder gegangen. Ich war als Kommandant früher da."

„Haben Sie eine Ahnung oder haben Sie einen Verdacht?"

„Ja, drum hab ich auch von einer Entführung geredet. Es waren die Bolschewiken. Nicht irgendwelche. Es gibt welche, die haben es speziell auf uns abgesehen. Da gibt es einen, der war mit uns beim Militär in der Ausbildung. Und der hat mit einer Frau gemeinsam Reinsfeld überfallen im Herbst. Das war noch vor dem 12. November. Er heißt Jakob, Jakob Bruckbauer. Ich war auch da. Sie haben uns mit Pistolen bedroht."

„Was wollten die damals?"

„Das weiß ich nicht. Irgendwas vom Reinsfeld. Aber sie sind dann davon, der Reinsfeld hat sie vertrieben. Und Hacki, ah Hartmut Steinhammer, der ist übrigens so wie ich Kommandant von unserer Gruppe, hat erzählt …"

„Können wir mit Hartmut Steinhammer reden? Ist der da?"

„Nein, der ist nicht da. Er ist wieder gegangen."

„Was hat der erzählt?"

„Dass der Bruckbauer uns später auch noch ausspioniert hat. Er wollte sich unbedingt mit Hacki, äh Herrn Steinham-

mer, treffen, aber ich war immer dabei. Ich glaub, der hat es speziell auf uns abgesehen."

Inzwischen war ein Wachmann mit einer Frau die Straße heraufgekommen: „Das ist Frau Grete Reinsfeld. Sie hatte Angst und ist davongelaufen. Sie hat bei ihrer Schwester übernachtet und sich erst jetzt gemeldet."

„Ich bin August Thiel, der zuständige Kriminalpolizist. Ich leite die Ermittlungen im Mordfall Ihres Mannes. Herzliches Beileid."

„Ich glaube, ich kann zur Aufklärung beitragen", sagte sie. Inzwischen kamen zwei Männer von der Rettung, um die Leiche ins „Institut für Gerichtliche Medizin" zu bringen.

„Entschuldigen Sie. Ich habe sofort wieder Zeit für Sie." Er sprach mit den beiden Trägern und fragte sie, wo sie die Leiche hinbringen werden. Dann verabschiedete er sich von ihnen und wandte sich wieder Grete Reinsfeld zu.

„Also, ich war oben und habe die Haustür gehört", begann sie.

„Wann war das genau?"

„Genau kann ich das nicht sagen. Es war später Abend. Vielleicht elf. Vielleicht ein bisschen später. Also ich habe die Türe gehört. Es ist ungewöhnlich, dass um diese Zeit noch jemand kommt. Aber natürlich ist es immer wieder vorgekommen. Mein Mann war im Wohnzimmer und hat gelesen. Ich höre nur ein paar Worte, gehe auf die Stiege hinaus und schaue hinunter. Da höre ich die Schüsse."

„Wie viele haben Sie gehört?"

„Ich glaube, es waren drei. Und ich habe den Mann erkannt, der dann zur Tür hinauslief. Es war genau der, der uns schon im Herbst bedroht hat, damals war er mit einer Frau da."

„Sind Sie sich sicher?"

„Ja, ich bin mir ganz sicher. Es war dieser Jakob Bruckbauer. Ich kenne ihn ja nicht. Aber die von der Truppe haben mir erzählt, wer er ist, weil sie mit ihm bei der Armee waren."

„Gibt es eigentlich sonst noch jemanden, der etwas gesehen haben könnte? Hauspersonal …?“

„Wir haben kein fixes Hauspersonal. Unter der Woche wird täglich geputzt und einmal zu Mittag gekocht. Am Wochenende ist nie wer da.“

Frau Reinsfeld erklärte, sie wolle die nächsten Tage, zumindest bis zum Begräbnis ihres Mannes, bei ihrer Schwester wohnen. Sie hole nur noch ein paar Sachen von oben. „Ich schreibe Ihnen die Adresse auf, wo Sie mich erreichen, Liechtensteinstraße 21, im neunten Bezirk.“

Schnell schien alles offensichtlich zu sein. Die Leiche war abtransportiert. Gustl gab die Weisung, dass das Haus bewacht werden müsse. Und dann ging er mit zwei Wachmännern in den achten Bezirk, um Jakob zu verhaften. Er wusste ja, wo er wohnt. Aber was würde Agnes dazu sagen? Er wollte es ihr sicher so schnell wie möglich mitteilen.

Verhör

Gustl brachte Jakob zum Verhör in die Wachstube von Währing. Vielleicht könnten sie gleich eine Begehung des Tatortes machen. Inzwischen war auch Wachkommandant Schneeberger wieder da, der diesen Montagvormittag einen Weg hatte. Er wies Gustl mit seinem Gefangenen freundlich ins Hinterzimmer.

Jakob hatte auch bei Gustl und Agnes zu Hause nie viel gesagt, aber jetzt schien er ganz verstummt. Vielleicht könnte er etwas rauskriegen, wenn er sich jovial verhielte. Es ist allerdings ein Unterschied, wegen politischer Demonstrationen verhaftet zu werden oder wegen Mordes.

„Wo warst du am Sonntag?“ Jakob schwieg.

„Eigentlich solltest du Sie zu mir sagen.“

„Wir kennen uns ja. Ich war immer per Du mit dir und werde es auch weiter sein.“

„Ich habe ja gewusst, dass die Volkswehr mit der Polizei zusammenarbeitet. Weil sie zu schwach sind, schicken sie die Volkswehr. Aber es ist doch überhaupt nichts passiert auf der Kundgebung?“

Gustl schaute erstaunt.

„Ah, du meinst, wie sie vor einer Woche den Hauptmann verprügelt haben. Deswegen nimmst du mich fest? Das war doch fast nichts. Ich war außerdem gar nicht dabei.“

„Die Demonstration interessiert mich nicht. Wo warst du gestern?“ Jakob sagte nichts.

„Jakob, woher kennst du Hauptmann Otto Reinsfeld?“ Keine Antwort.

„Kennst du das Haus von Hauptmann Reinsfeld in der Edmund-Weiß-Gasse?“ Jakob antwortete wieder nicht.

„Weißt du eigentlich, weswegen du beschuldigt wirst?“

„Wenn nicht wegen der Demonstration … warum dann?“

„Hauptmann Reinsfeld ist gestern Abend ermordet worden.“ Jakob riss die Augen auf und schaute Gustl an. Hätte er sich schuldig gefühlt, hätte er sicher anders reagiert. Weggeschaut oder so. Aber Jakob schwieg wieder.

„Wo warst du gestern Abend?“

„Gestern sind wir noch etwas trinken gegangen ins Rote Klavier“, sagte er nach einer Pause. „Ich habe nichts mit einem Mord an einem Reinsfeld zu tun. Es gibt genug Menschen, die mich dort gesehen haben.“

„Im Roten Klavier? Und wo warst du nach diesem Baraufenthalt?“

„Ich war so betrunken. Katharina Mayerhofer, eine Freundin, hat mich heimgebracht. Und ich hab dann gleich geschlafen.“

„Katharina ist die, mit der du zusammen wohnst? Gibt es Leute, die beweisen können, dass du dort warst?“

„Natürlich. Katharina Mayerhofer und Franziska Feldmann sind mit mir heimgegangen. Und ich hätte gar nirgends mehr hingehen können, so betrunken, wie ich war.“

Das passte überhaupt nicht zu dem, was Frau Reinsfeld gesagt hatte. Die Begründung von Jakob wirkte trotzdem glaubhaft, nicht wie ein konstruiertes Alibi. Wer log? Frau Reinsfeld oder Jakob?

„Kennst du Hartmut Steinhammer?“ Gustl musste auf den Zettel schauen, auf dem er sich den Namen notiert hatte.

„Nein“, sagte Jakob ein bisschen zögernd.

„Kennst du Hartmut Steinhammer von der Armee?“

„Ja, doch.“

„Warst du im Herbst schon einmal da?“

Da entschied sich Jakob, doch zu sprechen.

„Ja, ich kenne die Villa in der Edmund-Weiß-Gasse. Und ich kenne den Hauptmann Reinsfeld von der Armee. Und ich weiß, dass er bei einer deutschnationalen und antisemitischen, konterrevolutionären Organisation ist."

„Und warst du im Herbst mit einer Frau da?"

„Das hat dir auch schon wer erzählt? Ja, es stimmt, wir haben den Reinsfeld bedroht. Wir haben die Wachen überwältigt, sind dann hinein und haben ihn bedroht."

„Hat euch dabei Frau Reinsfeld gesehen?"

„Ja, natürlich."

„Warum seid ihr eigentlich zum Reinsfeld?"

„Es hat geheißen, er will die Republikkundgebung überfallen. Es war ja am Vortag des 12. November. Und wir wollten ihn davon abhalten. Überhaupt hat es da viele Gerüchte gegeben."

„Und er hat euch dann davongejagt?"

Jakob musste lachen. „Wer hat denn das erzählt? Wir sind einfach gegangen. Hat das die Reinsfeld erzählt? Ah, das war der Franz-Josef, dieser Franz-Josef Beidinger, den und einen anderen haben wir gezwungen, sich bis auf die Unterhosen auszuziehen. Das wollte er wohl nicht erzählen."

„Woher habt ihr gewusst, dass der Reinsfeld so etwas vorhat oder vorhaben soll?"

„Wir haben das auch nur so gehört. Er hat gar nichts vorgehabt." Jakob machte eine Pause und Gustl hatte vorerst keine Frage mehr.

Jakob fuhr fort: „Der Soucek war übrigens in der gleichen konterrevolutionären Gruppe wie der Reinsfeld. Aber jetzt sind sie zerstritten."

Wollte Jakob Vertrauen gewinnen? Aber er wusste ja gar nichts von seinen Konflikten mit Soucek.

Dass Jakob der Täter sein könnte, wurde durch Aussagen von Herrn Beidinger bestätigt und fast zweifelsfrei durch die Aussage von Frau Reinsfeld.

„Ich habe auch Spekulationen“, setzte Jakob fort, „natürlich weiß ich es nicht wirklich. Ich hab mich mit Hacki getroffen und außerdem weiter recherchiert. Es gibt ziemlich viel Streit unter den Konterrevolutionären. Soucek ist jetzt ein Einzelgänger außerhalb der Gruppe. Und er kann Reinsfeld überhaupt nicht ausstehen. Aber auch innerhalb der Gruppe gibt es Differenzen.“

Das klang eher wie eine Ablenkung von den wirklichen Vorfällen, und es gab nicht den leisesten Hauch handfester Beweise. Jakob schien das zu bemerken.

„Ich will jetzt nicht ablenken. Das sagt alles nicht viel aus. Ich hätte mir nie so etwas wie einen Mord von denen erwartet. Auch wenn sie immer wieder von Gewalt reden. Höchstens verprügeln und auspeitschen.“

„Du wirst verstehen, dass wir dein Alibi überprüfen müssen. Ich werde dich wohl in Haft behalten.“

Ein Wachmann war hereingekommen und deutete Gustl, dass er in den Amtsraum nach vorne kommen soll. Eine Nachbarin hatte sich gemeldet:

„Ich bin durch die Schüsse aufgewacht. Es kracht ja manchmal in der Nacht. Aber nie so nah. Weil ich dann nicht einschlafen hab können, bin ich aufgestanden und hab zum Fenster hinausgeschaut. Und da ist gerade ein Mann aus der Tür bei den Reinsfelds rausgekommen. Die Person hat sich umgeschaut. Nicht besonders schnell ist sie dann gegangen, aber schon eilig. Ich habe mir nicht gedacht, dass das zusammengehört. Ich hab geglaubt, der schaut, wo was passiert ist. Erst heute, als ein Wachmann wegen der Schüsse gefragt hat, hab ich ihm ungefähr die Zeit gesagt. Ich war ja am Vormittag nicht da.“

„Haben Sie den Mann erkannt?“

„Ja, es war einer, der oft da ist. Ich kenne ihn nicht persönlich, da sind ja immer wieder so junge Burschen und einer von denen war es. Einer mit Brillen.“

„Würden Sie ihn wiedererkennen?“

„Ja, ich hab ihn ja auch untertags gesehen. Das hätte ich nie geglaubt. Das sind doch so nette junge Burschen. So ordentlich.“

„Bitte halten Sie sich weiter zur Verfügung. Wo wohnen Sie?“

„Edmund-Weiß-Gasse 21.“

Es war also doch nicht Jakob. Frau Reinsfeld musste gelogen haben. Er ging wieder hinein ins Büro, wo immer noch Jakob saß:

„Es sind neue Beweise aufgetaucht. Ich werde dich freilassen müssen. Aus formalen Gründen wird dein Alibi noch überprüft, aber es spricht viel dafür, dass du es nicht warst. Der Verdacht ist aber noch nicht ausgeräumt: Frau Reinsfeld behauptet, dich gesehen zu haben. Und sie kennt dich ja von der Aktion im Herbst. Ich werde dich sicher noch brauchen.“

*

Frau Grete Reinsfeld noch einmal verhören, noch einmal diesen Herrn Beidinger und andere der jungen Burschen. Dann noch Protokolle schreiben.

Zum Glück hatte Herr Franz-Josef Beidinger nicht nur seine Adresse dagelassen, sondern damit auch die von Hartmut Steinhammer. Die beiden wohnten ja zusammen.

III.

Umkehr und Aufstieg

Am Tag nach der Republikkundgebung nahm Hacki doch nicht den Zug nach Salzburg zu seinen Eltern. Er konnte und wollte nicht aufgeben.

Sein Wunsch war es, bewundert zu werden und anerkannt. Ein Führer zu sein. Er hatte Fehler gemacht, weil er etwas Großes tun wollte. Eine unbedachte Sache.

So ging er auf schnellstem Wege zur Villa von Reinsfeld. „Fähnrich Steinhammer meldet sich zurück." Hacki wurde von Reinsfeld als Fähnrich behandelt, obwohl er seine Ausbildung durch die Umstände des Herbst 1918 nicht abgeschlossen hatte.

Hauptmann Reinsfeld war allein im Wohnzimmer und rauchte eine Zigarre, die er ausdämpfte, sobald Hacki nach dem Anklopfen eingetreten war. Dieser stand stramm vor ihm, die Hände an der Hosennaht.

„Sie haben eine Reihe von Dienstvergehen begangen. Sie haben Handgranaten gestohlen. Und Sie haben eine Aktion vorgehabt, die politisch falsch ist.

Die Dienstvergehen sind gravierend, haben aber keinen Schaden angerichtet. Ich verurteile Sie zu zehn Schlägen mit der Peitsche für den Diebstahl der Handgranaten. Für die unbedachte Aktion hätten Sie den Tod verdient. Ich verurteile Sie zum Tode", er legte eine Pause ein, „und ich begnadige Sie sofort, weil es keinen Schaden gegeben hat." Die Strafe wird sofort vollzogen. Gehen wir in den Turnsaal."

Hacki ging vor, durch den Vorraum in den Keller, von dort in den Turnsaal. Der nahm zwei Drittel der Grundfläche des

Hauses ein und dann noch einiges mehr unter der Terrasse. Größer, als es von außen wirkt. Nur niedriger war er. Aber er bot genug Platz zum Laufen und zum Exerzieren.

Unten sagte Reinsfeld: „Mantel aus."

Hacki zog ihn aus und legte ihn auf der Bank neben der Tür ab. Er ging zum Bock, der an der Stirnseite vor der Sprossenwand stand. Aus den Augenwinkeln konnte er sehen, wie Reinsfeld eine Peitsche aus dem Kasten am anderen Ende des Raums nahm: „Hose runter!"

Hacki zog sich die Hose hinunter. Der Schorf an seinem Oberschenkel zeugte von einem Streifschuss. Er zweifelte, ob er stolz sein sollte auf die Verletzung, weil sie nur geringfügig war. „Über den Bock."

Er legte sich bäuchlings auf den Bock und wartete auf das Knallen der Peitsche. Er kannte das Ritual ja schon. Die Zeit verging, er hörte, wie Reinsfeld auf und ab ging. Er wollte, es wäre schon vorbei. Es war so verletzend, entblößt und erwartend da zu liegen.

„Zieh dir die Hose wieder an. Das soll dir eine Lehre sein. Gehen wir wieder nach oben."

Erleichtert über die Bedeckung seiner Blöße, richtete sich Hacki wieder auf, zog die Hose über seine Hüften, nahm den Mantel und folgte Reinsfeld ins Wohnzimmer.

Durch eine weitere Geste mit der Hand zeigte Reinsfeld das Ende der Körperdisziplin an. Beim Exerzieren wäre das der Befehl „Rührt euch".

„Hängen Sie den Mantel im Vorraum auf und setzen Sie sich zu mir an den Tisch. Wollen Sie eine Zigarre?" Hacki setzte sich hin und wagte vorerst nicht, eine Zigarre zu nehmen.

Reinsfeld ging zu einem Glaskasten und holte zwei Gläser und eine Flasche Kognak heraus.

„Ich habe mir gedacht, dass Sie wieder kommen. Ich wusste, dass Sie nicht aufhören wollen. Sie werden groß werden, sonst

hätten Sie nicht eine solche Aktion machen wollen. Ich biete Ihnen das Du-Wort an."

Obwohl sich die Situation entspannen sollte, klang alles sehr formal. Reinsfeld reichte Hacki ein gefülltes Glas. „Das gilt natürlich außerhalb der Befehlskette. Ich bin Otto."

„Hartmut. Sie, äh, du weißt, dass mich die meisten Hacki nennen."

„Für mich bist du Hartmut. Du hast einen fest entschlossenen Geist. Wie es dein Name aussagt."

„Danke, Herr, äh, Otto."

„Kommen wir zur militärischen Fehleranalyse. Die Aktion", es wurde nie davon gesprochen, dass Hacki vorgehabt hätte, am 12. November Handgranaten in die demonstrierende Menge zu werfen, „wäre zum völlig falschen Zeitpunkt gekommen. Die Bolschewiken hätten einen Anlass gehabt, sofort gegen uns loszuschlagen. Wir dürfen uns keine Aktionen erlauben, die als Angriff ausgelegt werden. Wir stehen erst am Beginn des neuen Krieges der Völker. Wir müssen unsere Überzeugung offen zeigen. Und wenn wir angegriffen werden, verteidigen wir uns. Dann aber gnadenlos. Dafür lernen wir das Töten. Unsere Moral muss höher stehen als ihre. Obwohl wir töten müssen, dürfen wir uns dadurch nicht berühren lassen. So bewahren wir die deutsche Kultur.

Du hast einen Fehler gemacht", setzte er fort. „Aber man lernt aus Fehlern. Nur mittelmäßige Menschen machen keine Fehler. Du hast gezeigt, dass du kein mittelmäßiger Mensch bist. Die Idee deiner Aktion zeugt von Initiative und Tatkraft. Du hast unsere Schwächen gesehen und wolltest sie korrigieren. Ich war immer überzeugt von dir, auch und gerade wegen deiner letzten Fehler. Du wirst Kommandant bleiben. Ab morgen übernimmst du eine Gruppe. Und du wirst ab jetzt als Leutnant bezeichnet. Nicht von dieser verrotteten Monarchie ernannt, sondern von unserer Gemeinschaft für die Zukunft unseres Volkes."

„Aber Franz-Josef ist doch der Kommandant, ich bin nur sein Stellvertreter."

„Wir werden die Gruppe teilen." Das war eine ganz neue Entwicklung, anders, als Hacki erwartet hatte. Er hätte gedacht, er müsse wieder von ganz unten anfangen.

„Du wirst außerdem unser nächster Dietwart und am Freitag erstmals den Unterricht übernehmen. Dein Thema wird die Kudrunsage sein, das christliche Gegenstück zur Nibelungensage."

„Ich werde mich gut vorbereiten." Gerade deutsche Geschichte und Literatur hatten Hacki immer interessiert. Er war bei allen Unterrichtsstunden des alten Dietwarts Johann Soucek mit Begeisterung dabei. Dort lernten sie über die mittelalterlichen Ursprünge des deutschen Wesens und über den Aufstieg des deutschen Volkes und Reiches im letzten Jahrhundert. Otto kannte seine Interessen.

„Ich habe da ein Papier für dich. Von einem deutschen Philologen."

„Ich freu mich schon sehr darauf."

„Du weißt, warum du Dietwart wirst?" Hacki hatte mitgekriegt, dass Soucek in der letzten Zeit seltener dabei war.

„Wir mussten uns von Johann Soucek trennen, weil er ein Verräter ist. Wir haben geglaubt, seine Beziehungen in die Polizei bringen Vorteile für die nationale Sache. Aber Soucek spielt ein doppeltes Spiel. Mir war sein Polizeidienst nie ganz geheuer."

Soucek hatte Hacki damals gedemütigt. Er wurde zur Strafe von allen, auch seinen Untergebenen, geschlagen. Schlimmer als der Schmerz und das Schlagen war die Ausbreitung seiner Fehler vor allen anderen: Hacki hatte Jakob, den er von der Armee kannte, den Namen von Soucek genannt und wurde darum des Verrats an den Bolschewiken bezichtigt. Dabei war das bloß Gedankenlosigkeit. Zu Soucek hatte er vorher ein gutes

Verhältnis gehabt. Er diskutierte mehr mit ihm als mit den anderen. Er hatte originelle Ansichten und kannte die politischen Positionen der Linken genauso, besonders die der Bolschewiken. Er sprach vom nationalen Proletariat, das im Kampf das ganze deutsche Volk befreien werde. Die Juden würden den Klassenkampf propagieren, der aber müsse in einen Volkskampf umgewandelt werden, um ihn schließlich gegen den jüdischen Kapitalismus zu wenden.

Hacki mochte inzwischen Soucek nicht mehr. Als ihm nach der Bestrafung durch die Peitsche sein Hinterteil schmerzte, rief ihn Soucek zu sich. Er hätte ein Mittel gegen die Schmerzen und er solle sich ausziehen. Hacki weigerte sich damals mit den Worten: „Ich lasse mir von einem Zivilisten nichts anschaffen."

„Durch seinen persönlichen Ehrgeiz hat Soucek die nationale Sache vernachlässigt. Er hat euch in Auseinandersetzungen geschickt, die nur seine persönlichen waren. Du weißt, die Sache mit dem Kaftanjuden und den Überfall auf die Bolschewiken im Fünfzehnten. Dabei wollte er nur seinen persönlichen Hass befriedigen. Wir müssen den reinen kämpferischen und deutschen Geist bewahren und dürfen uns nicht aus persönlichen Wünschen zu irgendwelchen Gewalttaten hinreißen lassen. Verstehst du jetzt auch deinen Fehler? Deiner war aber von ganz anderen Motiven geleitet."

„Du kannst heute im Gästezimmer schlafen", bot Otto an. „Und du wirst dein Bett behalten." Hacki wohnte mit Franz-Josef in einem kleinen Zimmer, so klein, dass gerade die zwei Betten Platz hatten. „Wenn morgen die anderen kommen, werden wir die neue Situation besprechen."

Im oberen Stock kam ihnen auf dem Gang Frau Grete Reinsfeld entgegen. Sie war jünger als der Hauptmann. Wenn sie zu Übungen im Turnsaal da waren, sahen sie sie praktisch nie. Sie hielt sich fast immer in den oberen Stockwerken auf,

ein Bereich, der für die „jungen Soldaten“ tabu war. Ganz selten konnten sie einen Blick auf sie erhaschen, wenn der Hauptmann mit ihr im Wohnzimmer saß und die Türe offen ließ.

Hacki schlug die Beine zusammen und deutete einen militärischen Gruß an. Grete hielt ihm die Hand hin, auf der er einen ungeschickten Handkuss platzierte.

„Das ist meine Frau Grete und das ist Hartmut“, wurden sie einander erstmalig vorgestellt.

Während Grete im Badezimmer verschwand, verabschiedete sich Otto: „Gute Nacht. Bis morgen.“

Es war die erste Nacht seit Längerem, in der Hacki beruhigt und zufrieden schlafen konnte.

*

Am nächsten Tag wurden alle, noch unter dem Kommando von Franz-Josef, in der Turnhalle aufgestellt. Otto hielt eine kurze Ansprache, in der er erklärte, dass Hartmut zwar einen Fehler gemacht, aber gerade dadurch gezeigt habe, dass er auf dem Weg zu etwas Größerem sei.

Er kündigte die neue Aufteilung nach dem Alphabet an. Franz-Josef und Hartmut würden jeweils eine Gruppe führen. Dann wurde Franz-Josef mit elf Soldaten in den Wienerwald geschickt: „Machen Sie sich locker auf den Weg, damit Sie nicht auffallen.“ Die Gewehre wurden abgegeben und in ein vor der Villa stehendes Kraftfahrzeug verladen. Hacki sollte mit den anderen zehn in der Turnhalle exerzieren und in einer halben Stunde nachfolgen.

Viele von Hackis „Soldaten“ waren junge Gymnasiasten. An der „Einheit“ hatten sich noch einige Offiziere beteiligt, die sie in den letzten Wochen abwechselnd kommandierten. Vor einer Woche war Franz-Josef zum Befehlshaber über die Gymnasiasten und Hacki zu seinem Stellvertreter bestimmt. Viele der Schüler wohnten noch daheim. Manche hatten die Schule aufgege-

ben und schliefen in einem Schlafsaal im achten Bezirk. Keiner von ihnen hatte militärische Erfahrung. Einige wenige hatten eine Laufbahn als Einjährig-Freiwillige so wie Hacki und Franz-Josef durch das Ende des Krieges abbrechen müssen. Sie hatten oder hätten am 1. Oktober begonnen. Keiner von ihnen war schon so lange beim Militär wie Franz-Josef und Hacki, die am 1. Juli eingerückt waren. Diese Gymnasiasten waren oft vom Leben bevorzugte Kinder von Bürgerinnen und Beamten. Manche kannten nicht einmal den Hunger des Krieges, weil ihre Eltern genug Mittel hatten, um auf dem Schwarzmarkt einzukaufen.

Hacki ließ seine „Rekruten" Gepäck und Gewehr aufnehmen und im Kreis laufen. Dann befahl er: Hocken, Aufstehen, Liegestütze, Hocken, Aufstehen, Liegestütze. Wieder im Kreis laufen. Nach einer halben Stunde ließ er sie in einer Reihe aufstellen. Sie waren kaum zu Atem gekommen, als Otto hereinkam.

Sofort begann der Marsch in den Wienerwald. Das Kraftfahrzeug für die Waffen stand noch da, wurde beladen und Otto fuhr los.

Sie kamen an ihrem Zielort an, als es bereits dämmerte. Franz-Josefs Gruppe hatte sich bereits verschanzt und Hacki bekam den Auftrag, in unbekanntem Gelände möglichst nahe an ihn heranzukommen und einen Angriff auf kurze Distanz zu simulieren. Franz-Josef konnte seine Leute auf einem engen Raum eingegraben haben. Oder er hatte sie verteilt, um einen größeren Bereich beobachten zu können. Hacki studierte die Landkarte. Die feindliche Gruppe müsste an einem Abhang Richtung Norden verschanzt sein, das konnte weit unten sein, am Waldrand einer Lichtung in der Mitte oder noch weiter oben. Von Hackis Gruppe wurde erwartet, dass sie sich anpirscht. Es war eine schwierige Situation, weil die „Feinde" in Verteidigungsstellung waren. Außerdem war eine freie Fläche zu überqueren, die von oben gut eingesehen werden konnte.

Hacki entschied sich für eine Lösung, die Franz-Josef sicher nicht erwartete. Während Otto unten beim Kraftfahrzeug auf einem Feldweg wartete, verschwand Hacki mit seiner Gruppe im Wald, um sich auf den Feind zuzubewegen. Kaum war das Auto nicht mehr zu erkennen, sammelte er seine Soldaten und befahl einen neuen Weg. Sie würden nach Westen marschieren, dann einen Feldweg den Berg hinauf und schließlich würden sie den Feind von oben her angreifen. Hackis „Soldaten“ waren begeistert, obwohl ein steiler Weg nach oben wartete und sie vom Exerzieren schon ermüdet waren.

Oben angekommen sammelte er seine Gruppe wieder. Der Abhang war steil und steinig, aber immer im Wald. Er befahl einem gewissen Andreas vorzugehen. Er sollte „geopfert“ werden, wenn er abrutscht und der Feind ihn verfrüht entdeckt. Wenn Franz-Josefs Gruppe diese „Vorhut“ erkennen und bekämpfen würde, wäre sie für Hackis Gruppe sichtbar und sie könnten die „Feinde“ angreifen.

Es gelang besser als erwartet. Andreas kam ganz nahe dran, stand auf und rief: „Entdeckt!“, als einer der Feinde nur wenige Meter weg war. Diese waren überrascht, dass der Gegner von der „falschen“ Seite kam. Die Stellungen wurden erkannt und Hackis Gruppe stürzte auf die Feinde los, die Zeit verloren, weil sie sich neu orientieren mussten.

Franz-Josef musste zugeben, dass Hackis Aktion ausgezeichnet geplant und gut gelungen war. Sich angeregt unterhaltend gingen sie gemeinsam hinunter zu Otto. Hacki brauchte gar nichts erklären, weil alle über seinen gelungenen Coup redeten. Franz-Josef bestätigte noch einmal, dass er nie mit dem Angriff von der anderen Seite gerechnet hätte, sondern von einer der beiden Flanken, die er besonders abgesichert hatte.

Franz-Josef blieb schließlich sehr schweigsam, als Hacki und er spät in der Nacht heimgingen. Sie redeten auch nicht mehr über die Übung. Kurz vor dem Ankommen haderte Franz-

Josef: „Du hast schon Glück. Du kannst den größten Blödsinn machen und trotzdem …“ Sie legten sich ins Bett, ohne ein weiteres Wort zu wechseln.

*

Am nächsten Abend war Hackis Vortrag über das Kudrunlied geplant. Das Papier von Doktor Eberhardt Stöckl wies nach, dass dieses als christlicher Gegenentwurf gegen das germanische Nibelungenlied entworfen wurde. Die Niederschrift durch Hans Ried im Ambraser Heldenbuch zu Beginn des 16. Jahrhunderts unterlag dem Missverständnis, genauso wie die anderen Sagen gewertet zu werden. Dabei entstand dieser Mythos des Kudrunliedes, weil die Wucht des Nibelungenliedes übernommen wurde, vielleicht sogar abgeschrieben wie die Parallelität eines Teils der Personen zeige. Tatsächlich bedeute es die Umwandlung eines heldenhaften Denkens in ein christliches, da Versöhnung statt Kampf gefordert wird.

„Worin aber am deutlichsten wird, dass das Kudrunlied schon eine Verschiebung weg vom germanischen zum christlichen Denken bedeutet …“ Hacki legte eine Pause ein, um seinen Vortrag spannender zu gestalten. „Besser noch eine Verschiebung hin zum jüdisch-christlichen Denken ist … Was vermuten Sie?“, fragte er in die Runde der Gymnasiasten. Hacki hatte diesen letzten Teil am besten vorbereitet. Das bisherige Referat erschien nicht besonders eindrucksvoll. Die Zuhörer wirkten gelangweilt, auch weil Hacki große Teile des Textes heruntergelesen hatte. Es gab keine Reaktion auf seine Nachfrage, obwohl einige wegen der Erwähnung des „jüdisch-christlichen Denkens“ aufmerkten.

„Ein Fragment des Kudrunepos wurde in jiddischer Sprache und hebräischer Schrift in einer Kairoer Synagoge gefunden. Es ist offensichtlich, dass es die Juden waren, die das ursprüngliche Germanentum mit dem christlichen Denken der Nieder-

lage verseuchten. Danke für die Aufmerksamkeit.“ Das abrupte Ende sollte Applaus provozieren, der aber ausblieb. Die Wende im Referat war einfach zu kurz. Trotzdem diskutierten nachher einige der Gymnasiasten mit ihm über die Interpretation des Kudrunliedes. Er erwähnte nicht, dass alles aus dem nicht veröffentlichten Papier von Doktor Stöckl war. Ein gewisser Georg hatte vor, im Deutschunterricht ein Referat zu halten, in dem er das Nibelungenlied mit dem Kudrunlied vergleiche. Dabei werde er den jüdischen Plagiatscharakter herausarbeiten. Ein anderer stimmte ein Lied an: „Der Verräter zahlt mit Blut, schlagt sie tot, die Judenbrut, Deutschland über alles.“ Er rief damit Applaus und begeistertes Gelächter hervor.

*

Am Wochenende durften Franz-Josef und Hacki erstmals bei einem Umtrunk Reinsfelds mit den Offizieren dabei sein. Otto war inzwischen auch mit Franz-Josef per Du. Sie kannten die Offiziere zwar, hatten aber kaum näher mit ihnen zu tun gehabt. Die Gespräche drehten sich fast nur um „Herrengeschichten“, über Erlebnisse in Bordellen, aber auch Andeutungen von Liebesbeziehungen, die zumindest in den Gesprächen nicht sehr ernst genommen wurden. Wenn es bei den Erzählungen um das Intimste ging, wurden vielsagend die Augenbrauen gehoben, ohne dass wirklich etwas gesagt wurde: … und dann hat sie den Rock gehoben. Gelächter. Sie hat sich gebückt … Gelächter. … ihr Mund an meinen Lenden. Gelächter.

Hacki gefiel, dass sich Otto nicht an diesem Gerede beteiligte, obwohl es üblich zu sein schien in dieser Runde. Er hätte viel lieber über deutsche Geschichte, deutsche Literatur oder das deutsche Wesen gesprochen. Schließlich ging es am Rande doch um aktuelle Dinge: der Einmarsch der Truppen des SHS-Staates in Kärnten und die Besetzung deutschsprachiger Gebiete in Böhmen durch die Tschechen.

Hacki provozierte die Offiziere, indem er fragte, warum sie nicht Mitglieder bei der Volkswehr wären. Immerhin müsste doch verhindert werden, dass diese unter den Einfluss von Sozialdemokraten und Bolschewiken komme. Leutnant Fritzsche antwortete: „Wenn wir nicht in Wien wären, wäre es etwas anderes. Aber hier kontrolliert alles der Kryptobolschewik Julius Deutsch."

Hacki war froh, als der Abend vorbeiging. Als Franz-Josef und Hacki gehen wollten, trat Otto noch an sie heran, nahm Hacki am Oberarm und bot ihm an, ihn nächste Woche auf eine Veranstaltung zu begleiten. Der Schriftsteller Erwin Guido Kolbenheyer halte einen seiner wenigen Vorträge. Er sei ein wichtiger Dichter, der sich von der verjudeten Wiener Künstlerszene fernhalte und gerade sein Opus Magnum über Paracelsus verfasse.

*

Die Veranstaltung fand in Räumlichkeiten in der Kasernengasse statt und war von der Guido-von-List-Gesellschaft angemietet, ein kleinerer Raum als das offizielle Lokal in der Webgasse. Nach dem Eingang durchs Tor stand man in einem Hof mit hohen Bäumen, der dadurch schmal wirkte. Eine Abfahrt mit eingesetzten Steinen führte die Wand entlang hinunter in eine Werkstätte, in der trotz des frühen Abends noch immer jemand arbeitete. Ein schmiedeeisernes Geländer sollte verhindern, dass jemand hinunterfällt. Über dem Geländer sah man die hell erleuchteten Fenster eines Saales, in dem sich bereits die Leute, mehr Männer als Frauen, sammelten.

Der Raum war überfüllt. Die fünfzig Leute mussten dicht gedrängt sitzen. Otto hatte den geringen Eintritt für Hacki gezahlt. Wegen der stickigen Luft wurde das Fenster geöffnet.

Hacki fand den Mann mit Schnauzbart am Podium nicht sonderlich interessant. Kolbenheyer war kein guter Redner. Er

versuchte zwar, Pathos in seine Stimme zu legen, blieb aber zu leise und glaubte allein an die Wichtigkeit seiner Worte, die nur in den vorderen Reihen verstanden werden konnten. Trotzdem wurde am Ende applaudiert und alle drängten sich im Anschluss aus der Tür hinaus, um an die frische Luft zu kommen.

Die Organisation

Otto stellte Hacki einen jungen Mann namens Franz Hollenstein vor. Obwohl auch der erst einige Jahre über zwanzig war, hatte er einen imposanten dunklen Bart, sauber und gerade gestutzt. Der erzählte ihm vom Orden der Neutempler und dass die arische Rasse erhalten werde müsse. Diese gehe seiner Ansicht nach nicht allein auf germanische Wurzeln zurück. Viel ursprünglicher seien die Kelten, die den Alpenraum dominiert hätten und historisch durch die Eroberungen des Römischen Reiches ins Hintertreffen geraten wären. Sie hätten die kämpferische Grundlage des Deutschtums gelegt.

*

Schon nach einigen Tagen trafen sie sich erneut. Es war ein schöner sonniger Wintertag und sie machten einen langen Spaziergang in den Wienerwald: auf einem Feldweg die Hügel hinauf, durch Wälder mit hohen Bäumen, deren untere Äste abgerissen waren, und über parkartige Wiesen. Immer wieder sahen sie die erdschwarzen oder braunen Flecken, von Wildschweinen aufgekratzter Schnee. Franz betonte, dass Hacki von Otto wärmstens empfohlen werde.

„Und ich find dich so sympathisch, weil du so großes Interesse an weltanschaulichen Dingen hast. Natürlich nicht nur deswegen."

Hacki fragte weiter nach den Neutemplern. Bei denen dürften nur blonde und blauäugige Männer zur Elite gehören.

„Dann bist du aber nicht dabei?", bemerkte Hacki mit Blick

auf die dunklen Haare und den Bart von Franz und seine grünbraunen Augen.

„Meine Haare können schon als dunkelblond gelten. Nein, ich bin nicht Mitglied. Aber ich bin auch nicht so überzeugt. Das Zentrum des Ariertums liegt ja im Alpenraum bei den Kelten.

Vieles muss die Forschung erst nachweisen. Sehr viel, sowohl, was die Germanen betrifft wie auch die Kelten, ist noch nicht gründlich untersucht. Und ein Großteil der Informationen stammt von den Römern, die ja gegen diese Völker waren. Unabhängig von den historischen Sachen, halte ich es mehr mit einem nationalen Sozialismus. Wir werden die deutsche Nation groß machen, historische Nachweise können nur Bestätigung sein.

Ich habe mich früher mehr für die Lanz-Gruppe interessiert, aber die sind zu sehr beeinflusst von religiösen Vorstellungen, Lanz war ja früher Mönch. Ich war nie richtig dabei, und das nicht nur wegen der Haarfarbe“, lachte er.

„Es sind schon gute Ansätze bei euren Übungen“, wechselte er das Thema, „ich meine euch als Gruppe vom Reinsfeld. Die Übungen für den Rassenkampf sind wichtig, aber es kann nicht nur darum gehen, sich getrennt vom Geschehen in diesem Staate zu organisieren.“

„Wie meinst du das?“

„Nur Übungen zu machen, ohne Bezug zur politischen Realität, ist doch zu wenig?“

„Aber ich bin Dietwart und wir machen immer wieder weltanschauliche Schulungen …“

„Das meine ich nicht.“

„Natürlich geht es darum, andere zu überzeugen und nicht nur für uns selbst zu üben.“

„Möchtest du nicht größer, national organisiert sein? Ich lade dich dazu ein, bei uns mitzumachen.“

„Wer sind wir?“

„Eine politische und weltanschauliche Organisation."

„Das gefällt mir schon, aber warum hat mich Otto nicht darauf angeredet? Er hat mich ja auch mit dir bekannt gemacht."

„Na ja, ich will ja nichts Schlechtes über ihn sagen, aber Reinsfeld ist in letzter Zeit ein bisschen unzuverlässig …"

Hacki schaute ihn erstaunt an.

„Ich mein das nicht so. Vielleicht hat Reinsfeld einfach noch keine Zeit gehabt bisher. Vielleicht redet er dich noch an.

Auf jeden Fall möchte ich, dass du zu unserer Zusammenkunft am Samstag kommst. Wir treffen uns am Nachmittag in der Kasernengasse, dann fahren wir gemeinsam in die Theresienau zum Julfeuer." Es war das erste Mal nach dem Krieg, dass sie das wieder feiern durften. „Und im Anschluss daran gibt es das Jultrinken. Sage niemand etwas davon, dass ich dich für den Nachmittag eingeladen habe!"

*

Hacki kannte die Räumlichkeiten in der Kasernengasse schon. Auf ihn wartete Franz Hollenstein. Auch Franz-Josef war da, ohne dass sie voneinander gewusst hatten. Sie gingen hinein, der große Saal war verschlossen und sie wurden in einen Nebenraum geführt.

„Ihr müsst hier ein bisschen warten." Franz ging hinaus und verschloss die Tür von außen mit einem Schlüssel. Hacki schaute automatisch auf die Fenster. Sie waren mit Rollbalken verschlossen. Dann wurde das Licht von außen abgedreht. In einer Ecke brannten auf einem Leuchter drei Kerzen. Die beiden schwiegen. Die Zeit schien nicht zu vergehen. Sollten sie die Dunkelheit der längsten Nacht des Jahres schon untertags vermittelt bekommen?

Hacki wollte gerade fragen, wer seinen Freund und Mitbewohner eingeladen hatte, da kam Franz wieder herein. Er band Franz-Josef eine Augenbinde um, nahm ihn an der Hand und

führte ihn hinaus. Hacki musste weiter warten. Warum wurde Franz-Josef zuerst hinaus gebeten? Warum waren Franz-Josef und er nicht gemeinsam von Franz eingeladen worden?

Nach langem Warten kamen die beiden zurück. Franz-Josef durfte erst im Raum die Augenbinde abnehmen. Sie wurde Hacki umgebunden. Franz nahm auch ihn bei der Hand und führte ihn in den großen Raum. Hacki glaubte zu merken, dass mehrere Leute anwesend waren. Er war dann doch überrascht über den Ablauf. Verschiedene Personen stellten Fragen, oft sollten sie nur mit Ja oder Nein beantwortet werden, andere in kurzen Sätzen.

„Leutnant Hartmut Steinhammer!“ Es freute Hacki, dass er automatisch als Leutnant bezeichnet wurde, obwohl er das offiziell nicht war. „Sind Sie gewillt, in den Bund für die Verteidigung des deutschen Volkes aufgenommen zu werden?“

„Ja.“

Dann ging es darum, wo er geboren war, welche Ausbildung er hatte, in welchen Einheiten der Armee er gedient hatte und schließlich die Namen seiner Eltern. Als er gefragt wurde, ob seine Eltern arischer Abstammung sind, stockte er, weil er sich nicht sicher war. Er hatte sich nie Gedanken darüber gemacht. Er sah sich selbst als arisch, hatte aber nie überlegt, dass das nachgewiesen oder kontrolliert werden sollte.

Eine Stimme: „Wir wissen, dass Sie sich nicht ganz sicher sind. Sie werden das noch nachforschen. Aber Ihr Charakter zeigt, dass Sie arisch sind.“ Zum Glück war Überzeugung und Weltanschauung doch wichtiger als der Nachvollzug eines Stammbaumes. „Leutnant Hartmut Steinhammer, sind Sie gewillt, für das deutsche Volk zu kämpfen, wollen Sie es lieben und seinen kulturellen und politischen Aufstieg fördern?“

„Ja.“

„Sind Sie bereit, dafür Ihr Leben zu geben?“

„Ja.“

„Sind Sie bereit, dafür Leben zu opfern, auch deutsches Leben?“

„Ja.“ Hacki dachte stolz an seine Übung, in der er einen seiner „Soldaten“ geopfert hatte.

„Wollen Sie gehorchen, werden Sie tun, was von Ihnen verlangt wird?“

„Ja.“

Ein Offizier, dessen Stimme er schon vom Abend bei Reinsfeld kannte, ergänzte: „Leutnant Steinhammer hat schon bewiesen, dass er gehorchen und dass er befehlen kann. Er ist eine herausragende Persönlichkeit und wird trotz Fehlern in der Vergangenheit eine wertvolle Ergänzung sein beim Kampf für das deutsche Vaterland.“

Und dann fragte eine Stimme, die Hacki als Leutnant Fritzsche erkannte: „Und jetzt erzählen Sie etwas mehr über Ihre Motivation, warum Sie dem Bund beitreten wollen.“ Obwohl er die Organisation, an der er sich beteiligen wollte, gar nicht wirklich kannte.

„Ja … also … ich bin ja schon aktiv in einer bewaffneten Gruppe, die sich den Kampf um das deutsche Volk auf die Fahnen geschrieben hat. Aber es ist zu wenig, nur für sich hinzuüben, sondern es geht auch darum, Wirkung in der Gesellschaft zu haben und auch die Übernahme der Macht im Staat, in den Staaten, das heißt, nach der Vereinigung mit Deutschland im deutschen Staat vorzubereiten und erst möglich zu machen.“

Und dann vernahm er die Stimme von Johann Soucek:

„Leutnant Hartmut Steinhammer, werden Sie schweigen über das, was Sie hier kennenlernen, und über das, was Sie in Zukunft über die Organisation erfahren und erleben werden?“

„Ja.“

„Schweigsamkeit ist ein Werkzeug zur Aufrechterhaltung des Bundes. Magister Hollenstein, führen Sie den Novizen Hartmut Steinhammer hinaus.“

Hacki überlegte sich noch, ob dieses Schweigen auch gegenüber Franz-Josef gälte.

Franz nahm ihn wieder bei der Hand, führte ihn hinaus und Hacki wurde in den Raum zu Franz-Josef gebracht. Die Tür zum Vorzimmer blieb jetzt offen, während Franz in den Saal ging und ihnen gebot zu warten. Der letzte Satz mit der Aufforderung, zu schweigen, hielt Hacki davon ab, zu fragen, wer Franz-Josef hier hergebracht und eingeführt hatte.

„Und wie war es bei dir?", fragte Franz-Josef.

„Ich kann nicht so reden. Na ja, irgendwie musste ich so eine Art Schweigegelübde ablegen …"

„Bei mir war das nicht so", antwortete Franz-Josef. Es hatte also doch nur ihn betroffen, weil er damals zu viel der falschen Person gegenüber geredet hatte. Es war auch kein Zufall, dass diese Aufforderung von Soucek kam. Hacki war erleichtert, dass es darum ging, in der richtigen Situation nichts Falsches zu sagen und nicht darum, prinzipiell nicht zu reden. Er war überzeugt, so einen Fehler nie wieder zu machen.

Franz-Josef war ebenfalls durch Franz Hollenstein eingeladen worden, vermittelt durch Leutnant Ferdinand Fritzsche.

Aus dem Saal waren viele Stimmen zu hören, die rasch lauter wurden. Schließlich öffnete sich die Tür und einige Männer, darunter Leutnant Fritzsche, drängten sich zu ihnen ins Zimmer, wobei jeder den beiden die Hand gab, wie um sie zu beglückwünschen. Meist ohne viel zu sagen. Soucek war nicht mehr dabei.

„Normalerweise trinken wir nach der Aufnahmezeremonie. Aber wir haben heute noch etwas vor. Und als Offiziere müsst ihr auch nicht bedienen." Hacki sollte erst später erfahren, was dieser letzte Satz bedeutete.

Leutnant Ferdinand Fritzsche schien die wichtigste Person in dieser Runde zu sein.

„Hat das mit dem Schweigen zu tun, dass ihr Offiziere damals nur über Weibergeschichten geredet habt?", fragte Hacki.

Leutnant Fritzsche lachte: „Nein, ich glaube, wir reden oft so. Ich bin übrigens Ferdinand. Wir sind doch per Du, Hartmut. Die Frage mit der Volkswehr war übrigens sehr gut. Ich bin nämlich Offizier bei der Volkswehr, muss aber meine deutschnationalen Tätigkeiten geheim halten. Einige Offiziere hat der Deutsch wirklich hinausgeschmissen, weil sie zu laut gegen die Linken aufgetreten sind. Es darf nicht bekannt werden, dass ich bei einer deutsch-nationalen Organisation bin."

Hollenstein deutete ihnen gegenüber noch an, dass der eigentliche Führer im Hintergrund bleibe, sowohl weil Geheimhaltung nötig sei wie auch aus besonderen anderen Gründen. Franz-Josef behauptete, dass er gehört habe, diese Person sei durch eine Verletzung im Krieg entstellt und darum zeige sie sich nicht öffentlich.

*

Inzwischen war es dunkel geworden, Hacki und Franz-Josef fuhren mit dem Zug nach Perchtoldsdorf in die Theresienau, im Volksmund „Judenwiese" genannt. Niemand wusste, warum sie so hieß.

„Vielleicht sind früher dort die Juden verbrannt worden", lachte Franz-Josef.

Ferdinand erzählte mehr über die Organisation: „Ihr habt ein Glück, dass ihr nur das abgekürzte Verfahren für die Aufnahme gemacht habt, weil ihr militärische Führer seid. Ihr habt schon mitgekriegt, dass sie zu euch Novizen gesagt haben. Die müssen sonst noch viel mehr lernen und die müssen auch lernen, sich zu unterwerfen. Ihr werdet das schon noch mitkriegen. Diese abgekürzten Verfahren sind aber notwendig, weil wir in einer Umbruchszeit leben und wir bald einen Sieg des jüdischen Bolschewismus verhindern müssen."

Auf der Wiese waren schon viele Menschen um einen großen Scheiterhaufen versammelt. Als der Haufen angezündet

wurde, stellte sich eine Gruppe Frauen in ihrer Tracht an der rechten Seite auf und sang Lieder wie „Flamme empor“ und „Die Gedanken sind frei“. Als das Feuer begann, in sich zusammenzusacken, schaute Hacki wie alle in eine Richtung, in der in einiger Entfernung ein riesiges Feuerrad aufflammte. Einige Männer begannen die „Wacht am Rhein“ zu intonieren, die Frauen fielen ein und fast alle beteiligten sich. Nach einem jubelnden Applaus sangen noch einige: „Der Verräter zahlt mit Blut, schlagt sie tot, die Judenbrut, Deutschland über alles.“ Wieder Applaus und Johlen.

Als das Feuer nur noch als Gluthaufen vor sich hin gloste, sprangen junge Frauen und Männer Hand in Hand darüber, während die Umstehenden jubelten.

Und dann wurde noch getrunken. Hacki fuhr mit Franz-Josef, Leutnant Ferdinand Fritzsche und einigen anderen Männern wieder in die Stadt. Als sie vor einem besseren Lokal standen, wollte sich Hacki schon verabschieden, weil es ihm zu teuer gewesen wäre. Weil Ferdinand ihn aber einlud, konnte er nicht ausschlagen. Im Gegensatz zur Sonnwendfeier waren nur noch Männer da. Hacki saß bei seinem Bier und war unzufrieden. Es waren wieder die üblichen Männergespräche und Herrenwitze, die er schon kannte. Kaum Politisches.

Grete

In den Wochen nach Weihnachten übten sie jeden Donnerstag und Freitag, oft im Wald, sonst in der Turnhalle. Am Freitag wurden von Otto Vorträge gehalten, von ihm Schulungen genannt. Immer öfter ließ er aber Hacki reden, obwohl er selbst die Themen vorgab. Das Interesse der Gymnasiasten daran hielt sich in Grenzen. Otto betonte die Verpflichtung jedes „Soldaten", sich weltanschaulich vorzubereiten und zu schulen, aber die liebten es mehr, Angriff und Verteidigung oder auch das Töten von Feinden zu üben.

Immer öfter blieb Hacki über Nacht in der Villa und schlief im Gästezimmer, nachdem sie noch ein oder zwei Kognak getrunken hatten. Es wurde schon fast ein Ritual, dass sie sich zuerst ein Glas einschenkten und eine Zigarre anzündeten, bevor sie in ein Gespräch verfielen. „Ich mag diese entspannte Stimmung mit dir", sagte Otto einmal. Wenn sie nur zu zweit waren, setzte sich manchmal seine Frau Grete dazu. Aber während Otto und Hacki angeregte Diskussionen über die politischen Ereignisse führten oder über Geschichte und das Wesen des deutschen Volkes, blieb sie meistens still. Sie trank ihren Kognak, rauchte aber nicht. Sie liebte es, wie sie immer wieder betonte, Otto und Hacki die Zigarre anzuzünden. Sie kamen auch darauf zu sprechen, dass sie aus einem „edlen Geschlecht" stamme, eine Baronin Wurmbrand, während Otto in einer Beamtenfamilie aufgewachsen war.

Es war etwa Ende Jänner. Otto war nicht da und Hacki hielt einen Vortrag über die „Deutsche Romantik". Als er mit seinen

Gymnasiasten aus dem Turnsaal heraufkam und sich Hacki von seinen „Soldaten“ verabschiedete, stand Grete auf der Treppe und winkte ihm zu. Er stieg die paar Stufen hinauf, und als er oben war, sagte sie zu ihm in flüsternden Ton: „Magst du mir heute Gesellschaft leisten? Ich komme hinunter ins Wohnzimmer, wenn die anderen weg sind.“

Nachdem Hacki allein war, setzte er sich ins Zimmer und nahm sich einen Kognak aus dem Schrank. Er fühlte sich unsicher, weil er sonst von Otto eingeladen wurde. Als Grete kam, stand Hacki auf, holte sofort ein weiteres Glas und schenkte ihr ein.

„Ich hätte ja gerne deinen Vortrag angehört. Aber ich wollte mich nicht unter euch Männer mischen. Die Romantik interessiert mich sehr. Ich mag die deutschen Volkslieder, und ich mag auch das deutsche Mittelalter.“

„Ich habe gezeigt, wie die romantische Natur auf der Suche war nach dem neuerlichen Aufstieg Deutschlands.“

„Mir gefällt das Traumhafte, Wunderbare, Unbewusste, Übersinnliche und das Leidenschaftliche in der Dichtung. Und dann gefällt mir natürlich die Liebe des Mittelalters. Dort, wo die Ursprünge des Germanentums noch zu erkennen sind.“

Er ertappte sich dabei, wie er ihre Brüste anstarrte, die sich durch den Atem hoben und senkten. Hacki mochte sich kaum von den ungebührlichen Gedanken lösen, die in ihm aufkamen. Sie war immerhin die Frau seines Mentors Otto. Schließlich verabschiedeten sie sich. Er wollte ihren Handrücken küssen, aber Grete schob ihre Hand in seine und hielt sie fest, bevor sie sich umdrehte. Er zog sich ins Gästezimmer zurück. Spät in der Nacht hörte er Otto kommen. Der bemühte sich überhaupt nicht, leise zu sein, sondern die Tür zu seinem und Gretes Schlafzimmer krachte laut ins Schloss.

Beim Frühstück fragte Otto nur, wie der Vortrag gewesen war und verhielt sich sonst völlig gleichgültig. Grete lächelte ihm zu, als sie ihm echten Kaffee einschenkte.

*

Otto war wieder einmal nicht da. Er schien immer öfter in der Nacht beschäftigt zu sein. Grete forderte Hacki neuerlich auf, ihr Gesellschaft zu leisten. An diesem Abend erzählte sie ihm, dass sie nicht mehr sehr glücklich sei mit Otto. In den letzten Wochen wäre er immer öfter nicht zu Hause und darunter leide sie sehr.

„Ich fühle mich so eingesperrt. Wenn Otto da ist, ist mir das egal. Aber ohne ihn bin ich so einsam. Drum ist es schön, dass du da bist."

Sie habe auch Erkundigungen eingezogen, Otto sei immer öfter im Rüdigerhof und spiele in einem Hinterzimmer „Stoß".

Grete war sehr aufgedreht und redete über romantische Gedichte und romantische Poesie. Sie wollte ihm ein Buch zeigen, dass sie gerade las, und rannte nach oben.

Sie gab ihm das Buch in die Hand, das sie geholt hatte. Es war „Undine" von Friedrich de la Motte Fouqué mit sehr schönen Illustrationen. Sie setzte sich aber nicht wieder auf die Couch, sondern auf den Teppich neben seine Beine, legte ihren rechten Arm über seine Schenkel und darauf ihren Kopf. Hacki stockte der Atem. Er wollte etwas über die Bilder sagen, brachte aber nichts heraus, sondern atmete nur schwer. Er fühlte seine Erregung ganz nah an Gretes Oberarm.

„Komm", sagte sie plötzlich, stand auf, nahm ihn an der Hand und zog ihn mit sich. Er erwartete, sie würden ins Schlafzimmer hinauflaufen. Er wollte das nicht, konnte sich aber nicht erwehren, auch wegen seiner eigenen Begierden. Sie liefen aber nicht nach oben, sondern die Treppen in den Keller hinunter und von dort in den Turnsaal.

Hacki stand unschlüssig in der Mitte des Raumes. Da fiel Grete vor ihm auf die Knie, umarmte seinen Leib und presste ihren Körper gegen seinen. „Tu mit mir, was du willst", versuchte sie zu säuseln, aber es klang fast wie ein Befehl. Hacki stand nur bewegungslos da.

Dann stand sie auf. „Ich bin ein gefallenes Mädchen. Du musst mich bestrafen, weil ich Otto betrüge.“ Sie beugte ihren Oberkörper über den Bock und deutete an, wie der Rock hinten zu heben sei. „Mit Otto bin ich auch manchmal in der Turnhalle.“

Hacki ekelte davor, sie zu schlagen. Ja, wenn sie eine Prostituierte wäre … Aber es war Grete. Nicht nur, weil sie Ottos Frau war. Mehr noch, weil er sie liebte. Er betete sie an.

Weil sich Hacki nicht rührte, richtete sich Grete wieder auf. „Entschuldigung. Das soll nur ein Spaß sein.“

Sie nahm ihn bei der Hand und sie setzten sich wieder ins Wohnzimmer. Sie tat so, als wäre nichts gewesen. Er hatte die Bilder von Grete im Turnsaal immer wieder vor seinen Augen, gerade weil sie sich über Leidenschaft, Liebe und das Unheimliche in „Undine“ unterhielten.

Dieses Mal wollte er lieber nicht da schlafen, sondern ging in der kalten Winternacht nach Hause.

*

Hacki versuchte, seine fleischlichen Begierden zu unterdrücken. Wenn er allein im Gästezimmer schlief, konnte er sich schwer zurückhalten. Er ging zwar auf und ab oder machte Turnübungen, um das Bedürfnis zum Verschwinden zu bringen. Wenn er sich schließlich darin ergab, fantasierte er von Gretes Nähe. Wie sie sich auf seine Beine legt und seine Erregung fühlt oder wie seine Erregung gegen ihr Gesicht drückt, wenn sie ihn kniend umarmt. Und dann träumte er davon, dass sie ihn für seine Lust bestrafe und er den Schmerz der Peitsche auskoste.

Franz-Josef hatte seinen näheren Kontakt zu Grete natürlich mitbekommen. Einmal betonte er, dass er sie nicht möge, weil sie so unpolitisch sei.

„Das weißt du doch gar nicht. Du hast ja nicht mit ihr geredet“, war die Antwort von Hacki. Aber er diskutierte mit Grete

selten aktuelle politische Dinge. „Grete interessiert sich schon für den Kampf ums Deutschtum, aber mehr auf der kulturellen Ebene.“ Öffentlich trat sie tatsächlich nie auf.

Es entstand so etwas wie eine platonische Liebesbeziehung. An den Freitagen, an denen Otto nicht da war, saß er mit Grete im Wohnzimmer und sie plauderten über alles Mögliche, meist, aber nicht nur, über Literatur. Am liebsten war ihr die Romantik. Immer wieder ging es auch um Deutschland. Er schlief nur mehr im Gästezimmer, wenn Otto da war, sonst ging er spät nachts nach Hause. Wenn er mit Grete alleine war, hatte er immer wieder das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, dass sie Otto erwischen könne. Franz-Josef war der Einzige, der davon wusste und wahrscheinlich mehr Geschlechtliches hineininterpretierte, als tatsächlich war.

Frauen und Weiber

Wieder einmal traf er sich zu einem Spaziergang mit Franz Hollenstein. Sie unterhielten sich über das Aufnahmeritual der Organisation. Franz bestätigte, dass gewisse Züge von den Neutemplern übernommen wurden, besonders die Rituale. So kamen sie noch einmal auf Lanz von Liebenfels zu sprechen.

„Wenn sich Lanz genauer mit der germanischen Frühgeschichte auseinandergesetzt hätte", erläuterte Franz, „hätte er von den mutterrechtlichen Strukturen gewusst im Gegensatz zu denen von den Kelten. Das sind die echt männlichen Jäger gewesen. Bei den Germanen ist das Patriarchat nicht wirklich ausgeprägt, im Gegensatz zu den Kelten. Nicht umsonst beschreiben sie die verweichlichten Römer als so grausam. Diese Kultur ist nämlich echt patriarchal.

Lanz sagt ja auch, dass die Juden zwar ein Problem sind, aber nicht für die arische Rasse, weil sich die Judenfrauen praktisch nicht vermischen. Das Problem sind in Wirklichkeit die deutschen Weiber. Schau dir an, wie sie leben. Was die schon alles wollen, nur nicht Mutter sein: arbeiten und studieren. Zuletzt werden sie noch verlangen, dass sie Soldaten sind! Und sie verweichlichen die Männer. Die sind dann keine Helden mehr. Schau dir die heutigen Politiker an, oder die Dichter, alle verweichlicht …"

„Warst du eigentlich im Krieg?"

„Ich hab nicht kämpfen dürfen, weil ich Schwierigkeiten mit der Atmung habe. Ich hab leider kein Held sein können. Aber zurück zu den deutschen Weibern. Während die Helden

im Feld sind, werfen die sich jedem Mann an den Hals, egal ob er Deutscher ist oder irgendwer anderer, und dadurch kriegen sie lauter Bastarde. Wir müssen uns loslösen von den Weibern, sonst verweichlichen wir!“

„Und woher kommen dann die Kinder?“

„Ich bin der Ansicht, deutsche Frauen sind dazu da, deutsche Kinder zu zeugen und zu ernähren. Aber dazu müssen sie als Ehefrauen daheim bleiben. Und manchmal müssen wir uns herablassen, mit ihnen zu schlafen. Das gehört zur Ehe dazu.“

„Bist du verheiratet?“, fragte Hacki nach.

„Nein“, rief Franz empört aus, „ich kann doch nicht irgendeine von der Straße nehmen. Eine echte ehrenhafte deutsche Frau ist ja heute nicht so leicht zu finden. Die deutschen Weiber sind ja schon alle Feministinnen.“

Hacki nahm sich wieder einmal vor, auf seine geschlechtlichen Regungen zu verzichten. Aber das funktionierte nicht. Er fantasierte davon, Frauen zu züchtigen. Um hart zu sein und nicht verweichlicht. Aber sofort musste er an Grete denken, und diese Vorstellung erregte ihn. Erst recht, weil es ja beinahe passiert wäre.

Dann stellte er sich wieder die reine Liebe vor, so wie die mittelalterliche Minne. Grete war immerhin Ottos Frau und er verehrte sie. Sollte er ihr ein Liebesgeständnis machen und betonen, dass er sie nur verehre? Und Gedichte schreiben …

*

Hacki und Franz-Josef trafen sich fast jede Woche mit Leutnant Ferdinand Fritzsche. Meist in einem Kaffeehaus, manchmal auch in lauten Kaschemmen, in denen die Nachbarn weniger verstehen, was an ihrem Tisch gesprochen wird. Es ging oft um politische Angelegenheiten.

Im Februar nahm er sie einmal in ein anderes Lokal mit. Sie setzten sich an die Bar. Ferdinand verschwand schon nach we-

nigen Sekunden mit einer Frau. Wie zu Franz-Josef gesellte sich auch zu Hacki eine Prostituierte. Sie stellte sich neben seinen Barhocker und umfasste seine Hüfte:

„Na, Süßer."

Der Ausschnitt war gewagt, sodass Hacki zwischen ihre Brüste schauen konnte. Sie sah seinen Blick, lachte und zog ihr Mieder ein kleines Stück nach unten, sodass ihre dunkelbraunen Höfe zu erkennen waren.

„Magst du mitkommen? Ich bin die Theresa."

Franz-Josef war inzwischen auch fort und so folgte Hacki Theresa die Stiege hinauf in ein rot ausgekleidetes Zimmer. Nachdem sie kassiert hatte, begann sie sich auszuziehen. Hacki zögerte.

„Na, was ist?"

„Ich mag dir was erzählen … ich kann das ja sonst niemandem erzählen … ich mag eine Frau, die ist aber verheiratet …"

Theresa war schon nackt und setzte sich an den Bettrand: „Das macht doch überhaupt nichts. Komm nur, zieh dich aus, ich will dein Dings sehen."

Sie griff ihm auf den Hintern und versuchte, ihn zu sich herzuziehen. Er setzte sich neben sie aufs Bett.

„Nein, nicht nur das. Sie wollte mich … Wir waren … dort, wo die Peitschen sind …"

„Ah, du willst geschlagen werden." Sie sprang auf und ging zu einem Kasten, in dem Hacki sexuelle Werkzeuge erkennen konnte, und nahm eine schwarze Lederpeitsche heraus.

„Nein, so hab ich das nicht gemeint …"

„Ah, du willst mich schlagen." Sie drückte ihm die Peitsche in die Hand und wollte ihm ihr Hinterteil zuwenden.

Hacki gab es auf, irgendetwas zu erzählen: „Nein, es ist …. Ich will es ganz normal."

„Ich zieh dich aus." Sie zog ihm das Hemd aus und half ihm bei der Hose. Sie nahm dann sein Glied in die Hand, während

sie vor im hockte. Nachdem sie einen Herrengummi genommen hatte, legte sie sich aufs Bett, griff wieder nach seinem Organ, und schneller als Hacki schauen konnte, hatte sie das Gummiding übergestreift. Dann legte sie sich auf den Rücken, machte ihre Beine breit und zog ihn auf sich. Mit der Hand half sie ihm, in sie einzudringen.

Theresa stöhnte lustvoll, während sich Hackis Samen in den Gummi ergoss.

Als er Franz-Josef davon erzählte, dass sie aus einem Missverständnis heraus eine Peitsche aus dem Kasten geholt hatte, zitierte dieser Nietzsche: „Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht“, lachte er.

*

Die Zusammenkünfte der Organisation fanden ungefähr alle zwei Wochen statt, eine Art übergeordnete Treffen von Gruppen. Die meisten Teilnehmer waren Offiziere oder Burschenschaftler oder beides. Zweimal waren Hacki und Franz-Josef dabei, als Novizen aufgenommen wurden. Das erste Mal war es ein Burschenschaftler, das Ritual war das gleiche wie bei ihnen. Ihm wurden die Augen verbunden und er wurde befragt. Es war von Bedeutung, dass die Person einen Fürsprecher hatte, hier war es ein alter Herr derselben Burschenschaft.

Anders war es bei einem, der in der Hierarchie noch keine Bedeutung hatte. Er wurde wie die anderen in ein Viereck von Sesseln geführt. An der Frontseite saß hinter einem Tisch Ferdinand. Ihm gegenüber auf der gleichen Höhe Johann Soucek. Auf einer Seite vor der Türe war eine Lücke, durch die der Novize hereingeführt wurde.

Zuerst erfolgten die Fragen, wie sie Hacki schon kannte. Und dann:

„Novize Andreas Heinel, Sie haben keine militärische Ausbildung?“

„Nein."

„Sind Sie bereit, zu gehorchen. Werden Sie tun, was Ihnen befohlen wird?"

„Ja."

Ab jetzt übernahm Soucek: „Das heißt: Ja gerne. Und laut. Nicht so zaghaft."

„Ja, gerne."

„Niederknien!"

Der Novize kniete sich nieder. Soucek stellte sich vor ihn: „Aufschauen!" Die Verwirrung von Andreas Heinel war erkennbar. Er konnte unter seiner Augenbinde nichts sehen und drehte seinen Kopf in verschiedene Richtungen. Soucek nahm ihn mit seiner rechten Hand unter dem Kinn, zog ihn hoch, sodass er sich strecken musste, und ließ ihn dann aus.

Inzwischen hatte Franz drei Peitschen hereingebracht und reichte Soucek und zwei anderen jeweils eine. Soucek ließ sie auf seinen Sessel knallen, sodass der Novize erschrak.

„Aufgerichtet bleiben." Er war in sich zusammengefallen und zeigte seinen runden Rücken, auf das Kommando hin streckte er sich wieder. Es herrschte lange Zeit Stille. Wie musste das erst für den Novizen sein, der unter seiner Augenbinde nicht erkennen konnte, wem er ausgeliefert war?

„Aufstehen!"

Kaum stand er, knallte die Peitsche auf seinen Körper und im Anschluss daran schlugen auch die beiden anderen zu. Sie passten auf, dass sie hauptsächlich den Unterleib trafen. Andreas stöhnte und wand sich, versuchte unbewusst, den Schlägen auszuweichen, wusste aber unter der Augenbinde nicht, wohin.

„Sie werden uns dienen, wie nur ein Mann dient."

Dieser Satz war das Zeichen, mit dem Schlagen aufzuhören.

„Weil wir in einer Umbruchszeit leben und nur wenig Zeit haben, wird das Gehorsamstraining im Schnelldurchlauf ge-

macht“, sagte Ferdinand: „Führ ihn hinaus. Er muss den Abort putzen. Alle, die beim Militär waren, kennen das ja schon.“

Novize Andreas Heinel wurde hinausgeführt. Danach begannen die lockeren Gespräche. Hacki stand noch immer unter dem Eindruck der Zeremonie.

Als er auf den Abort gehen wollte, stand Soucek dort und urinierte, während der Novize Heinel, den Oberkörper aufgerichtet, daneben knien musste. Hacki bildete sich ein, Soucek habe absichtlich daneben gespritzt.

Nach einiger Zeit durfte der Novize aufhören zu putzen und sich unter die anderen gesellen: „Das machen jetzt wieder die Mädchen!“

Leutnant Fritzsche bat um Ruhe:

„Novize Andreas Heinel. Sie haben uns gedient, wie Sie in Zukunft dem Vaterland dienen werden. Sie werden ab jetzt zu unserem Kreis gehören. Ich biete Ihnen hiermit das Du-Wort an.“

Alle prosteten nacheinander Andreas zu.

Böhmen

Einen Tag nach Proklamation der Tschechoslowakei wurde am 29. Oktober 1918 von den deutschsprachigen Abgeordneten die Provinz Deutschböhmen als Teil von Österreich ausgerufen. Am 13. November 1918, einen Tag nach der Republikgründung, besetzten tschechoslowakische Truppen die Gebiete. Die Behörden verboten die Teilnahme an den Wahlen zur Konstituierenden Nationalversammlung Deutschösterreichs am 16. Februar 1919.

*

In der letzten Februarwoche trafen sich Hacki und Franz-Josef mit Ferdinand in einem Hinterzimmer eines Wirtshauses nahe der Stadtbahnstation Gersthof. Ihnen wurde befohlen, dass sie sich für einen Einsatz im Norden Niederösterreichs oder im Süden der Tschechoslowakei vorbereiteten. Sie müssten üben, wie sie den Kampf einer Truppe durch Aktionen aus dem Hinterhalt unterstützen könnten. Ferdinand verlangte dabei volle Geheimhaltung auch gegenüber ihren Untergebenen.

„Ist eigentlich Otto schon informiert?“, fragte Hacki.

„Er sollte eigentlich zu uns stoßen. Ich weiß nicht, wieso er noch nicht da ist.“

Er sollte auch nicht kommen.

*

Am Freitag, dem 28. Februar 1919, hielt Otto das erste Mal seit Langem wieder eine Schulung. Es ging um das Verhältnis

Deutschösterreichs zu den Tschechen. Hacki und Franz-Josef setzten sich danach mit Otto im Wohnzimmer zusammen, rauchten und tranken Kognak. Grete kam herunter, zündete den Herren ihre Zigarren an und wollte sich dazu setzen.

„Wir wollen unter uns sein“, schnauzte sie Otto an, „geh nach oben.“

Sie lächelte Hacki an, der wollte zuerst etwas einwenden, ließ es aber bleiben und verzog gequält sein Gesicht. Grete ging und Otto folgte ihr.

„Ihr entschuldigt mich. Ich muss etwas klären.“

Otto schrie, aber sie konnten nicht verstehen, worum es ging. Hacki bildete sich ein, Schläge zu hören.

Kaum war Otto wieder heruntergekommen, als es an der Tür läutete. Es war Ferdinand. Er hatte Wichtiges zu berichten:

„Morgen will das tschechische Pressebüro über Vorbereitungen der Volkswehr berichten. Es ist zwar nicht ganz richtig, was sie zu wissen glauben, sie meinen, es ginge um die Slowakei, aber sie nennen Namen von Kommandanten und schätzen die Stärke ungefähr richtig ein.”

„Das heißt, es gibt Einheiten der Volkswehr, die sich auf einen Einsatz in Deutsch-Böhmen vorbereiten?“, fragte Hacki.

„Natürlich nicht offiziell. Aber die Empörung in der Bevölkerung ist groß, selbst bei den Sozialdemokraten.“

„Und was soll jetzt passieren?“

„Es wird natürlich alles dementiert. Unser Aktivismus muss zurückgefahren werden.“

Beim Bevollmächtigten Deutschösterreichs in Prag wurde eine Hausdurchsuchung durchgeführt und eine vermeintliche militärische Verschwörung aufgedeckt, die sogar bis nach Wien und Budapest reichte. So würden angeblich in Wien eigens Truppen für einen Einsatz in der Tschechoslowakei ausgebildet.

*

Am 4. März, dem Tag der Einsetzung der österreichischen Regierung, wurde in den deutschsprachigen Gebieten Böhmens und Mährens ein Generalstreik ausgerufen. In allen Städten und Dörfern demonstrierte die Bevölkerung. Das tschechoslowakische Militär eröffnete an vielen Orten das Feuer auf die Menschen. Der „tschechische Bluttag“ stand in den Zeitungen und erregte die Bevölkerung in Österreich.

*

Am Mittwoch, dem 5. März 1919, gingen Hacki und Franz-Josef am späten Nachmittag in die Edmund-Weiß-Gasse. Sie waren aufgeregt wegen der Ereignisse in Böhmen und Mähren. Es musste etwas getan werden. Otto war zu Hause. Sie sollten sich für einen Abmarsch nach Niederösterreich vorbereiten.

„Vielleicht sollten wir auch in Wien Demonstrationen machen?“, warf Franz-Josef ein, worauf ihn Hacki vorwurfsvoll anschaute: „Es geht darum, wirklich etwas zu tun. Nur durch die militärische Tat können wir etwas bewirken. Demonstrieren ist sozialdemokratisch … oder sogar bolschewistisch. Wenn, dann marschieren wir!“

Auf dem Heimweg stritten sie weiter über die Chancen eines militärischen Eingreifens. Hacki war begierig darauf, mehr zu unternehmen als nur Übungen.

Am folgenden Nachmittag versammelten sich ihre Soldaten in der Turnhalle. Hacki hielt eine kurze Ansprache, in der es um die Rettung des Deutschtums in Böhmen ging. Sie sollten sich bereithalten, weil sie möglicherweise noch dieses Wochenende verlegt würden.

Einige der Offiziere der Organisation kamen am Abend vorbei, aber Otto fehlte. Die anderen Kommandanten drückten ihren Ärger darüber aus.

Als die Offiziere aufgebrochen waren, blieben Franz-Josef und Hacki zurück und studierten eine Landkarte des nördli-

chen Niederösterreich. Auch die meisten ihrer „Soldaten“ gingen schließlich nach Hause. Wie anders war doch der Sinn für Verpflichtung in der Organisation als mit diesen Kindern, dachte sich Hacki. Wo er doch kaum älter war als sie.

Sie hatten Zeit genug, um Pläne zu wälzen: Ob der Zugriff über die Straße von Retz erfolgen sollte, die aber sicher von tschechoslowakischen Truppen überwacht würde, oder durch den angrenzenden Wald von Westen her. Hacki hatte an Umgehungsmanövern Gefallen gefunden. Sie blieben in der Turnhalle und legten sich schließlich doch für ein paar Stunden schlafen. Sie deckten sich mit ihren Mänteln zu. Am nächsten Tag würde Otto wohl da sein und die entsprechenden Anweisungen geben.

Hacki, Franz-Josef und drei andere hatten in der Turnhalle gefrühstückt und schauten hinauf in den Vorraum im Erdgeschoß. Grete saß im Wohnzimmer und informierte sie:

„Er ist erst um fünf Uhr gekommen und schläft noch. Ihr wartet auf ihn?“

Otto kam herunter und setzte sich ohne Gruß an den Tisch.

„Deine beiden Kameraden wollen wissen, was gestern bei der Besprechung war.“

„Das geht dich gar nichts an“, schaute er Grete böse an und hob seine Hand, wie wenn er sie ohrfeigen wollte. Dann besann er sich, wandte sich dem Essen zu, das eine Bedienung aufgetragen hatte. Grete ging hinauf. Hacki sagte wieder einmal nichts.

„Es ist alles offen. Wir haben noch nichts erreicht. Na ja, wir werden sehen. Legt euch den Nachmittag über hin, bis die anderen wieder kommen.“

„Und was ist mit dem Marschbefehl nach Retz?“

„Wir werden sehen. Wartet ab. Exerziert noch ein paar Runden. Oder besser, Hartmut, halte einen Vortrag über die deutsch-tschechischen Verhältnisse.“ Hacki hatte in den letzten Tagen viel dazu gelesen.

Am Abend war Otto wieder nicht da. Auch oben nicht. Grete bestätigte, dass er schon seit dem späten Nachmittag weg sei. Irgendetwas stimmte nicht. Nachdem sie die Gymnasiasten wieder schlafen geschickt hatten, hatte Hacki eine Idee und sagte zu Franz-Josef: „Mir hat Grete gesagt, dass er Stoß spielt. Schauen wir, ob er im Rüdigerhof ist?“

Rüdigerhof

Sie zögerten, als sie ins Kaffeehaus kamen. Hacki wusste von früher, dass der Weg ins Hinterzimmer an der Schank vorbeiführt. Der Schmierer wollte sie zuerst nicht reinlassen, weil sie Militäruniformen trugen. Aber sie konnten ihn überzeugen, dass sie nicht offiziell da wären.

Das Zimmer war voll Rauch, eine Luft zum Schneiden. Um einen Tisch saß eine größere Runde von Spielern, darunter Otto. Er erkannte sie sofort, nachdem sie hereingekommen waren, und deutete ihnen, draußen zu warten.

Franz-Josef und Hacki setzten sich in der Gaststube hin. Es war schon eine seltsame Situation. Sie sollten ihren Vorgesetzten für die anstehenden Aktionen abholen. Sie hatten Karten studiert und über Strategien diskutiert, während dieser am Spieltisch saß.

„Otto ist unmöglich", begann Franz-Josef. Er mochte Otto wohl nicht, weil er Hacki bevorzugte.

„Neben ihm ist einer gesessen, der ist sicher ein Bolschewik", setzte er fort, „wie wir die Bolschewiken im Fünfzehnten überfallen haben, war der auch dabei."

„Bist du sicher?"

„Ja, ich hab ein sehr gutes Personengedächtnis. Ich bin ganz sicher. Der ist gleich neben der Tür gestanden und ich hab ihm eine mit dem Gewehrkolben geknallt."

„Sollen wir nachher Otto fragen? Vielleicht weiß er gar nicht, wer von den Spielern was ist?"

Schweigend saßen sie noch eine Weile nebeneinander da.

Sie wollten gerade aufstehen, als Otto herauskam und sich zu ihnen setzte.

„Es ist nicht so, wie ihr denkt. Ich spiele nur, weil ich enttäuscht bin. Die wollen keine Aktion aus Österreich. Das gibt viel zu viele internationale Probleme. Auch innenpolitisch. Ihr könnt euch vorstellen, wie enttäuscht ich bin."

Hacki war sich nicht sicher, inwieweit er Otto Glauben schenken sollte. Aber er mochte ihn.

„Wer ist gegen die Aktionen?", fragte Franz-Josef.

Otto antwortete nicht.

„Also wir machen weiter wie bisher und bereiten uns auf die zukünftigen Kämpfe vor. Es wird nicht lang dauern, dann wird es bei uns Aufstände geben wie jetzt in Berlin. Wir müssen nicht nur die Tschechen abwehren, sondern auch die Bolschewiken bei uns."

„Sollten wir nicht wenigstens demonstrieren?"

„Ihr könnt natürlich am Sonntag nach Linz fahren." Alle Parteien von den Deutschnationalen bis hin zu den Sozialdemokraten hatten für den Sonntag zu Demonstrationen in Linz und Salzburg aufgerufen. Franz-Josef wollte aber in Wien unter alldeutschen Vorzeichen auf die Straße gehen.

„Gibt es nicht wenigstens Saalveranstaltungen in Wien?"

Otto konnte nicht mehr antworten, weil Johann Soucek das Lokal betrat. Er machte Anstalten, aufzuspringen und wieder ins Hinterzimmer zu den Spielern zu verschwinden. Als er erkannte, dass es dafür zu spät war, setzte er sich wieder nieder. Er sank in sich zusammen. Soucek begrüßte sie und sagte zu Otto:

„Komm mit mir hinaus! Wir müssen etwas bereden."

Widerwillig stand er auf und ließ Franz-Josef und Hacki bei ihrem Kaffeeersatz sitzen. Sie beobachteteh die beiden gestikulierend auf der Terrasse, bevor sie im Dunkeln verschwanden. Wahrscheinlich warf ihm Soucek ebenso vor, dass er keine Aktionen befahl.

Das Kaffeesubstitut, den sich Otto bestellt hatte, war schon kalt, als die beiden wieder hereinkamen.

„Ich zahle für dich. Du gehst jetzt heim.“ Es war erstaunlich, welche Autorität der Zivilist Soucek über den Hauptmann hatte. Otto holte seinen Mantel von der Garderobe neben der Bar, während Soucek den Kaffee für alle bezahlte. Otto ging, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

„Hat euch Reinsfeld das Geld für die Miete gegeben?“ Soucek drückte wohl ein inzwischen distanziertes Verhältnis aus, indem er nicht Otto sagte, sondern Reinsfeld. Anfang des Monats hatte ihnen Otto immer das Geld für das Zimmer in die Hand gedrückt. Im März hatten sie es das erste Mal nicht bekommen.

Als sie allein waren, Franz-Josef war auf dem Abort, nahm Soucek Hacki am Oberarm, beugte seinen Kopf zu seinem Ohr und bedeutete: „Wir müssen uns unbedingt treffen.“

„Wieso?“ Hacki fürchtete neuerliche Anzüglichkeiten von Soucek. „Wieso gerade ich, könnte nicht Franz-Josef auch dabei sein?“

„Wenn du glaubst. Treffen wir uns morgen wieder im Rüdigerhof? Mit Franz-Josef“, sagte er und ging.

*

Sie blieben noch ein paar Minuten. Gerade als sie aufstehen wollten, kam Jakob bei der Türe herein. Zögernd sagte Hacki „Hallo“, während Franz-Josef den Hereinkommenden zu ignorieren versuchte.

„Mit Böhmen musst du doch einsehen, dass wir recht haben. Dort geht das tschechische Militär gegen die deutschen Arbeiter vor.“ Hacki versuchte, ein Gespräch zu beginnen.

„Wirst du jetzt zum Antikapitalisten? Irgendwann hast du doch gemeint, dass nicht wir der Hauptfeind sind, sondern das Kapital …

„Das hab ich sicher nicht gesagt!“

„Na ja, schon anders, mit den Juden und so … Und wir waren gemeinsam gegen das alte System der Monarchie. Auf der Straße waren wir doch alle, alle Deutschösterreicher …“

Und ich wollte Handgranaten schmeißen, dachte sich Hacki, aber natürlich sah er inzwischen ein, dass sich ihr Kampf nicht gegen das deutsche Proletariat richten dürfe.

„Und was hat das mit uns zu tun?“

„In der Tschechoslowakei haben wir ja zufällig gleiche Interessen. Dort geht das Militär gegen die Arbeiter vor.“

„Ich glaube, du Bolschewik verschwindest besser“, sagte Franz-Josef und zog Hacki weiter. „Wieso willst du mit dem immer wieder reden? Irgendwann werden wir auf ihn schießen müssen.“

„Die Bolschewiken werden schon noch draufkommen, dass sie nur von ihren jüdischen Führern in die Irre geleitet werden.“

Neue Aufgaben

Am nächsten Tag gingen sie wieder in den Rüdigerhof. Hacki hatte Soucek seither nur auf den Versammlungen der Organisation getroffen, und dort war ihr Verhältnis distanziert. Beide verhielten sich, als wäre nie etwas gewesen. Er war froh, dass Franz-Josef auch da war. In der Organisation hatten die beiden einen ähnlichen Status und Otto Reinsfeld, der scheinbar Hacki bevorzugte, war durch seine Spielsucht entzaubert.

Soucek verhielt sich ganz formal, als er kam. Hacki tat sich schwer, wieder Johann zu ihm zu sagen. Der fing mit dem an, was sich Hacki erwartet hatte:

„Ihr merkt wohl selbst, Otto wird immer mehr zum Problem. Er hat schon immer gespielt. Aber jetzt entwickelt sich das zum Schlechten."

„Ja, gerade jetzt, wo es so wichtig wäre im Kampf um Böhmen und Mähren …"

„Wie glaubt ihr, wurde eure Truppe bisher finanziert?"

„Otto …?"

„Wer hat eure Wohnung bezahlt, die Verpflegung bei den Übungen, das Auto, die Waffen?"

Franz-Josef und Hacki schwiegen.

„Hat euch Otto die letzte Miete gegeben?"

„Nein."

„Das Geld ist von mir gekommen! Ich habe den Aufbau dieser Truppe finanziert. Warum glaubt ihr, ist diese möglich?"

„Aber … mit deinem Gehalt als Beamter …?"

Soucek lachte: „Was glaubt ihr denn? Es gibt in diesem Staat

sehr wohl ein Interesse, ein Gegengewicht zu den Bolschewiken zu schaffen."

Es ist also die Polizei, die dieses Geld zur Verfügung stellt.

„Die Polizei darf nicht alles, zumindest nicht offiziell. Beim Militär sitzt ja der Deutsch. Er glaubt zwar, die Fäden zu ziehen. In Wirklichkeit ist er ein Getriebener. Es gibt unsere Strukturen in der Volkswehr", Hacki erinnerte sich, was Ferdinand zu ihm gesagt hatte, „aber als Gegengewicht brauchen wir auch unabhängige Einheiten. Und das seid ihr.

Warum glaubt ihr, habt ihr lauter Gymnasiasten? Die Offiziere und die Mannschaft, die von der Front kommen, versuchen in der Volkswehr unterzukommen. Weil sie dort finanziert werden, und sie werden genommen wegen ihrer militärischen Erfahrung. So bleiben euch die Gymnasiasten."

„Die Volkswehr ist gar nicht so sozialdemokratisch?"

„In Wien schon, aber selbst dort ist es möglich, auf einige Einheiten Einfluss zu nehmen. Der Deutsch unterstützt uns sogar, ohne es zu wollen. Dadurch, dass er die Disziplin durchsetzt, gegen die Bolschewiken. Stellt euch vor, diese ganzen Soldaten aus dem Soldatenrat würden überall bestimmen, was passiert. Ich glaub, der Deutsch hat Angst davor, dass die bolschewistisch sind. Und es ist schon seltsam, diese sonst so bolschewistischen Soldaten sehen die Disziplin ein, und die Offiziere haben nichts mit dem Bolschewismus zu tun, außer die Juden …"

Hacki war stolz, dass ihnen Johann vertraute.

„Ich weiß, dass ich mich auf euch verlassen kann …"

„Und der Streit zwischen euch, zwischen Otto und dir …? Hat das mit seiner Unzuverlässigkeit zu tun?"

„Nein, nicht nur. Ein Polizist darf einfach nicht überall dabei sein."

„Aber die Polizei hat Interesse daran?"

„Ich sage euch noch etwas im Vertrauen und das betrifft na-

türlich besonders dich, Hartmut, es geht auch darum, unkontrollierte Aktionen zu verhindern …“

„Aber ihr habt mich doch gar nicht abgehalten, wie ich bei der Republikkundgebung …“

„Aber wir haben gewusst, dass dich die Bolschewiken abhalten werden. Wir haben sie ja beobachtet und wir haben die Anstrengungen gemerkt, die darauf hinausgelaufen sind. Und irgendwie habe ich natürlich auch gedacht, dass du rechtzeitig zur Vernunft kommst. Auf jeden Fall: Das Interesse der Polizei ist es auch, dass keine unkontrollierten Dinge passieren.“

Hacki zeigte sich skeptisch: „Du hast sehr viel Vertrauen in uns, dass du uns das alles erzählst. Wieso bist du dir sicher, dass wir nicht unseren eigenen Weg gehen?“

„Ich habe mehr Vertrauen in euch, als ihr glaubt. Denn nun komme ich zu meinem eigentlichen Anliegen. Das Geld, das bisher Otto bekommen hat, um die Truppe zu finanzieren, gebe ich in Zukunft an euch. Ihr nehmt mir das Vertrauen nicht ab? Vielleicht werdet ihr euch gegenseitig kontrollieren. Ihr werdet Geld für die laufenden Kosten bekommen. Ausgaben für Waffen und Munition stehen gerade nicht an, aber sie werden unabhängig von den regelmäßigen Zuwendungen ausgezahlt.“

Hacki war erstaunt und überrascht, Franz-Josef fand als Erster seine Stimme wieder: „Das Geld bekommen wir von der Polizei? Die wollen … du willst dafür sicher irgendwas.“

„Nicht viel, ihr müsst mich nur über die laufenden Aktivitäten informieren. Was gar nicht so etwas Besonderes ist, weil wir ja die gleichen Interessen haben.“

Als niemand etwas einwandte, fuhr Johann fort:

„Wir brauchen uns gar nicht so oft treffen. Es genügen unsere Abende in der Organisation. Dort werdet ihr sowohl das Geld kriegen wie ihr mir auch erzählt, was ihr in den vorausgegangenen Tagen gemacht habt. Ihr versteht schon, dass ich nicht so oft in der Villa auftauchen werde.“

„Und dann habe ich noch eine besondere Bitte an dich, Hartmut. Du kennst doch diesen Jakob Bruckbauer. Du natürlich auch“, sagte er zu Franz-Josef, „aber nicht so gut. Vielleicht willst du das nicht so gerne. Aber ich würde mir wünschen, dass du dich mit ihm triffst. Du wirst nicht viel erfahren, aber bleib in Kontakt. Auch Kleinigkeiten sind wichtig. Merk dir auch scheinbar unwichtige Dinge!“

„Den haben wir gerade getroffen. Er wollte irgendwas über gemeinsame Interessen reden, so gegen die kapitalistischen Juden …“

„Triff dich mit ihm und rede über die gemeinsamen Interessen!“

Als Franz-Josef den Tisch einmal verließ, rückte Johann näher und sagte: „ Ich find das gut, dass du dich damals einem Zivilisten verweigert hast. Das zeigt von Stärke und Selbstvertrauen.“ Während er dies sagte, nahm er seinen Oberarm und lächelte ihm zu: „Genau darum vertraue ich dir.“

Er gab ihnen das Geld für die Miete und einige Kronen zusätzlich: „Für die nächsten Tage.“

„Mit einer militärischen Operation in Böhmen ist ja nun nicht mehr zu rechnen“, ergänzte er noch.

*

Es kostete Hacki einiges an Überwindung, aber er ging in die Albertgasse, um Jakob zu treffen. Dort kannten ihn ja alle, weil er die Nacht nach der Republikkundgebung in dieser Wohnung übernachtet hatte. Und er wusste, dass er, vielleicht mit Ausnahme von Jakob, dort nicht gerne gesehen wurde. Jakob war nicht da, aber Hacki ließ ausrichten, dass er ihn doch in der Lerchenfelder Straße besuchen solle.

*

„Ich kann mir schon denken, warum du mit mir reden willst“, eröffnete Hacki das Gespräch an, als sie Jakob in der Lerchenfelder Straße aufsuchte, „wegen der Ereignisse in Böhmen und Mähren. Es ist ja das Proletariat, auf das das tschechische Militär geschossen hat, das deutsche Proletariat.“

„Na ja, ich hab das vielleicht ein bisschen falsch formuliert. Wir, ich meine da jetzt, wir von der Föderation richten uns gegen den Chauvinismus unter den Arbeitern.“

„Vorgestern hast du noch ganz anders geredet …“

„Inzwischen gibt es ja dieses Flugblatt von uns. Ich hab mich damals nicht ganz richtig ausgedrückt. Diese nationale Auseinandersetzung lenkt ab von den entscheidenden Kämpfen …“

„Aber du wirst doch zugeben, dass die Tschechen hier ungerecht handeln. Da wird das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes unterdrückt. Da gelten selbst die Kriterien von Wilson auf einmal nicht mehr, nur weil die Tschechen eine gute Lobby haben da drüben …“

„Reden wir von etwas anderem. Du hast doch gesagt, dass der Soucek uns oder mich überwachen hat lassen.“

Franz-Josef, der auch anwesend war, warf Hacki einen giftigen Blick zu.

„Wieso soll ich dir darauf etwas antworten? Ich weiß, ich hab damals zu viel geredet.“

„Aber Soucek ist doch ein warmes Arschloch!“

„Wie kommst du darauf? Ich hab dir schon damals gesagt, dass das nicht stimmt.“

Hacki hatte sich Ähnliches schon auch gedacht. Aber nie war etwas passiert. Er hatte das vielleicht überinterpretiert, wie auch so manches falsch verstanden.

„Ich weiß es einfach. Er hat jemanden dazu gezwungen … mit … das zu machen.“

Hacki vermutete sofort, dass dieser jemand vielleicht Jakob selbst gewesen sein könnte, sagte aber nichts.

Das Spiel veränderte sich, weil Franz-Josef den Befragungsstil umdrehen wollte: „Wie wir euch überfallen haben … Du hast mich ja gesehen. Wer war das, der direkt neben der Tür gestanden ist und den ich mit dem Kolben erwischt habe?“

„Was?“

„Ihr seid auch nicht nur die Guten. Der ist spielsüchtig. Wir haben ihn beim Stoßspielen erwischt.“

„Ich hab nie behauptet, dass es bei uns keine Probleme gibt. Ah, jetzt weiß ich, wegen dem Schnauzer“, lachte Jakob. „Es gibt da nur einen mit so einem Schnauzer.“

Es blieb dabei, dass Jakob und Hacki aneinander vorbeiredeten. Sie wollten vom jeweils anderen etwas erfahren, selbst aber möglichst wenig preisgeben.

Otto Reinsfeld

Am 28. März, einem Freitag, war Otto wieder einmal nicht da, als Hacki einen Vortrag über die Hinterlistigkeit der Entente hielt. Franz-Josef ging nach Hause, wissend, dass Hacki bei Grete bleiben werde. Dieser saß später bei Kognak im Wohnzimmer und ließ sich von ihr eine Zigarre anzünden. Sie waren gerade in ein angeregtes Gespräch vertieft, als die Tür aufging und Otto vor ihnen stand. Wenn er sonst spielen war, war er die letzten Male nie vor dem Morgen wieder gekommen. Es war erst kurz vor Mitternacht. Hacki saß ihm direkt gegenüber auf der Couch und sah ihm ins Gesicht. Otto schien bleich zu werden und griff unbewusst an seinen Gürtel, wie um die Pistole herauszuholen. Die nahm er aber nie mit, wenn er im Zivilleben unterwegs war.

Hacki versuchte, sich ganz belanglos zu verhalten. Grete empörte sich mit einem Ton der Rechtfertigung: „Ich bin mit Hartmut zusammengesessen, weil du nie da bist!“

Sie stand auf und ging hinaus. Otto lief ihr ein Stück nach und schrie: „Wir gehen heute noch hinunter in den Turnsaal!“

Hacki glaubte zu wissen, was das für Grete bedeutete. Er kannte ja den Kasten mit den Peitschen.

Otto kam wieder zurück, nahm sich ein Glas aus dem Kasten, schenkte sich ein, setzte sich hin und zündete sich eine Zigarre an. Er tat, als ob nichts geschehen wäre. Trotzdem war an einem leichten Zittern seine unterdrückte Aufregung zu bemerken.

„Das hat überhaupt nichts zu bedeuten. Wir haben uns nur unterhalten“, sagte Hacki, auch wenn es in dieser Situation unglaubhaft wirkte.

„Ach, die Weiber. Das interessiert mich doch gar nicht“, antwortete Otto und zog an seiner Zigarre. Es war ihm anzusehen, dass er versuchte, dadurch zur Ruhe zu kommen. Hacki saß angespannt da und wagte nichts zu sagen.

„Aber dass ihr mich verraten habt. Hinter meinem Rücken mit dem Soucek.“

„Es ist ja nur … Du hast weniger Arbeit. Du musst das Geld nicht mehr verwalten“, versuchte Hacki zu beruhigen. Otto hatte wahrscheinlich Geld für die militärischen Ausgaben für seine Zwecke verschwendet.

Sie hörten Grete draußen im Vorraum. Otto sprang auf und riss die Tür auf. Hacki hörte sie: „Ich geh zu meiner Schwester.“ Die Haustüre knallte zu.

Otto setzte sich wieder hin und sie saßen sich schweigend gegenüber.

„Du gehst jetzt besser“, sagte Otto, „wir sehen uns morgen bei der Übung.“ Hacki stand auf und ging hinaus in die Nacht. Er ließ sich Zeit bei seinem Weg in den achten Bezirk. Er hoffte, unterwegs Grete zu treffen. Er wollte es und er wollte es doch nicht.

*

Die Übung am Samstag, dem 29. März, war angesetzt, weil damit gerechnet wurde, dass sich nach den Ereignissen in der Tschechoslowakei und dem Generalstreik in Deutschland mit Straßenkämpfen in Berlin die Lage auch hier zuspitzen werde. Sie trafen sich im Wienerwald bei einer verfallenen Mühle. Otto hielt eine kurze Ansprache:

„Als wir diese Übung ansetzten, rechneten wir mit der Zunahme der revolutionären Umtriebe. Seit einer Woche wissen wir, dass die Situation noch gefährlicher ist, als wir uns das gedacht hatten. Durch den Umsturz in Ungarn erhebt der Bolschewismus sein Haupt vor den Toren von Wien und bedroht

unsere Zivilisation. Umso wichtiger ist es jetzt, den Kampf gegen Aufständische zu üben.

Hartmut, ihr seid die Bolschewisten und Weiber.“ War das Absicht von Otto, dass sie Bolschewiken spielen sollten und außerdem „Weiber“? Wollte er ihn dadurch demütigen?

„Franz-Josef, ihr geht in die Mühle, die ist eure Festung. Hartmut wird versuchen, euch zu vertreiben. Die dürfen sich ruhig gehen lassen und saufen und huren. So wie die Bolschewiken halt sind.“ Bis jetzt waren sie bei den Übungen immer der „Feind“ gewesen und hatten eine genauso wertvolle Aufgabe wie die jeweils andere Gruppe. Wenn Otto über ihn verärgert war, sollte er doch nicht seine Soldaten mit hineinziehen. Außerdem musste er ja wissen, dass sie trotzdem ihr Bestes geben und sich nicht wie „Bolschewiken und Weiber“ verhalten würden. Und er wusste, dass es eine unmögliche Aufgabe war, Verschanzte in einem Haus anzugreifen, außer wenn die Übermacht überwältigend ist.

Es müsste eine List gefunden werden. Hacki zermarterte sein Gehirn, aber ihm fiel keine Lösung ein. Und tatsächlich kam es dazu, dass sie „verloren“. Franz-Josef war zwar kein heldenhafter Verteidiger, der sich gegen eine riesige Übermacht verzweifelt wehren muss, er hatte einfach die besseren Bedingungen.

Am Ende der Übung zeigte Otto noch einmal Verachtung: „Ich habe an deine Genialität geglaubt. Aber du hast versagt.“

*

Er ging am Abend mit Franz-Josef nach Hause. Sonst legte er die Pistole, die er bei der Übung hatte, in der Villa ab. Dieses Mal nahm er sie mit, obwohl es keinen bestimmten Grund dazu gab.

Zu Hause fanden sie einen Zettel an der Tür: „Hartmut, besuch mich bitte am Sonntagnachmittag bei meiner Schwester. Liechtensteinstraße 21, Grete.“

*

Er wollte nicht zu Grete gehen, spürte aber den ganzen Tag über ein Gefühl der Anspannung.

Er blieb einige Stunden zu Hause, Franz-Josef war nicht da. Am Abend ging er dann doch noch in den neunten Bezirk. Er wollte dort ankommen, bevor das Haustor zugesperrt wird. Karoline, Gretes Schwester, machte ihm auf. Sie erklärte ihm, Grete hätte auf ihn gewartet und sei dann doch wieder heim nach Währing gegangen.

Hat sie sich Otto wieder unterworfen?

*

Eine Zeit lang spazierte er planlos in der Stadt herum und landete schließlich doch im 18. Bezirk. Er wusste eigentlich nicht, warum. Wollte er Grete treffen? Aber Otto würde ja auch da sein. Immer wieder zögerte er, bog dann aber doch von der Köhlergasse in die Edmund-Weiß-Gasse ein. Im Haus der Reinsfelds brannte Licht, sowohl im ersten Stock, in Gretes Bereich, wie im Wohnzimmer. Wahrscheinlich saß dort Otto, rauchte und trank.

Er stand vor der Türe und wollte anklopfen, als er am Boden vor dem Eingang ein Messer liegen sah, vielleicht auf dem Weg zum Mistkübel zu Boden gefallen.

Zögerlich klopfte er an, drückte die Schnalle herunter, die Tür war nicht zugesperrt. Sollte er wirklich hineingehen? Und dann zu Otto ins Wohnzimmer? Der wäre gar nicht begeistert, ihn zu treffen. Oder sollte er sich nach oben zu Grete schleichen? Ja, Hacki betrachtete Grete schon als seine heimliche Geliebte. Die Tür zum Wohnzimmer stand offen. Unwillkürlich griff Hacki an seine Pistole.

Als er in das Zimmer schaute, sah er vor der Couch die blutüberströmte Leiche. Zuerst war er wie erstarrt, dann betrat er doch das Zimmer und beugte sich über den leblosen Körper von Otto.

Er drehte um, schloss die Türen so leise es ging hinter sich und eilte die Straße hinunter.

Warum hat er nicht zu Grete hinaufgeschaut? Er hätte ihr doch helfen müssen. Aber er war so überrascht, dass er nicht daran gedacht hatte. Jetzt konnte er nicht mehr zurück. Er erinnerte sich an ihre beleuchteten Fenster. Vielleicht war es ein Selbstmord? Aber es sah überhaupt nicht danach aus. Hätte er doch genauer geschaut!

*

Franz-Josef war zu Hause: „Irgendwer hat Otto umgebracht. Ich hab die Leiche in seinem Haus gefunden. Sie ist im Wohnzimmer gelegen. Eindeutig erschossen."

„Was hast du denn dort gemacht?"

„Du weißt schon, wegen Grete. Es war sicher ein Fehler, dort hinzugehen. Jetzt glauben alle, ich war es."

„Du warst es nicht?"

„Nein."

„Aber wer soll dir das glauben? Alle haben gesehen, dass dein Verhältnis zu Otto gespannt ist. Also unser Verhältnis. Aber mit dir noch mehr wegen Grete …"

„Du glaubst also, ich … mit Grete, das weißt ja nur du."

„Auf jeden Fall kannst du nicht hierbleiben."

„Aber ich will nicht unbedingt im Freien …" Er machte eine Pause. „Ich könnte zu Franz, du weißt schon, Franz Hollenstein. Und du glaubst wirklich …?"

„Otto hat es verdient. Ich find das in Ordnung. Er hat mehr zerstört und verhindert als genützt. Ich betrauer ihn nicht."

„Ich hab ihn nicht umgebracht!"

„Ich geh morgen in der Früh hin, so wie wir es vorgehabt haben. Ich werde die Leiche finden. Außer in der Nacht findet sie sonst wer."

Vielleicht Grete?, dachte sich Hacki.

„Und wenn ich sie finde, wird das ganz unauffällig sein. Ich hole dann die Polizei und du tauchst beim Franz unter."

Franz-Josef hatte offensichtlich Gefallen daran gefunden, eine Art von Verschwörung zu organisieren, und zwar so, dass er selber nichts damit zu tun hatte, das Ganze irgendwie nur von außen beobachtete.

*

Hacki klopfte Franz Hollenstein heraus. Der wohnte in einer Erdgeschoßwohnung im fünften Bezirk mit Fenstern auf die Straße. Nach kurzer Zeit ließ ihn Franz herein. Der schien ihm mehr zu glauben als Franz-Josef, als er ihm erzählte, was er gesehen hatte. Franz war besonders an Details interessiert, so erzählte Hacki von der Übung, aber nichts vom Geld und nichts von Grete. Besonders über die Leiche wollte Franz mehr erfahren, aber Hacki war in der Situation zu aufgeregt gewesen, um genauer zu schauen. Da fiel ihm das Messer ein.

„Ungewöhnlich war das schon, dass ein Messer vor der Türe gelegen ist. Ich hab mir nichts dabei gedacht."

„War ein Zettel dabei? Hast du einen Zettel gelesen? Wie hat der Dolch ausgeschaut?"

„Das war doch nur ein rostiges Messer! Nein, ich hab keinen Zettel gesehen."

„Den kann der Wind weggeblasen haben. War was eingraviert?"

„Ich weiß nicht"

„War das S.S.G.G., das heißt nämlich: Strick, Stein, Gras, Grün. Dann war das nämlich ein Femedolch. Das wird einem Verräter an die Türe gehängt, also ein Zettel mit einem Dolch, dass er zu einem Ort kommen muss, wo dann ein Gericht stattfindet. Dann wird er entweder zum Tode verurteilt oder freigesprochen. Und wenn er nicht kommt, ich glaub, die meisten sind nicht hingegangen, weil sie schon gewusst haben, dass sie

verurteilt werden, dann darf die Person, also die ist dann sicher schuldig, von jedem umgebracht werden."

Hacki schaute ihn erstaunt an. „Es ist schon komisch. Glaubst du …? Nein, das kann nicht sein, dass Johann dahintersteckt."

„Das ist eigentlich mehr historisch, aber der Lanz, der Lanz von Liebenfels, hat darüber geschrieben. Waren Zeichen so wie Runen drauf? Das könnte germanisch sein: Nämlich die Doppel-Sig-Rune und zwei Hakenkreuze für S-S-G-G."

*

Hacki fand kaum Schlaf. Er legte sich auf eine Decke neben das Bett von Franz. Wie wenig wusste er von ihm? Welche Rolle spielt er in der Organisation? Irgendwie wichtig, aber doch nur ein Adlatus, der Befehle befolgt. Und warum hatte er ein Interesse an seiner Freundschaft?

Franz war untertags weg und Hacki blieb in der dunklen Wohnung. Er dachte schon daran, aus Neugierde in die Edmund-Weiß-Gasse zu schauen, aber das würde ihn noch einmal verdächtig machen. Mörder kehren ja angeblich immer wieder an den Schauplatz ihrer Tat zurück.

In Haft

Am frühen Abend klopfte es. Hacki verhielt sich still und wagte kaum zu atmen. „Herr Hollenberg“, rief eine Stimme von draußen.

„Herr Hollenberg, öffnen Sie, wir müssen mit Ihnen reden.“

Dann ging die Tür auf. Hätte er doch Franz gesagt, dass er sie zusperren soll.

„Sie sind Hartmut Steinhammer? Ich bin August Thiel. Ich muss Sie unter dringendem Mordverdacht festnehmen.“

„Ja.“ Hacki reagierte wie automatisch und streckte seine Hände aus, Herr Thiel ließ die Handschellen um die Gelenke einschnappen. Dann durchsuchte er ihn und fand die Pistole. Er roch an ihr: „Riecht nicht, als wäre aus ihr geschossen worden. Aber sie kann ja inzwischen geputzt sein.“

Zwei Wachmänner folgten ihnen, als sie sich auf den Weg in die Liesl machten. Woher wussten sie, dass er die richtige Person war? Woher wussten sie, dass er hier war? Ein schrecklicher Verdacht drängte sich auf: Hatte ihn Franz-Josef verraten? Der glaubte ja tatsächlich, dass er Otto umgebracht hatte.

*

„Herr Steinhammer, Sie wissen, was man Ihnen vorwirft?“

„Nein.“

„Waren Sie gestern Abend in der Villa der Reinsfelds in der Edmund-Weiß-Gasse?“

„Nein.“

„Sie kennen aber Hauptmann Otto Reinsfeld?“

„Ja. Nein. Ich sage jetzt nichts mehr."

„Kennen Sie Jakob Bruckbauer?"

Hacki war verunsichert. Was sollte diese Frage? Er sagte nichts.

„Was haben Sie am Abend in der Reinsfeld-Villa getan?"

„Ich sage nichts mehr."

„Sie wurden nämlich am Abend in der Villa von Reinsfeld gesehen."

„Wer soll mich gesehen haben?" Er dachte sofort an Grete.

„Sie wurden gesehen. Waren sie gestern Abend in der Edmund-Weiß-Gasse?"

„Nein, ich war nicht dort."

„Was haben Sie dann gemacht gestern Abend. Wo waren Sie um neun Uhr, wo waren Sie um zehn Uhr, wo waren Sie um elf Uhr?"

„Ich war woanders. Ich sage nichts mehr." Sollte er erklären, er wäre bei Karoline im neunten Bezirk gewesen? Die hätte sicher gesagt, dass er nur kurz dort war.

„Ich war zu Hause."

„Kann das jemand bezeugen?" Sollte er angeben, dass Franz-Josef das bezeugen würde? Würde Franz-Josef für ihn lügen? Ihm gefiel doch die verschwörerische Art und er wusste doch …

„Mein Mitbewohner Franz-Josef Beidinger. Er war nicht den ganzen Abend da, aber er hat mich gesehen und wir haben dann geschlafen."

„Und wann sind Sie zu Herrn Hollenberg?" Er schaute auf den Zettel: „Äh, Hollenstein."

„Ich hab ihn besucht."

„Aber er war nicht da, als wir Sie verhaftet hatten. Warum?" Was fragt denn der alles, er hat doch schon gesagt, dass er am Sonntag zu Hause war.

„Sie waren also am Sonntagabend zu Hause. Was haben Sie da getan?"

Hacki schnaubte. „Was soll ich getan haben? Was ich immer zu Hause tue. Lesen, reden und ins Bett gehen."

„Kennen Sie Frau Grete Reinsfeld?"

„Natürlich kenne ich sie. Nein, nicht so wirklich. Aber ich hab sie immer wieder gesehen. Sie wohnt ja mit ihrem Mann in der Villa."

„Sie kennen die Edmund-Weiß-Gasse. Was machen Sie sonst in der Villa?"

„Wir treffen uns dort zu Übungen. Aber das wird Ihnen sicher schon jemand gesagt haben?"

„Gut. Ich frage Sie noch einmal. Wo waren Sie am Sonntagabend?"

„Hab ich doch schon gesagt."

„Sie waren angeblich nicht in der Edmund-Weiß-Gasse. Ich glaube Ihnen das nicht. Ich glaube, Sie haben Hauptmann Reinsfeld getötet. Wir werden uns morgen noch einmal unterhalten."

Hacki hatte damit gerechnet, länger verhört zu werden. Er war froh, dass es vorerst vorbei war.

*

Er verbrachte den Abend in der Zelle und bekam kein Essen mehr. Wie lange würde er in diesen engen Mauern bleiben müssen? Der Raum war so klein, dass das Bett kaum Platz hatte. Es war keine Toilette in der Zelle. Zum Glück war er noch ausgetreten, bevor er festgenommen wurde.

Am nächsten Tag gab es ein Stück Brot und Kaffeeersatz. Ein Justizwachebeamter begleitete ihn zum Abort. Am Vormittag wieder kein Verhör. Er blieb in Einzelhaft und sah niemanden außer dem Wachpersonal, das nicht mit ihm redete.

Am Nachmittag besuchte ihn Johann Soucek. Er holte ihn in eine Verhörzelle. Sie wechselten kaum Worte, so lange noch eine Wache da war. Johann verhielt sich formal und freundlich

und ließ die Beamten nicht merken, dass sie sich kannten. Erst mit Hacki alleine in der Zelle erklärte er:

„Du weißt, was dir vorgeworfen wird? Du sollst Otto Reinsfeld erschossen haben. Du wurdest nämlich gesehen."

„Von wem?" Hacki dachte wieder daran, dass Grete wahrscheinlich oben war und ihn gesehen haben könnte. Aber sie sollte doch auch den echten Täter erkannt, gesehen oder zumindest gehört haben. Er war ja erst danach gekommen.

„Eine Nachbarin hat dich kurz nach den Schüssen aus dem Haus kommen sehen. Du warst ein bisschen unvorsichtig."

Johann nahm also auch an, dass er der Mörder war.

„Der erste Verdächtige war dein Freund Jakob Bruckbauer", er machte dazu eine wegwerfende Geste, um zu zeigen, dass er Jakob nicht wirklich als Freund ansah. „Aber der hat leider ein felsenfestes Alibi. So und jetzt erzähle einmal deine Version."

„Ich bin in die Edmund-Weiß-Gasse gegangen …"

„Warum bist du am Sonntag in die Edmund-Weiß-Gasse gegangen?"

Er wollte doch Johann nicht erzählen, dass er wegen Grete hingegangen war.

„Otto war recht angefressen, weil wir das Geld kriegen, und er hat uns das auch fühlen lassen. Ich bin hingegangen, weil ich mich mit ihm aussprechen wollte."

„Das ist in Ordnung. Du darfst aber niemandem erzählen, dass du Geld bekommst. Gibt es nicht etwas anderes? Willst du nicht sagen, dass du auch einen Konflikt wegen Grete hast?"

„Nein, da ist nichts mit Grete. Du glaubst wirklich, dass ich Otto umgebracht habe?"

„Ich lasse das offen. Du wirst schon sehen. Du wirst da schon rauskommen. Alles wird gut werden. Erzähle noch einmal."

„Also wie ich gekommen bin, hat das Licht gebrannt, sowohl im Wohnzimmer wie auch oben im ersten Stock. Die Tür war

offen und da bin ich hinein und hab im Wohnzimmer den toten Otto gesehen."

„Hast du sonst jemand gesehen? Irgendwer sollte doch vor dir da gewesen sein."

„Nein, überhaupt nicht. Alles war ruhig. Ich habe nichts angerührt und bin dann gleich wieder gegangen."

„Und das soll dir jemand glauben?"

„Das stimmt schon, das klingt irgendwie unglaubwürdig. Aber es war so."

„Du wirst schon sehen", setzte Johann fort, „es wird alles gut werden! So wie die ganzen bolschewistischen und sonstigen Kriegsverräter im Herbst rausgekommen sind, so wirst du rauskommen, wenn sich alles zu unseren Gunsten wendet. Mach dir keine Sorgen!"

Johann betonte ein zweites Mal, dass sich alles klären werde und ließ ihn in der Zelle zurück.

Er blieb die folgenden Tage weiter in Einzelhaft und wurde weder verhört noch besuchte ihn jemand.

*

Am Donnerstagvormittag holte ihn ein Beamter aus der Zelle: „Sie haben Besuch, Herr Steinhammer, eine Frau!"

Wer sollte ihn besuchen? In der Besucherzelle wartete Grete. Das war eine freudige Überraschung. Der Wachebeamte ließ sogar eine Umarmung zu, was er nie erlebt hatte, als er noch in Freiheit war. Sie setzten sich an den Tisch und Grete nahm mit ihrer rechten Hand seine linke.

Sie konnte kaum erwarten, das Gespräch zu beginnen: „Ich hab bei der Polizei ausgesagt, dass ich den Jakob gesehen habe, deinen Freund, also nicht deinen Freund, aber den du von der Armee kennst. So wollte ich den Verdacht auf die Bolschewiken lenken. Aber es hat nicht funktioniert. Danach hab ich gar nichts mehr ausgesagt."

„Du warst also da? Dann musst du den Mörder gesehen haben!“

„Na ja, nicht so ganz. Ich hab die Schüsse gehört und hab mich zuerst im Zimmer verkrochen. Erst nach einer Weile hab ich hinuntergeschaut. Und ich hab dich gesehen, wie du gerade rausgegangen bist. Ich bin dann hinunter, hab die Leiche gesehen und bin sofort zu meiner Schwester.“

„Ich war es nicht. Ich bin erst später gekommen und hab Otto dort liegen gesehen. Ich wollte zu dir, weil du den Zettel geschrieben hast. Aber ich bin erst später in die Liechtensteingasse gegangen und dann hat mir Karoline gesagt …“

„Na ja, ich hab mir schon gedacht … Du brauchst dir keine Gedanken machen. Ich bin froh, dass ich ihn los bin … Ich hab mir schon gedacht, wenn ich das gewesen wäre, aber ich bin ja nicht so. Ich bin eine Frau …“

Hacki wusste nicht, was er denken sollte. Scheinbar nahm auch Grete an, dass er geschossen habe, und sie lobte ihn sogar dafür. Vielleicht wäre er wirklich stolz gewesen. Als Grete gegangen war, wurde er noch einmal unsicher. Hatte er eine Gedächtnislücke? Aber wenn er gedanklich den Abend durchging, konnte er dessen Ablauf genau vor sich sehen. Wie sollte er da herauskommen? Alle Fakten sprachen dafür, dass er es war. Wieso durfte Grete überhaupt auf Besuch kommen? Sie war doch eine wichtige Zeugin? Stand Soucek dahinter?

*

Am Montag, dem 7. April, kam ein gewisser Wachkommandant Paul Schneeberger zu Hacki in die Zelle.

„Ich sage Ihnen jetzt etwas und prägen Sie sich das genau ein! Sie werden in das Hinterzimmer der Wachstube gebracht. Wenn Sie dort allein sind, springen Sie durch das Fenster hinaus. Normalerweise ist das Gitter verschlossen, es wird aber unversperrt sein. Im Hof klettern Sie über die Mauer gegenüber

in den Garten des Nachbarhauses. Wenn Sie von dort auf die Straße kommen, wenden Sie sich nach rechts. An der Ecke zur Währinger Straße wird jemand auf Sie warten."

Hacki wurde von Wachkommandant Schneeberger und zwei Wachmännern abgeholt, mit dem Automobil nach Währing verbracht und in der Polizeistation ins Hinterzimmer geleitet. Wachkommandant Schneeberger nahm ihm die Handschellen ab. Der anwesende August Thiel, der ihn vor einigen Tagen verhaftet hatte, schien eher erstaunt, als ihm Wachkommandant Schneeberger erklärte, er habe den Auftrag, ihn zum Verhör zu bringen.

Gerade wollte August Thiel Hacki nach seiner Version der Ereignisse fragen, als dieser hinausgerufen wurde. Er konnte noch erkennen, wie der Wachkommandant die Türe zum Zimmer zudrückte. Hacki sprang zum Fenster, öffnete es, das Gitter ließ sich leicht zurückschieben und er konnte in den Hof klettern. Die Mauer war übermannshoch, aber mit lockeren Steinen, an denen er sich gut anhalten konnte. Es war kein Problem, sie zu überwinden. Er lief auf die Straße hinaus und wie angeordnet nach rechts. An der Ecke zur Währinger Straße wartete Franz-Josef, der ihm stolz verkündete: „Wir haben dich da rausgeholt!"

„Hat Johann das organisiert?"

„Ja, nein, wir haben das organisiert, aber Johann war natürlich dabei. Der hat mir aufgetragen, was ich tun muss."

„Und der Wachkommandant ist auch bei der Organisation? Ich habe ihn noch nie gesehen."

„Polizisten dürfen bei uns nicht mitmachen. Du wirst nicht glauben, wo ich dich hinbringen werde!"

Sie gingen in die Edmund-Weiß-Gasse: „Zum Glück ist es schon finster, es soll dich vor allem von den Nachbarn niemand sehen."

Im Haus gingen Sie durch den Vorraum in den Keller, aber nicht in den Turnsaal, sondern durch einen Nebeneingang in

ein Gewölbe, in dem Wein gelagert wird. Dort rückte Franz-Josef ein Regal zur Seite, hinter dem eine Tür in einen abgeschlossenen, finsteren Raum führte.

„Da wirst du die nächsten Tage bleiben."

Und dann fragte Hacki noch nach: „Wohnt Grete wieder da? Oder ist sie bei ihrer Schwester geblieben?"

„Auch wenn ich, im Gegensatz zu dir, nicht hinauf darf!", Hacki war sich nicht sicher, ob Franz-Josef das in einem beleidigten oder einem anzüglichen Ton äußerte. „Ja, ich weiß, sie ist seit heute wieder da. Gestern war das Begräbnis. Die Polizei hat nichts dagegen, sie ist ja jederzeit greifbar. Außerdem leitet Johann jetzt die Untersuchungen und nicht mehr dieser komische Vogel, dieser August Thiel."

Auf einem kleinen Tisch stand ein feines Essen: Rindfleisch mit Gemüse und Kartoffeln.

„Ich werde dir immer wieder das Essen bringen. Du darfst nur hinaus, wenn es finster ist, aber durch den Ausgang in den Garten und nicht auf die Straße. Es soll dich niemand sehen. Du bist nicht eingesperrt. Ach ja, du kannst die Tür jederzeit von innen aufschieben, aber zugemacht kann sie nur von außen werden wegen dem Regal. Darum muss immer wer dabei sein, wenn du draußen bist."

Nachdem Franz-Josef gegangen war, aß Hacki, legte sich aufs Bett und dachte nach. Zwei Stockwerke über ihm war Grete. Ob sie wusste, dass er hier war?

Er lernte diesen Geheimraum erst jetzt kennen. Er hatte zwar schon Wein aus dem Keller geholt, aber nicht gewusst, dass es nach dem Regal weiterging. Und er war befreit worden, weil alle dachten, er hätte Otto umgebracht. Seine Flucht machte ihn erst recht verdächtig. Und Wachkommandant Paul Schneeberger musste wohl eingeweiht gewesen sein. Hacki schlief bei Licht ein.

Nationale Revolution

In den nächsten Tagen hatte er viel Zeit, nachzudenken. Immer nach dem Abendessen drehte er mit Franz-Josef ein paar Runden im Garten. Er schaute zu den Fenstern von Grete hinauf, fast immer brannte Licht. Er hätte sich so gewünscht, dass sie ihm Bücher herunterbringt.

Franz-Josef erzählte, dass sie, ganz wie früher, weiter Übungen abhielten. Er hörte die Gymnasiasten ja durch die Tür. Sie wussten wohl nicht, dass er ihnen so nahe war. Anscheinend ging alles weiter wie in der Zeit, als Otto noch ihr Führer war. Grete musste das wohl unterstützen. Sie war gar nicht so unpolitisch, wie Franz-Josef behauptet hatte.

Immer wieder dachte er an Grete. Ob er es wagen sollte, zu ihr hinaufzugehen? Sie könnte ja schließlich das Regal hinter ihm vorschieben. Und es war ja auch kein Otto mehr da.

Würden ihn die anderen, Johann und so, über die Grenze bringen?

*

Erst nach einigen Tagen besuchte ihn Johann. Hacki erwartete sich, in einen Fluchtplan eingeweiht zu werden. Aber es kam anders.

„Ich hab dir versprochen, dass ich dich rausbringe, und ich habe mein Versprechen gehalten. Jetzt gebe ich dir ein weiteres Versprechen: Es wird sich alles ändern. Es muss sich alles ändern.“ Franz-Josef hatte ihm immer wieder Zeitungen gebracht und sie hatten über die aktuellen Ereignisse diskutiert. Die Aus-

rufung einer Bayrischen Räterepublik machte ihn nicht unbedingt optimistisch.

„Die Bolschewisten in Ungarn führen ja einen nationalen Kampf“, setzte Johann fort, „gegen die gleichen Feinde, die auch wir haben, die Entente. Man könnte fast sagen, sie sind national-bolschewistisch.“

„Wie?“

„Das ist eine nationale Revolution, die dort stattfindet. Die Kommunisten verteidigen Ungarn gegen den Raub, der den Rumänen und den Tschechen von der Entente zugestanden wird. Und wir hier sind genauso wie die Ungarn völlig abhängig vom guten Willen unserer Feinde: die Tschechen, die Italiener, die Serben so wie unsere großen Gegner im Krieg, England und Frankreich. Wir müssen nur zuschauen, wie die Kommunisten die Feinde Ungarns hinausjagen.“ War Johann zum bolschewistischen Verräter geworden?

„Dann aber werden sie von innen geschlagen und zwar von uns. Der nationale Geist wird sich gegen den unnatürlichen bolschewistischen durchsetzen. Kein Volk will den Bolschewismus.“

„Aber jetzt haben sie in Bayern gewonnen. Und wenn dann die ungarische Rote Armee bei uns einmarschiert?“, zweifelte Hacki.

„Die ungarische Armee hat doch gar keine Zeit, sich mit uns zu beschäftigen. Es ist doch eher so, dass die Bolschewiken von uns nach Ungarn gehen. Und in Bayern haben sie schon verloren. Unsere Freunde dort haben den Heimatschutz aufgebaut, schon vorher gegen die bolschewistische Eisner-Regierung. Über kurz oder lang werden sie das flache Land unter Kontrolle haben, und dann ist es mit den Bolschewiken in München auch vorbei.“

„Und wenn die Russen kommen?“

Johann antwortete darauf mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Die sind weit weg. Und die Bolschewiken bei uns

darfst du sowieso nicht ernst nehmen. So wie in Deutschland werden die Halbbolschewiken …“

„Wen meinst du?“

„Den Bauer und den Deutsch. Die Halbbolschewiken werden gegen die Bolschewiken sein. Aber die werden sich nicht lang halten können.“

„Die Sozialdemokraten haben die Volkswehr!“

„Eben. In Wien, aber nicht in den Bundesländern. Die werden hier trotzdem gegen die Bolschewiken losschlagen. Und dann kommen wir! Wie in Deutschland, wo wir, ich mein dort die Freikorps und die Reichswehr, wo wir schon gewinnen.“

„Versteh ich dich richtig, wir sollen warten, bis sich die linken Juden untereinander zerfleischen?“

„Warten allein genügt nicht, wir müssen uns vorbereiten. Damit wir eingreifen können. Darum werden wir weitermachen. Du wirst wieder mit den Gymnasiasten üben dürfen. In der nächsten Zeit wird auch einiges an Waffen hierher transportiert.“

Auch wenn es unsicher war, dass alle den Mund halten würden, freute sich Hacki, wieder eine Aufgabe zu haben.

„Was aber noch wichtig ist, besonders für dich und Franz-Josef. Unsere Soldaten kommen fast alle aus privilegierten Häusern und haben Standesdünkel gegenüber dem Proletariat. Du bist ja nicht so. Ich erwarte von dir, die weltanschauliche Ausbildung deiner Soldaten voranzutreiben. Sie sollen nicht glauben, dass sie sich mit materiellen Dingen als Elite über das deutsche Proletariat erheben können, sondern, dass sie die Elite werden durch ihre Kampffähigkeit.

Noch sind viele Proletarier von den Juden bolschewistisch oder halbbolschewistisch verhetzt. Aber wir werden ihnen zeigen, dass ihre jüdischen Häuptlinge sie nur benutzen. Sie sind ja eigentlich auch antisemitisch. Sie werden erkennen, dass Kapitalismus und Bolschewismus der gleiche Semitismus ist. Und

wenn wir gewonnen haben, dann wirst auch du mit stolzem Haupt wieder öffentlich auftreten können."

Hacki würde nur zu gerne eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens sein, es gefiel ihm gar nicht, dass er nach dem Mord an Reinsfeld im Verborgenen bleiben musste. Vielleicht könnte er auch so etwas werden wie der geheime Führer der Organisation, den niemand kennt.

„Viele unserer Offiziere sind leider sehr eingebildet, sie sehen sich zwar als deutschnational, halten sich aber für was Besseres."

Hacki erinnerte sich, dass sie die Privilegien der Offiziere gegenüber den einfachen Soldaten schon bei ihrer Ausbildung im Krieg diskutiert hatten. Er sah sich selbst immer schon als etwas Besseres als die, die lieber über ihre Weibergeschichten redeten als über die politische Lage und die Kultur des Deutschtums.

„Und Franz-Josef?"

„Ihr werdet gemeinsam aktiv sein. Ihr werdet eure Züge bei den Übungen führen wie bisher. Jetzt ist er gerade unterwegs, um Waffen zu holen. Für das wird Franz-Josef zuständig sein: für die technischen Dinge und natürlich für das Geld. Er wird übrigens heute Abend einiges vorbeibringen. Du kannst ihm helfen, die Maschinengewehre, die Minenwerfer und die Munition herunterzutragen."

„Das freut mich, wieder mit Granatwerfern zu tun zu haben, das war ja unsere Ausbildung."

„Deine Hauptarbeit wird wieder die weltanschauliche Schulung. Da soll es nicht nur um die deutsche Kultur gehen, sondern um die deutschen Arbeiter und ihre sozialistischen und bolschewistischen Führer und natürlich um die Feindschaft gegenüber der Entente."

Hacki kam sich zwar vor wie ein Bauer, der auf dem Schachbrett herum geschoben wird, aber jetzt wurde er wenigstens

wieder in eine Angriffsposition gebracht. Vielleicht war er schon mehr, ein Läufer oder gar eine Dame?

„Und dann habe ich eine Aufgabe für dich, die dir sicher keine Freude machen wird. Die auch ein gewisses Risiko mit sich bringt."

Hacki wurde neugierig. Er war natürlich bereit, jedes Risiko einzugehen.

„Es ist wichtig, den Kontakt zu den Bolschewiken weiter aufrechtzuerhalten, also wirst du versuchen, dich wieder mit Jakob Bruckbauer zu treffen. Du musst das konspirativ machen. Aber du kannst ja vorspielen, dass du jemand zum Reden brauchst. Das würde ihn doch nicht verwundern, oder?" Johann schien ihn gut zu kennen.

„Zum Schluss habe ich noch etwas Erfreuliches für dich. Wie du wahrscheinlich gemerkt hast, wohnt Frau Grete Reinsfeld seit einigen Tagen wieder hier. Sie hat mich gebeten, dir zu sagen, dass du sie besuchen sollst. Ich werde jetzt gehen und dann kannst du hinaufgehen, bis Franz-Josef kommt. Du wirst dich überhaupt frei im Haus bewegen können. Nur wenn neue Rekruten anfangen, die noch nicht wissen, dass du da bist, musst du in den Keller."

Hacki stockte der Atem vor Freude. Was sollte er mit Grete reden? Er hätte ihr so viel zu erzählen. Aber was durfte er überhaupt erzählen? Von seiner Befreiung? Von seiner Einsamkeit im Keller? Wie soll er damit umgehen, dass sie glaubt, er habe ihren Mann umgebracht? Wie geht es ihr eigentlich? Wie verkraftet sie den Tod Ottos? Oder ist sie froh darüber, so wie er sie behandelt hat?

*

Grete begann das Gespräch: „Du weißt, dass wir über vieles nicht sprechen sollen." Und dann war es ganz leicht, einfach ihre Gegenwart zu genießen und über romantische Literatur und

mittelalterliche Träume zu reden. In Zukunft sollte er auch die gewaltige Bibliothek der Reinsfelds benutzen dürfen, sowohl zum Lesen als auch für die Vorbereitung seiner Vorträge.

Bald hörten sie einen Kraftwagen vorfahren und Hacki musste hinunter, um Franz-Josef beim Ausladen von Waffen und Munition zu helfen.

„Wenn du Zeit hast, besuch mich morgen wieder“, meinte sie.

*

Die Gymnasiasten, mit denen er trainierte, jubelten ihm zu. Er erwähnte Otto Reinsfeld mit keinem Wort. Dass sie Hacki für einen Mörder hielten, stärkte seine Autorität.

Er hielt eine Rede über ihre zukünftigen Aufgaben. Dass sie sich bereithalten müssten. Dass die Arbeiter schließlich an ihrer Seite kämpfen werden und dass sie aus militärischen Gründen eine Elite seien und nicht aus materiellen.

Und er konnte sich darauf freuen, Grete wieder zu treffen.

IV.

Antisemitismus

Wenn Offiziere ein „unpolitisches“ Militär gründen wollten, wurden ihre Versammlungen bis jetzt immer von Volkswehrsoldaten, Rotgardisten und sozialdemokratischen und revolutionären Genossinnen gestört. „Unpolitisch“ war eine Art Schlüsselwort für konterrevolutionär oder weißgardistisch, und das hieß vor allem, gegen den Sozialismus gerichtet. Gerade die Rechten wollten ein zu gründendes Heer benutzen, um durch hirnlose Disziplin wieder ein Werkzeug zur Eindämmung der Revolution herzustellen. Wenn Offiziere irgendwo eine Veranstaltung ankündigten, kamen selten, praktisch nie, einfache Soldaten, außer, um sie zu verhindern. Besonders seit die Volkswehr existierte, war es selbst für „unpolitische“ Soldaten günstiger, dort Sold und Verpflegung zu bekommen als bei den verhassten Offizieren.

Schon vor dem Versammlungsort trafen sich die einfachen Soldaten, die von der Roten Garde gingen auch bewaffnet hin und versuchten, die reaktionären Offiziere am Betreten des Veranstaltungsraumes zu hindern. Letztere waren meist schon an ihrem besseren Äußeren zu erkennen, und oft trugen sie schwarz-rot-goldene oder rot-weiß-rote Kokarden. Monarchistische Zeichen waren selbst bei denen verpönt. Drinnen dominierten immer die Linken, Soldaten der Volkswehr, viele mit roten Kokarden, um ihre sozialistische Gesinnung zu zeigen. Meist gaben die Offiziere schon vor dem Beginn auf, weil sie zu wenige waren. Wenn sie doch versuchten, eine Rednerbühne zu erklimmen, wurden sie dort von niederrangigen Soldaten bedrängt

und am Reden gehindert. Sozialistische oder sozialdemokratische Redner erklärten unter dem Applaus der Mehrheit, dass bei diesen Offizieren „unpolitisch“ konterrevolutionäre Unterdrückung bedeutete wie in der monarchistischen Armee. Sie würden nur geschult, um gegen das Proletariat vorzugehen.

*

Jakob schlief kaum mehr in der Albertgasse. Erst recht nach seiner Festnahme durch Soucek. Das wurde noch seltener, nachdem die Rote Garde im Dezember in die Selzergasse übersiedelte. Oft war er in der Meiselstraße auf Besuch und viel mit Steffi unterwegs. Auf politischen Veranstaltungen sah man sie oft gemeinsam, sodass es für einen Außenstehenden den Anschein hatte, als wären sie zusammen. Jakob hatte inzwischen ein vertrautes Verhältnis zu ihr, sicher näher als zu Katharina, obwohl er mit der geschlafen hatte. Oder gerade, weil er mit ihr geschlafen hatte?

*

Weil Steffis Freund Jossel nach Lemberg abgeschoben worden war, verfolgten sie und Jakob alle Meldungen aus dem polnisch-ukrainischen Krieg. Steffi hatte bisher noch nichts von ihm gehört. Sie wusste nicht einmal, ob er je in der Stadt angekommen war, wo seine Verwandten lebten. Am 21. November 1918 wurde Lemberg von den Polen erobert. In der Zeitung „Der Abend“ wurde am Dienstag, dem 26. November, erstmals über die Pogrome gegen das jüdische Viertel geschrieben. Am nächsten Tag waren die Zeitungen voll davon. Es war unklar, wie viele Menschen gestorben waren, Hunderte von Geschäften waren geplündert und Häuser angezündet worden.

Ausgerechnet jetzt wollte Anton Orel, ein bekannter Antisemit, eine Deutschösterreichische Volkspartei gründen. Am Mittwoch, dem 27. November 1918, sollte die Versammlung in

den Räumlichkeiten des „Auge Gottes“ im neunten Bezirk stattfinden. In der Ankündigung war von der Furcht die Rede, dass Österreich in eine „Judenrepublik“ verwandelt würde.

*

„Gerade nach den Pogromen ist das eine direkte Provokation“, meinte Steffi zu Jakob, als sie auf dem Weg in den Neunten Bezirk waren.

Eigentlich sollte sie die Gründung der FRSI in Anspruch nehmen, die ja am 28. November ihr Programm verabschieden wollte. Darum erwartete Jakob kaum Teilnehmerinnen und Teilnehmer von der Föderation, um die Veranstaltung zu stören.

Im geräumigen Saal hatten sich über tausend Personen eingefunden. Aufs Erste war nicht zu erkennen, wer Gegner und Gegnerinnen des Antisemitismus waren und welche ihn befürworteten. Gerade um Steffi und Jakob herum waren die Menschen aber eher einfach gekleidet, manche sogar abgerissen, also Arbeiter, Arbeiterinnen und einfache Soldaten. Auf der rechten Seite des Saales dominierten junge Männer, einige in Burschenschaftlerwichs, und wenige Frauen in ländlicher Tracht. Das waren die Reaktionäre. Vor dem Podium wurde lebhaft diskutiert, nahe an körperlichen Auseinandersetzungen. Schließlich drängte sich unter dem Applaus aus der rechten Saalhälfte ein Mann hinauf, der als Anton Orel bejubelt wurde. Er kündigte an, dass sie als Demokraten alle zu Wort kommen lassen würden und aus diesem Grund der nächste Sprecher ein Sozialdemokrat sei.

Anton Orel sprach von der Überfremdung durch die Juden aus Galizien, die in Palästen wohnten, während die deutschösterreichische Bevölkerung hungere und keine Wohnungen habe. Der Widerspruch vonseiten des Publikums hielt sich vorerst noch in Grenzen. Schließlich forderte er die Ausweisung aller nach 1914 eingewanderten Juden.

„So ein Blödsinn“, raunte Steffi zu Jakob und schrie dann: „Die sind genauso Proletarier, die sind genauso arm!“

„Und schaut euch die geschniegelten Kerle dort drüben an“, wies sie auf die rechte Saalhälfte, worauf einige „Buhs“ von mit ihr sympathisierenden Arbeiterinnen und Arbeiter zu vernehmen waren.

Orel referierte weiter, dass die Galizier nicht das einzige Problem seien, sondern dass das Judentum die Weltherrschaft und eine für die Juden pflichtenlose Weltordnung anstrebe und dass Freimaurerei, Liberalismus und Demokratie Schöpfungen jüdischer Kultur seien. Und das werde in der Folge zum Kommunismus führen.

Immer mehr wurde er durch Buhrufe und sonstigen Lärm gestört, konnte aber doch seine Rede zu Ende bringen. Schwitzend überließ er dem Sozialdemokraten die Bühne und begab sich zu den anderen auf die rechte Seite des Saales. Auch der Sozialdemokrat redete nur kurz und fand es besonders empörend, dass gerade nach dem Bekanntwerden der Pogrome in Lemberg Selbiges für Wien gefordert werde, nämlich die Plünderung und Vertreibung der Juden. Von der rechten Seite her schrie jemand „Judenknecht“ und ein anderer: „Was sucht denn der Jude in der Versammlung?“ Daraufhin wurde die Gruppe der Antisemiten und Antisemitinnen bedrängt und schon flogen einige Wurfgeschosse durch die Luft. Als dann der neu bestimmte Chef der Deutschösterreichischen Volkspartei, eine völlig unbekannte Person, das Podium erklimmen wollte, erhob sich ein Sturm des Protests: „Wir brauchen keine Antisemiten.“ Immer mehr drängten nach vorne, um den Sprecher von der Bühne zu zerren, aber reaktionäre Männer stürmten in die gleiche Richtung und versuchten ihn zu schützen. Damit eskalierte die Situation, Stühle und andere Gegenstände wurden durch den Saal geworfen, die antisemitischen Männer hatten Holzprügel in der Hand, mit denen sie sich wehrten. Unter den Geg-

nern waren einige mit Gewehren bewaffnet, entweder von der Volkswehr oder gar von der Roten Garde.

Die Rechten waren schließlich doch in der Minderzahl und drängten in einem Pulk nach draußen, nicht ohne sich gegen die linken Angreifer und Angreiferinnen mit Knüppeln zu verteidigen.

Die größere Anzahl der Besucherinnen und Besucher blieb im Saal. Verletzte waren zum Glück nicht zu beklagen. Ein Redner stellte sich auf die Bühne und betonte, dass in dieser revolutionären Zeit nirgends Platz für Antisemiten sein dürfe. Niemand hörte ihm zu und die Versammlung löste sich auf.

„Dieser Orel redet schon ziemlich modern, nicht mehr so von Ritualmord und Christusmörder, sondern über eine Weltverschwörung. Obwohl er ein Katholik ist", erklärte Steffi.

„Sehr erfolgreich sind sie zum Glück nicht gewesen."

„Aber nur weil wir da waren!", meinte Steffi, als sie sich auf den Heimweg machten.

Sie wären ja gerne zu Versammlungen gegangen, in denen über die Pogrome in Lemberg berichtet wurde. Auch von den Genossinnen und Genossen von Poale Zion. Aber es war ihnen dann doch wichtiger, hier gegen den Antisemitismus zu protestieren.

*

„Denen haben wir es heute gegeben", erzählte Jakob am Abend Franzi, die mit ihm in der Küche saß.

„Aber wen soll denn diese christliche Partei interessieren? Da waren doch eh nicht so viele."

„Aber es ist um den Antisemitismus gangen."

„Es gibt doch Wichtigeres als eine neue christliche Partei …"

„Es ist doch vor allem gegen die Juden gegangen. Natürlich bin ich mit Steffi hingegangen, wegen Jossel. Du und ich, wir sind ja als Österreicher nicht so betroffen."

„Wieso denkst du eigentlich, dass ich nicht jüdisch bin?“

„Ja?“

„Natürlich ist es bei Jossel anders mit den Verwandten in Galizien. Er war ja auch bei den Arbeiterzionisten. Aber meine Eltern sind nicht mehr wirklich jüdisch, sondern sozialdemokratisch.“

„Jetzt verstehe ich, dass dich der kirchliche Antisemitismus nicht so betrifft. Aber der, den die dort vertreten haben, war neu und modern. Du glaubst nicht, dass du, also ihr, eure Familie betroffen seid …“

„Die sind doch Österreicher, und ich bin Revolutionärin und Internationalistin!“

„Aber die sehen das Judentum als Rasse. Anders als die katholischen Antisemiten.“

„Das sind doch nur die ganz Wahnsinnigen. Die wollen, dass man einen Ahnenpass vorlegt. Und die streiten, wer überhaupt noch ein Jude ist und wer nicht. Wie soll denn das gehen? Das schafft keine Bürokratie und erst recht keine österreichische.“

*

Mitte Dezember erzählte ihm Steffi, dass sie einen Brief von Jossel bekommen habe. Er hätte sich zuletzt zu Fuß durchgeschlagen, weil der Zug nicht mehr weitergefahren war. Und dann sei er gerade noch rechtzeitig gekommen, um das Wüten der Soldateska mitzukriegen. Auch viele Zivilisten seien dabei gewesen. Es waren zwar hauptsächlich Polen, aber auch Ruthenen hatten sich beteiligt. Sie hätten eine jüdische Miliz gehabt und er habe auch mitgemacht mit seinen Genossen. Aber sie waren zu wenige und hatten zu wenige Waffen, um das jüdische Viertel zu schützen. Zu viele Menschen waren beim Pogrom dabei. Es wurden Jüdinnen und Juden erschlagen und verletzt, aber vielen Zivilisten sei es vor allem ums Plündern gegangen.

Grödig

Der Salzburger Soldatenrat galt als besonders revolutionär. Von den Offizieren verlangte er, ihre Distinktionen abzulegen, was sonst außerhalb von Wien kaum passierte. In der Föderation wurde beschlossen, dass sie ihre Kontakte in Salzburg, besonders die von Steffi, dazu nützen sollten, um dort eine Ortsgruppe der FRSI aufzubauen. Steffi wollte zu Weihnachten ihre Mutter und Jakob seine Familie besuchen. Sie packten also einen Stapel des „Freien Arbeiters" und sonstiges Agitationsmaterial ein. Flugblätter und Plakate wurden vorbereitet, bei denen nur Datum und Ort eingesetzt werden mussten.

*

Sie drängten sich in den überfüllten Waggon, setzten sich auf den Boden und warteten, bis die Lokomotive losschnaubte. Sie nahmen einen der wenigen Züge, die trotz des Kohlemangels unterwegs und darum mehr als bis zum letzten Platz gefüllt waren. Vorbei an den verschneiten Behausungen und Fabrikhallen, von den Bäumen fielen immer wieder Klumpen und drückten Spuren in den schneebedeckten Boden. In Hütteldorf stiegen noch einmal viele Leute dazu, bevor der Zug durch bewaldete Täler und Hügel in den Wienerwald hineinkroch.

In St. Pölten waren genug Leute ausgestiegen und sie fanden einen Sitzplatz. Jetzt mussten die neu Zugestiegenen stehen. Sie rückten ganz nah zusammen und schließlich setzte sich Steffi auf Jakobs Schoß: „Es hält uns sowieso jeder für ein Paar", sagte sie.

Immer mehr drückten ihre Knochen auf seine Oberschenkel. Er versuchte, sich zu bewegen, was aber kaum gelang, obwohl Steffi nachgab. Ab Linz standen sie wieder, weil sie dort auf den Abort gingen.

Gegen Abend kamen sie in Salzburg an. Steffis Mutter Maria wohnte in einem kleinen Zimmer, eigentlich einem Kabinett, im Nonntal. Sie war schon zu Hause, obwohl sie sonst oft länger arbeiten musste, und machte ihnen etwas zum Essen. Steffi legte sich zu ihrer Mutter ins Bett, während für Jakob einige Decken im Küchenschlauch ausgebreitet wurden. Er war von der Reise zerschlagen und schlief bald ein.

*

Am nächsten Tag besuchten sie das Wirtshaus „Umlauf" beim Bahnhof. Steffi kannte die Wirtsleute und wusste, dass sie zumindest vor dem Krieg immer wieder sozialdemokratische Veranstaltungen durchgeführt hatten. Die beiden „Umlaufs", Mutter und Tochter, waren gar nicht begeistert, dass Linksradikale hier eine Versammlung veranstalten wollten. Steffi versuchte, ihnen den Unterschied zwischen den Revolutionären der FRSI und der bolschewistischen KPDÖ klarzumachen. Sie seien auf Seiten des Proletariats, wollten aber keine Inhalte vorgeben, sondern sie erst in Diskussionen entwickeln. Steffi betonte auch, dass sie zur Wahl der Sozialdemokratie aufriefen: Sie wollten auf keinen Fall die Arbeiterklasse spalten und verhindern, dass die Reaktion gewinnt. Schließlich ließen sich die Wirtsleute darauf ein, am 5. Jänner eine Veranstaltung zuzulassen.

*

Am Abend fuhr Jakob mit der Bahn zu seinen Eltern nach St. Leonhard. Der Zug dampfte an den zu einem Großteil leer stehenden Baracken des Lagers mit dem inzwischen löcherigen Stacheldrahtzaun vorbei. Es war zu erkennen, dass die Gebäu-

de bereits zerlegt wurden. Das Material wurde für den Bau anderer Unterkünfte verwendet. Jakob erinnerte sich, wie er hier Jossel kennengelernt hatte, der ihm vom Aufstand im an das Kriegsgefangenenlager Grödig angeschlossenen Flüchtlingslager erzählt hatte.

Seine Verwandten hatte er seit dem Sommer nicht mehr gesehen. Seine Mutter schrieb ihm öfter als er ihr. Er setzte ihr nie auseinander, dass er desertiert war. Im Oktober, seinem ersten Monat in Wien, war er für seine Familie praktisch verschollen. Erst nach dem Friedensschluss schrieb er, dass er vorerst in der Großstadt bleiben werde.

„Wir haben schon befürchtet, dass sie dich an die Front geschickt haben. Du hättest wirklich schreiben können. Wir haben uns Sorgen gemacht, dass irgendwas passiert ist im Chaos der letzten Monate. Es hat ja überall Schießereien gegeben."

„Das Militär hat euch nie benachrichtigt?"

„Nein. Anscheinend hat das niemanden interessiert, was mit dir ist."

„Sie haben wahrscheinlich nicht schreiben wollen, dass ich mich unerlaubt von der Truppe entfernt habe. War nicht die Militärpolizei da, um mich zu suchen?"

„Nein." Es war ihnen im Oktober anscheinend schon zu aufwendig gewesen, gezielt nach Deserteuren zu fahnden.

*

Sein Kinder- und Jugendzimmer erschien ihm groß. Erst recht, weil er es nicht mit seinem Bruder teilen musste, der in Kriegsgefangenschaft geraten war. Auf dem Land war die Wohnsituation doch um einiges besser als in der Stadt. Seine beiden Schwestern waren inzwischen schon Backfische und keine Kinder mehr. Trotzdem hielten sie eine kleine Weihnachtsfeier mit einem Christbaum ab. Es gab Nudelsuppe mit echten Wurststücken. Luxuriös wie schon lange nicht mehr.

*

Er traf sich nach Weihnachten fast täglich mit Steffi in Salzburg. Auf den Plakaten und Flugblättern ergänzten sie Zeit und Ort: 5. Jänner, 19 Uhr; Gasthof Umlauf, Elisabethstraße. Sie waren unterwegs, um Plakate an Orten aufzuhängen, an denen viele Arbeiter und Arbeiterinnen vorbeikommen. Sie fuhren nach Hallein vor die Tabakdreherei, wo Steffi hoffte, Bekannte von ihrer Arbeit während des Krieges zu treffen. Sie plauderten mit einigen „Tschikweibern", die als Sozialdemokratinnen bekannt waren. Diese wollten aber nicht zur Veranstaltung der FRSI kommen, weil Salzburg doch zu entlegen war.

Sie waren vor den Steiner-Werken, einer Eisenwarenfabrik in Grödig, in der vor allem Männer arbeiteten. Einer hatte offensichtlich das Bedürfnis, sehr viel zu reden. Er zuckte bei seinem Gespräch immer wieder mit dem Kopf und zwinkerte mit den Augen, besonders wenn er betonte, wie heldenhaft er im Krieg gewesen sei. Er sagte, er wäre ja weiter im Krieg geblieben, aber die anderen hätten ihn vertrieben. Und jetzt verfolgten ihn die gleichen Leute und wollten ihn aus der Arbeit drängen. Wenn Jakob und Steffi versuchten, sich von ihm wegzuwenden, redete er einfach weiter und so horchten sie höflich weiter zu. Er rechnete noch etwas vor von Hunderttausenden Pferden und Millionen von Hufeisen: „Jedes Pferd hat vier Hufe und jedes Pferd muss alle sechs Wochen neu beschlagen werden …"

Während der Vielredner Steffi in Beschlag nahm, wandte sich Jakob einem anderen zu: „Er wäre schon längst entlassen worden, wenn normal gearbeitet würde. Aber wer braucht denn heute noch Hufeisen?" Der Hauptabnehmer im Krieg war die Armee. „Jetzt sind es nur noch die Krampen und die Schaufeln. Und die Öfen. Aber das ist die andere Abteilung. Uns wird's nicht mehr lange geben. Es gibt ja schon immer mehr Autos. Wir haben jetzt schon kaum mehr was zu arbeiten."

„Wenn ihr arbeitslos werdet, müsst ihr aber zusammenbleiben. Wir", er meinte ihre revolutionäre Organisation, die FRSI,

„wir organisieren uns nach Betrieben und die Arbeiter bleiben zusammen, auch wenn sie arbeitslos werden. Die Arbeiter, äh Arbeiterinnen der größten Rüstungsfabrik im Arsenal, es sind nämlich hauptsächlich Frauen, die sie entlassen haben, fast alle, die dort gearbeitet haben, sind jetzt eine Sektion bei uns. Auch als Arbeitslose." Er deutete dazu auf das Flugblatt, das er dem Arbeiter in die Hand gedrückt hatte: „Wir sind eine revolutionäre Organisation und wollen die Selbstorganisation der Arbeiter fördern, die Föderation Revolutionärer Sozialisten."

„Zeit hätten wir ja", lachte er, er werde es sich überlegen, zu kommen.

*

Und schließlich nahmen sie an einem Treffen des Salzburger Arbeiter- und Soldatenrates teil. Steffi kannte einen von ihnen, der sie dazu einlud. „Es sind nicht viele da wegen Weihnachten", sagte der zu ihnen. Anwesend waren fast nur Soldaten. Steffi und Jakob stellten sich vor als Vertreterin und Vertreter der FRSI. Von der hatten sie in Salzburg noch nie gehört. Sie hielten sie für eine Bolschewikin und erkannten keinen Unterschied zu den Leuten von der KPDÖ. Während der Sitzung horchten Steffi und Jakob nur zu. Es ging fast nur um die Versorgung. Gerade das sich in Auflösung befindliche Kriegsgefangenenlager in Grödig hatte eine große Bedeutung, weil dort Vorräte an Lebensmitteln vorhanden waren, die nicht mehr gebraucht wurden. Es wurde diskutiert, wie die Verteilung in der Stadt funktionieren sollte. Wie bisher wurden Brot, Mehl, sogar manches Pökelfleisch für Lebensmittelmarken abgegeben, aber nur zu einem symbolischen Preis, also praktisch gratis.

„Wer dann schneller ist, kriegt bei uns die billigen Sachen?"

„Dadurch werden aber auch die anderen Händler gezwungen, die Waren billiger abzugeben. So funktioniert der Kapitalismus", sagte einer und erntete dafür Gelächter.

„Aber bis sich das auswirkt, haben wir schon alles aufgebraucht“, war die Antwort eines anderen. „Nein, wir geben die Waren zu den von der Regierung festgesetzten Preisen ab.“

*

Zur Veranstaltung zur Vorstellung der FRSI kamen weniger Leute, als sie sich gewünscht hätten. Fast nur Männer. Auffällig war eine Gruppe von fünf Soldaten, die immer wieder miteinander tuschelten. Einen von ihnen kannten sie bereits vom Arbeiter- und Soldatenrat.

„Das müssen Leute von hier aufbauen, das können wir schwer von außen organisieren“, flüsterte Steffi Jakob zu, als sie schon auf der Bühne standen.

Sie stellten die FRSI vor und wie sie aufgebaut ist. Sie betonten, dass die programmatische Position noch nicht festgelegt sei, sondern immer in Diskussionen weiterentwickelt werde, und dass es um die Menschen gehe, die eine sozialistische Revolution wollten und keine kapitalistische und bürgerliche Gesellschaft mehr. Und sie machten das gemeinsam als anarchistische, kommunistische und sozialdemokratische Genossinnen und Genossen, die wie sie den Sozialismus zum Ziel hätten.

Es gab keine Wortmeldungen, die Teilnehmer und wenigen Teilnehmerinnen waren eher daran interessiert, sich im Nachhinein mit ihnen auszutauschen.

Ein Mann erzählte, dass ein Genosse von der Kommunistischen Partei schon da war, der hätte aber nur von sich selbst und seinen Erfahrungen in Russland geredet.

Steffi betonte, dass diese die Partei ausgehend von einem vorgegebenen Programm aufbauen wollten. Bei der FRSI dagegen könne das Mittel den Zweck nicht heiligen, auch weil unter ihnen Anarchistinnen und Anarchisten seien, die betonen, dass die zukünftige Gesellschaft bereits in den Ansätzen der Organisation verwirklicht werden müsse.

Ein gewisser Kilian erzählte ihnen lachend, dass er früher geglaubt hatte, Anarchisten seien die Bombenwerfer. Steffi erklärte einmal mehr, dass der individuelle Terrorismus ebenso Stellvertreterpolitik sei wie die von anderen politischen Parteien mit Führungsanspruch: „Nicht umsonst ist unser berühmtester Terrorist ein Sozialdemokrat. Allerdings hat Friedrich Adler zu einer Zeit seine Kriegsgegnerschaft gezeigt, wo das kaum anders möglich war als durch ein Attentat. Und es ist nicht zufällig, dass sich die Kommunistische Partei gerade für ihn interessiert. Das passt zu den putschistischen Ansichten von denen."

Schließlich drängten sich noch die fünf Soldaten um sie. Sie seien zuständig gewesen für die Bewachung des Kriegsgefangenenlagers in Grödig. Sie hätten dort Kontakt zu bolschewistischen Russen gehabt. Und aus diesem Grund waren sie nicht in die Volkswehr aufgenommen worden.

„Die Gefangenen sind ja in den letzten Monaten weggekommen, auch die Genossen. Viele sind einfach gegangen. Wir werden bald arbeitslos sein."

Sie lebten im sonst leer stehenden Wachhäuschen beim Lager. Sie waren alle fünf nicht aus der Umgebung, sondern aus der Steiermark und dem Innergebirg, dem Pongau und dem Pinzgau. Sie wüssten überhaupt nicht, wie ihre Zukunft ausschauen würde. Offensichtlich wollten sie nicht heimgehen, weil in ihren Heimatorten ihre Situation noch schlechter wäre als in der Nähe der Stadt Salzburg.

Der, den sie schon kannten, stellte sich als Karl vor: „Ich glaub, im Arbeiter- und Soldatenrat bin ich der einzige Bolschewik. Die anderen sind alle Sozialdemokraten, aber schon mit Sympathien für die Revolution. Wir vom Lager sind da radikaler. Und der Soldatenrat ist überhaupt, wie soll ich sagen, so unpolitisch. Schon Sozialdemokraten, aber der Vorsitzende ist sogar deutschnational, er sagt von sich national-sozialistisch."

*

Da die Veranstaltung am Abend stattgefunden hatte, fuhr Jakob nicht mehr nach St. Leonhard nach Hause, sondern übernachtete wieder bei Steffis Mutter. Die hatte sich für die Zeit, wo Steffi da war, bei einer Nachbarin einquartiert.

Als Jakob anfing, seine Sachen am Boden in der Küche auszubreiten, sagte Steffi zu ihm: „Komm doch mit ins Bett. Das ist breit genug."

Als Jakob zögerte, sagte sie: „Denk dir doch nichts dabei. Das bedeutet überhaupt nichts. Ich schlaf ja auch mit meiner Mutter in einem Bett."

Es gab viele Decken und Steffi hatte sich eingerollt und überließ Jakob die andere Hälfte. Zwischen ihren Körpern war ein dicker Wulst. Jakob überlegte, ob Steffi doch mehr wollte und er nur zu viel Angst hatte, um zu ihr hinüberzugreifen. Er mochte sie ja sehr gerne, er konnte so gut mit ihr reden. Warum dann nicht ein bisschen mehr? Sie war aber schnell eingeschlafen. Er blieb noch lange wach, weil er doch erregt war. Auch herumwälzen wollte er sich nicht, um sie nicht aufzuwecken.

*

Als sie mit Steffis Mutter Maria frühstückten, war Jakob froh, dass sie nichts miteinander gehabt hatten. So ergaben sich keine Liebeskomplikationen.

FRSI und Rote Garde

Anfangs zogen Teile der Roten Garde noch ohne Befehle in der Stadt herum. Es waren sehr viele dabei, die nur irgendetwas tun wollten. Andere bezogen Kost und Logis, wollten aber möglichst keine Aktivitäten durchführen. Ab November wurden nur mehr politische Aktionen durchgeführt.

An 11. November 1918 setzte Julius Deutsch Josef Frey als Chef der Roten Garde ein, sofort nachdem er aus dem Krieg zurückgekommen war. Leo Rothziegel und Egon Erwin Kisch waren nicht begeistert, akzeptierten das aber. Leo blieb der Vorsitzende des Soldatenrates und hatte weiter Befehlsgewalt. Für viele bedeutete das aber auch, dass sie die Vorgaben von Josef Frey nicht ganz ernst nehmen wollten. Trotzdem konnte der eine Gruppe von Soldaten um sich scharen. So waren die Rotgardisten in der Stiftkaserne in zwei Teile gespalten, die nicht miteinander redeten. Eine Mehrzahl erklärte, sie wolle echten Revolutionären wie Leo gehorchen und nicht einem, der als Sozialdemokrat von außen eingesetzt wurde.

Schließlich sprach Deutsch ein Machtwort und teilte die Rote Garde. Leo und Egon kommandierten das Volkswehrbataillon 41, das in eine leer stehende Schule in der Selzergasse nach Rudolfsheim verlegt wurde. Das Bataillon 40 unter ihrem Kommandanten Josef Frey wurde in der Rossauerkaserne stationiert. Zufrieden waren die 41er mit diesem Status nicht, da sie als Revolutionäre aus dem Stadtzentrum verbannt blieben. Später sollte sich zeigen, dass das Gebäude der Rotgardisten, so wurden sie noch immer genannt, so weit draußen leicht ab-

gesperrt werden konnte, um ein Ausrücken in die Stadt zu verhindern.

*

Solange die Rote Garde in der Stiftkaserne war, wechselte fast täglich die Belegschaft im Mannschaftsraum, in dem auch Jakob untergebracht war. Manche entfernten sich überhaupt. Andere legten sich in einen anderen Schlafsaal, weil sie sich mit einem Liegenachbarn über politische oder persönliche Sachen stritten. Jakob schlief häufig in der Albertgasse.

Das änderte sich mit der Übersiedlung in die Selzergasse. Jakob verstand sich gut mit den Rotgardisten, die mit ihm in einem Trakt untergebracht waren. Die meisten von ihnen sympathisierten mit der FRSI und bildeten die Kasernengruppe der Organisation. Unter ihnen waren aber auch zwei Mitglieder der kommunistischen Partei, die allerdings nur wenig von der dort geforderten Parteidisziplin hielten. In vielen Diskussionen erkannten sie, dass sie in der Föderation als Dachverband Mitglied sein könnten, auch wenn sie bei der Kommunistischen Partei blieben.

Daneben ging Jakob zu den Treffen ihrer „Sektion für den 14. und 15. Bezirk“. „Jetzt wohne ich ja wirklich da. Zumindest meistens“, sagte er zu Steffi. Die Wohnung in der Meiselstraße, in der sie mit Franz wohnte, war ja nicht weit entfernt.

*

Am 12. Jänner 1919 wurde die FRSI in einer ersten Mitgliederversammlung konstituiert. Dort referierte Leo über die *„nächsten Aufgaben“*:

„Er bezeichnete es als wichtigste Aufgabe der Föderation in den Bezirken Fuß zu fassen. Und zu diesem Zweck die Sektionen auszugestalten. Das wichtigste sei, daß die Kameraden selbst die Initiative ergreifen und sowohl Gruppen und Sektionen in Wien und der Provinz

errichten, als auch in den Fabriken und Kasernen sozialistische Arbeiter- und Soldatenräte schaffen. Erst nach dieser Vorbereitung könne die Föderation an große Aktionen, die unbedingt in nächster Zeit erfolgen müssen, schreiten. Unsere Organisation sei von Arbeitern gegründet, von Arbeitern geleitet und nur durch Beihilfe der Arbeiter lebensfähig, speziell die tätige Beihilfe jedes einzelnen bei administrativen Arbeiten unerläßlich. Dieser Bericht wurde ohne Debatte zur Kenntnis genommen." (Der freie Arbeiter II/3, 16.1.1919)

Die FRSI beschloss bei dieser Versammlung mehrheitlich, für die ersten Wahlen in Deutschösterreich am 16. Februar zur Stimmabgabe für die Sozialdemokratie aufzurufen. Natürlich lehnten sie die SPDÖ als reformistisch ab, aber sie nahmen eine taktische Position ein. Katharina, Jakob und Steffi traten trotzdem wie die meisten ihrer Sektion für einen Wahlboykott ein. „Bürgerliche Wahlen widersprechen der Organisation einer zukünftigen Gesellschaft", betonte Steffi. Einzig Franz als Beamter meinte: „Ich kann doch nicht zulassen, dass meine reaktionären Mitarbeiter die Wahlen gewinnen."

*

Nach dem Streit vor Weihnachten um die Eidverweigerung war jeder Gesprächsfaden mit Julius Deutsch und natürlich auch mit Josef Frey zerrissen. Dessen öffentlichen Äußerungen waren aber immer recht revolutionär. So sehr, dass er sogar von Deutsch, der ihn protegierte, aufgefordert wurde, nicht zu ungeduldig zu sein. Kurz nachdem Steffi aus Salzburg zurückgekommen war, schon nach der Konstituierung der Föderation, schlug sie vor, ein Gespräch mit ihm zu führen, um ihn doch als revolutionären Sozialdemokraten für die FRSI zu gewinnen. Sie verlangte, dass Leo dabei sein müsse als wichtiger Kommandant der Roten Garde. Gerade weil oder obwohl er sich mit Frey zerstritten hatte.

„Wenn ich dabei bin, wird er erst recht nicht kommen. Er kann mich ja nicht ausstehen“, meinte Leo, ließ sich aber doch breitschlagen, und so wollten sie ein Treffen in der Meiselstraße organisieren. Josef Frey zog es aber vor, sich im Rüdigerhof zu treffen. „Ist vielleicht besser so, wegen der Atmosphäre“, meinte Steffi.

Sie warteten einige Zeit bis Josef Frey kam. Er war ein großer und schlanker Intellektueller, dem die Uniform nicht wirklich zu passen schien. Er grüßte sie freundlich und setzte sich dazu.

„Stimmt das wirklich, dass du fast Polizeipräsident geworden wärst?“, fragte ihn Steffi.

„Ja, ich bin ja schon lange in der Sozialdemokratie. Und kaum war ich aus dem Krieg zurück, haben mich die zwei sozialdemokratischen Unterstaatssekretäre, der Deutsch und der Eldersch bestürmt, doch die Polizei zu übernehmen. Da war ich schon Kommandant bei der Roten Garde! Die Polizei ist ja noch immer von reaktionären Beamten durchsetzt, wirklich konservativ. Was hätte ich da ausrichten können? Als Linker und Jude hört mir doch niemand zu. So habe ich verlangt, einen großen Teil der Wachmänner zu entlassen und durch eine Arbeiterwehr zu ersetzen. Es hätten sich sicher genug gemeldet …“

„Aber sogar bei der Volkswehr haben sie Probleme, Teilnehmer zu finden, weil die Soldaten Antimilitaristen sind und das Gewehr am liebsten wegschmeißen wollen.“

„Na ja, ich weiß nicht. Der Deutsch und der Eldersch haben meine Forderung nach der Arbeiterwehr sowieso abgelehnt, drum hab ich das dann nicht gemacht.“

Inzwischen war Leo gekommen und hatte sich dazugesetzt. „Ihr wisst, dass ich mich mit Leo nicht so gut verstehe. Mir war aber klar, dass er kommen wird. Er ist ja euer bester Redner und nicht der kleine Journalist Egon Erwin Kisch.

Ich glaube ja, unsere Differenzen sind hauptsächlich politischer Natur“, setzte er fort. „Und das betrifft nicht nur Leo,

sondern die FRSI insgesamt. Es ist ja sehr löblich, dass ihr versucht, in Versammlungen die Arbeiter zu organisieren. Ich finde aber, wir müssen in die Arbeiterräte gehen, selbst und gerade weil sie sozialdemokratisch sind.“ Josef war natürlich Soldatenrat.

Steffi unterbrach ihn: „Aber wir sind in den Arbeiterräten …“

„Aber es sind nur eure Sozialdemokraten!“ Bis zum März 1919 konnten nur Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei als Räte gewählt werden. Erst danach wurden diese für alle linken Organisationen geöffnet.

„Meine Differenz mit Leo war sein Wunsch nach dem Aufbau einer revolutionären Organisation neben der Sozialdemokratie. Ihr merkt ja selbst, wie die Radikalisierung stattfindet, nicht, indem sich die Arbeiter in der FRSI oder bei den Kommunisten finden, sondern indem sie in der Sozialdemokratie radikaler werden. Und ihr werdet mir wohl recht geben, dass die Selbstorganisation der Arbeiter …“

„Und Arbeiterinnen!“, unterbrach Steffi neuerlich.

Josef ließ sich nicht beirren und fuhr fort, wo er aufgehört hatte: „Im Zentrum der Revolution steht die Selbstorganisation der Arbeiter, und auch wenn sie oberflächlich noch sozialdemokratisch sind, die Arbeiter- und Soldatenräte sind entscheidend für die Organisationsform einer zukünftigen Gesellschaft. Da kann selbst ein so eingefleischter anarchistischer Feuerkopf wie Leo nichts dagegen haben!“

Leo war in eine Verteidigungsposition gedrängt: „Natürlich geht es uns auch um die Einheit der Arbeiterklasse. Wir wollen uns nicht abspalten. Im Gegensatz zu den Kommunisten sind wir aber keine einheitliche Organisation, sondern bei uns arbeiten Bolschewiken, Anarchosyndikalisten und Sozialdemokraten zusammen. Und in der Roten Garde gibt es genauso Sozialdemokraten, wie in den anderen Einheiten der Volkswehr Revolutionäre sind.“ Er zögerte ein bisschen. „So wie du. Wir rich-

ten uns ausdrücklich nicht gegen die Sozialdemokratie, aber gegen den rechten Flügel und insbesondere die Funktionäre, die immer wieder alle Kämpfe abwürgen. Es wird nicht lange dauern, dann werden die Sozialdemokraten gegen die Revolutionäre vorgehen wie jetzt in Berlin.“ In Berlin war gerade der Spartakusaufstand durch reaktionäre Frontkämpfer und die Reichswehr im Auftrag der dortigen Mehrheitssozialdemokraten niedergeschlagen worden.

„Und warum haben sie dich nicht Polizist werden lassen?“, redete sich Leo in Rage. „Doch weil sie den alten Apparat behalten wollen. Weil sie vor einer bolschewistischen Revolution mehr Angst haben als vor der Konterrevolution. Außerdem warst du es, der uns hinausgedrängt hat, damit wir keinen Einfluss mehr nehmen können auf die Volkswehr.“

„Erstens hat der Deutsch die Trennung befohlen. Und außerdem wolltest du ja nicht mehr bei uns bleiben. Dass ihr da raus in die Selzergasse gekommen seid, da seid ihr selber schuld.“

Es wurde klar, dass das Gespräch fruchtlos bleiben würde. Josef Frey verabschiedete sich.

Niemand hatte die Umgebung beachtet, als plötzlich Sepp auftauchte, sich zu ihrem Tisch stellte und „Hallo“ sagte. Steffi und Jakob kannten ihn sowohl von der FRSI wie auch von der Roten Garde. Durch einen riesigen Schnauzbart betonte er seine Männlichkeit. Sie deuteten ihm, sich doch niederzusetzen. Das Gespräch beschränkte sich aber auf Oberflächlichkeiten.

*

Die KPDÖ hatte im Gegensatz zur FRSI auf ihrem Kongress beschlossen, die Wahl zur Nationalversammlung am 16. Februar zu boykottieren. Franz Koritschoner und Anna Ströhmer waren als Aktive innerhalb der Partei und beim Jännerstreik gefragt worden, ob sie die KPDÖ mitbegründen wollten. Sie lehnten

damals ab, auch weil Friedrich Adler in der Sozialdemokratie blieb. Im Dezember traten sie der Kommunistischen Partei doch bei.

„Ich bin neugierig, warum sie zur Partei gegangen ist“, sagte Jakob, als sie im Kaffeehaus Parsival auf Anna warteten.

„Mich interessiert noch mehr, wie sie begründen, dass sie nicht der Föderation beitreten. Die Anna und der Franz haben es ja nicht so … so mit der Parteidisziplin und dem Alleinvertretungsanspruch.“

„Ja, Anna ist ja auch eine Freundin vom Leo, zumindest gewesen. Sie waren ja schon gemeinsam dabei beim Jännerstreik …“

„Aber sie war schon damals mit dem Franz zusammen.“

„Ihr seids ja bei der Organisation vom Leo“, begann Anna nach der Begrüßung, „beim Jännerstreik waren wir die Letzten, die sie noch nicht meier gemacht haben. Mich haben sie als Frau nicht ernst genommen und der Leo war so geschickt, dass sie ihn nicht gleich erwischt haben. Drum haben wir das letzte Flugblatt noch machen können über den Verrat der Sozialdemokratie.“

„Und wie hats den Leo dann doch erwischt?“

„Das war eine ganz blöde Geschichte. Die Setzmaschine für das Flugblatt hat einen Fehler gehabt. Das kleine f war leicht nach unten verschoben. Und so haben sie die Druckerei Spitz gefunden, bei der der Leo gearbeitet hat. Eine blöde Geschichte, aber drum haben sie so lang gebraucht …“

„Leo hat das nie erzählt“, sagte Jakob.

„Ich glaub, der hat so ein Leben gehabt, so viele Sachen, dass er gar nicht dazukommt, irgendwas zu erzählen. Ihr wollt sicher wissen, wie ich dazu komm, mit der KPDÖ für einen Wahlboykott einzutreten …“

„Ich bin ja überhaupt nicht glücklich mit unserem Aufruf für die Sozialdemokraten“, meinte Steffi. „Ich wäre ja eher für ei-

nen Wahlboykott eingetreten. Es hat überhaupt nichts mit den Räten, also der Selbstorganisation der Arbeiterinnen und Arbeiter zu tun, wenn wir für die Wahl der sozialdemokratischen Politiker eintreten. Es bleibt nur das dürre Argument, dass wir nicht wollen, dass die Reaktion gewinnt." Jakobs Position ähnelte der von Steffi.

Anna: „Ich glaube, es gibt schon einen großen Unterschied zwischen euren anarchistischen Positionen und unseren. Wir Kommunisten sind ja nicht prinzipiell gegen Wahlen. Im Gegenteil, wenn wir selber kandidieren können, treten wir an. Hauptsächlich, um das Parlament als Bühne zu benutzen, um unsere Ansichten an den Mann und an die Frau zu bringen. Wir sind bis jetzt nur zu schwach und zu wenig organisiert. Darum treten wir nicht an."

„Also ihr wollt doch die Macht der Partei. Da verstehe ich eure Position vom Herbst nicht ganz." Sie meinte ihre Ablehnung der damaligen Gründung der KPDÖ.

„Wir waren nur gegen die verfrühte Gründung der Partei. Wie klar war, dass keine Sozialdemokraten zu uns kommen, sich abspalten, erst dann haben wir uns entschieden, in die KP zu gehen. Um endlich mehr aus ihr zu machen als einen Intellektuellenhaufen. Wir waren immer schon linksradikaler, als ihr glaubt, obwohl wir noch in der Sozialdemokratie geblieben sind."

„Du weißt, dass ihr als Revolutionäre zur Föderation kommen könnt. Und trotzdem in eurer Partei bleiben. Wir organisieren uns ja mehr wie der Marx'sche Bund der Kommunisten."

„Ihr seids eben keine revolutionäre Partei, sondern nur ein loser Haufen. Wenns drauf ankommt, werdets euch nicht entscheiden können, sondern diskutieren. Ihr habts ja bis jetzt noch keine wirklich klare Position entwickelt."

„Wieso glaubst du das?"

„Entscheidend sind die Arbeiter- und Soldatenräte …"

„Das sagen wir doch auch!“

„Aber sie müssen bolschewistisch werden. Unsere Aufgabe ist es, unter den Massen die Mehrheit zu gewinnen …“

„Das wollen wir doch auch. Ihr grenzt euch doch mehr von den Massen ab als wir …“

„Wir grenzen uns nicht ab. Du weißt doch, dass Leo bei uns referiert hat. Und das war schon sehr kritisch. Genau mit euren Argumenten. Wir suchen die Gemeinsamkeit, aber wir anerkennen auch die Notwendigkeit einer disziplinierten Organisation mit einem revolutionären Programm.“

„Ihr redet doch nur mit uns, um uns für euch zu gewinnen“, polemisierte Steffi. „Nein, wir arbeiten zusammen, soweit es möglich ist. Wir haben ja die gleichen Interessen. In den Betrieben, in den Kasernen, in den Bezirken. Wir demonstrieren ja immer wieder gemeinsam. Wir wollen die soziale Republik, die soziale Revolution.“ Steffi machte eine Pause. „Auch wenn ihr zuerst die politische Macht wollt, während bei uns das Politische erst nachher kommt. Zuerst kommen die Räte!“, endete Steffi versöhnlich.

„Ich werde trotzdem wählen gehen“, beschloss Anna schließlich das Gespräch.

Die tschechische Frage

Nach den blutigen Demonstrationen der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei traf Jakob Hacki zufällig im Rüdigerhof. Der versuchte im Gespräch gemeinsame Interessen zwischen ihnen zu finden, weil dort ja das deutsche Proletariat betroffen sei. Auch Franz-Josef war dabei, wohl der Grund, warum sie nicht viel miteinander redeten.

*

Die Sozialdemokraten waren wie die Deutschnationalen sehr aktiv in ihrer Forderung nach Angliederung der deutsch-böhmischen Gebiete, sowohl in öffentlichen Äußerungen wie auch in der Organisation von Kundgebungen nach den Ereignissen Anfang März 1919. Die FRSI hatte ein Flugblatt dazu produziert, das sie auf den Demonstrationen am 9. März verteilten:

Arbeiter, Arbeiterinnen

Gehen euch nicht endlich die Augen auf? Seht ihr nicht endlich, wohin die Sozialdemokratie euch führen will? In das Lager eurer Todfeinde, in das Lager des Nationalismus! Ihr sollt die Avantgarde der Deutschnationalen sein! Für sie und ihre Interessen wollen sie euch, Proletarier, mißbrauchen.

Die Deutschnationalen schreien Rache, wollen einen neuen Krieg. […] Arbeiter, es ist eine Schmach und Schande, daß die Sozialdemokraten, die sich immer international nannten, an all diesen Verhetzereien mittun. Es wäre eine noch größere Schmach, wenn einer von euch, klassenbewußte Proletarier, sich in ihre Reihe stellen und ihnen

zustimmen würde. Ja, ihr müßt dagegen arbeiten, ihr müßt mit allen Mitteln, die euch zur Verfügung stehen, der Völkerverhetzung entgegentreten. Dann, und nur dann könnt ihr sagen, eure Hände seien rein von Blut.

Erinnert euch, daß man vor etlichen Jahren dieselbe Hetze gegen unsere serbischen Brüder veranstaltete, daß man auch damals Trauerfahnen aussteckte und Straßenumzüge inszenierte. Wenn der Militarismus bei uns nicht so gänzlich besiegt darniederläge, wenn die Soldaten nicht zu unverläßlich wären und die revolutionäre Massenerhebung nicht drohend vor der Tür stünde, würden die Deutschnationalen lieber heute als morgen einen Krieg gegen die tschechische Republik aufnehmen.

Wir aber müssen trauern um die Helden, die im Klassenkampf in Berlin und den anderen deutschen Städten der Mörderbrut zum Opfer fielen, wir müssen Trauerfahnen hissen, um unsere Märtyrer, die Helden der Revolution.

Es sind in Deutschböhmen Gräuel geschehen: Tschechische Soldaten, die im Solde des tschechischen Bourgeoisstaates stehen, haben auf die Bevölkerung geschossen. Aber Arbeiter, Arbeiterinnen, wo liegt der wahre Feind? Ist es nicht der Kapitalismus, der jetzt und früher und immerdar zum Kriege und zur Machtvergrößerung des Staates hetzt? Wie jubelten dieselben Deutschnationalen und billigten diese Greuel, solange der deutsche Kapitalismus die Oberhand hatte! Der wahre Feind ist das Kapital und er muß überwunden werden. Aber nicht dadurch, daß die deutschen Proletarier auf die tschechischen Proletarier gehetzt werden und sich gegenseitig niedermetzeln, wird das Kapital des einen oder des anderen Staates angegriffen. Nur indem jedes Volk den Kampf gegen den Kapitalismus im eigenen Lande aufnimmt, nur indem wir die herrschende Klasse stürzen, unsere tschechischen Brüder ihre Unterdrücker dort, kann die wahre Solidarität der arbeitenden Menschen wieder hergestellt werden. Nicht dadurch, daß wir gegen die tschechische Bourgeoisie und die von ihnen verhetzten Soldaten wettern, während wir unseren Kapitalisten

freie Bahn lassen, werden wir unseren Brüdern im andern Land Mut machen.

Wenn wir den Kampf aufnehmen gegen den wahren Feind, der immer neue Kriege unter den Völkern entzündet, werden wir auch jenseits der von den Herrschenden gesteckten Grenzpfähle die Solidarität unserer Brüder wachrufen. Dann und nur dann dürfen wir uns nennen: Internationale Sozialisten.

*

„Aber wir würden uns doch auch einen Generalstreik wie dort wünschen", meinte Jakob, verunsichert über das Flugblatt.

„Aber wir, also ich mein die Deutsch sprechenden Arbeiter und Arbeiterinnen, streiken aus den falschen Gründen! So wie wenn wir für den Anschluss an Deutschland streiken würden." Die FRSI trat, später noch bestätigt durch die ungarische Revolution, für einen revolutionären Donauraum ein.

„Aber die Arbeiter sind für einen Anschluss!"

„Aber nur, weil die Herrschenden, und damit mein ich auch die Sozialdemokraten, sagen, Österreich kann nicht überleben … Sie verwenden immer wieder die Ausrede mit der Abhängigkeit von der Entente, und mit dem Anschluss ist es den Sozialdemokraten auf einmal egal."

„Aber das Selbstbestimmungsrecht der Völker?"

„Was brauchen wir das? Ich weiß, Lenin hat so etwas gesagt und der Bauer und die Sozialdemokraten. Wir unterstützen damit aber nur die Sache der Rechten. Damit werden die Völker auseinanderdividiert."

„Jetzt redest du auch von Völkern?"

„Ich mein natürlich das Proletariat. Die Herrschenden, unsere und die von der Tschechoslowakei und auch die von der Entente, dividieren das Proletariat auseinander."

„Aber es ist doch die Arbeiterklasse, die hier demonstriert und dort gegen das tschechische Militär!"

„Die Arbeiterklasse ist nicht deutsch, sondern tschechisch und deutsch. Das ist dort genau so wie bei uns. Dort sind es auch ganz unterschiedliche …“

„Entfernen wir uns damit nicht vom Proletariat?“

„Dieser deutsche Nationalismus wird uns noch auf den Kopf fallen. Auf einmal werden die Arbeiter die Deutschnationalen nicht so schlecht finden. Vielleicht sind wir jetzt isoliert, aber es ist notwendig für die Zukunft. Wir müssen internationale Kämpfe unterstützen und keine nationalen!“ Steffi hatte wie immer eine Antwort.

„Aber ist das nicht ein bisschen elitär? Wenn die dort wirklich Räte bilden? Vielleicht nationale Räte?“

„Die bilden keine Räte! Wir müssen soziale Kämpfe führen, keine nationalen!“

*

Hacki wollte sich wieder einmal mit ihm treffen. Jakob hatte eigentlich keine Lust dazu, überwand sich dann aber doch und schaute in der Lerchenfelder Straße, wo er wohnte, vorbei.

Wieder war Franz-Josef dabei. Dass Hacki in der tschechischen Frage mit ihm übereinstimmen wollte, machte ihm klar, dass doch Steffis Position richtig war. Er korrigierte seine Ansichten, auch wegen des Flugblattes der FRSI. Insgesamt war auch dieses Treffen nicht aufschlussreich. Und er verstand nicht wirklich, warum ihn Hacki sehen wollte.

Liebe

Ja, er hatte mit Katharina geschlafen und er glaubte eine Weile, er wäre in sie verliebt. Und er hatte seine Homosexualität entdeckt und das Erlebnis mit Theo hatte ihm viel Spaß gemacht. Am Tag der Republikgründung hatte Franzi neben ihm auf der Couch im Wohnzimmer gelegen und seine Hand genommen. Seither bildete er sich ein, er sei ein bisschen in sie verliebt. Er erzählte nur Steffi davon. Die machte sich über seine „kleinen Leiden" im Verhältnis zur gesellschaftlichen und politischen Situation lustig. Sie jammerte ja nie, obwohl ihr Freund Jossel abgeschoben worden war.

*

Es gab auch die Treffen einer Gruppe, die heimlich für die Rechte der Homosexuellen eintrat. Steffi machte sich darüber lustig, weil sie so geheim waren, dass die angebliche Emanzipation auch nur geheim stattfinden könne. Jakob traf Theo immer wieder bei den Treffen der Föderation, und nach der Versammlung am 12. Jänner 1919 schlief er wieder einmal mit ihm. Es war wunderschön, ein anderes Glied anzugreifen, zu fühlen und zu schmecken und die heiße Erregung und Entladung Theos zu erleben. Sie hatten Spaß, versicherten sich aber gegenseitig, dass sie nicht verliebt seien ineinander.

*

Schließlich nahm ihn Theo einmal in die Bodega mit. Dort trafen sich Männer „für ein kurzes Vergnügen". Vorsichtig schaute

sich Jakob um, ob ihnen niemand auf der Straße nachblicken würde. Das erinnerte ihn an seinen Besuch bei der Prostituierten, aber jetzt war es doch etwas anderes. Zu käuflichen Frauen gingen fast alle Männer.

Drinnen setzten sie sich an einen Tisch und bestellten sich Wein. Kurz darauf betrat eine Person mit einem imposanten, aber sauber geschnittenen Bart das Lokal.

„Darf ich?“, fragte er und setzte sich zu Jakobs Tisch. „Du bist zum ersten Mal da?“, erkannte er sofort. Theo hatte sich gerade weggedreht, um mit einem Mann am Nachbartisch zu plaudern, und als er sich zurückwandte und sah, dass Jakob mit jemandem redete, rutschte er ganz zu diesem hinüber.

Der Fremde schaute Jakob in die Augen. Normalerweise konnte er Bärte überhaupt nicht ausstehen, aber der Blick beunruhigte ihn. Er atmete spürbar schneller, aber nicht so, dass der andere seine Erregung bemerkt hätte. Der näherte das Gesicht dem von Jakob und legte die Hand auf seine. Ihre Lippen kamen sich näher und sie schauten sich neuerlich in die Augen.

„Gehen wir“, sagte der Bärtige, „sie haben es nicht so gerne, wenn sich hier jemand zu auffällig benimmt.“

Jakob wandte sich Theo zu, um mit dem Kopf anzudeuten, dass sie nach hinten gingen. Dieser lächelte ihm erfreut zu. Sie gingen durch eine Hintertüre hinaus, über einen Hof in eine Art Hotel oder Pension. Vor der Portierloge stand ein Paar, sie aufreizend angezogen, wahrscheinlich eine Prostituierte. Der Mann zahlte, dann kamen sie dran. Der Fremde bezahlte ebenfalls, der Portier gab ihnen einen Schlüssel und wies sie in den ersten Stock.

Das Zimmer war klein, enthielt nur eine Couch und war mit Teppichen ausgelegt. Sie ließen sich sofort in die Pölster fallen und küssten sich. Jakob kam gar nicht auf die Idee, nach dem Namen zu fragen. Der andere streichelte Jakobs Glied, über

dem sich seine Hose wölbte, während sie sich küssten. Schließlich befreite er es, küsste es und nahm es in den Mund.

Sie zogen sich aus, Jakob kniete vor dem Bärtigen auf dem Boden, hielt sein Glied in der Hand und küsste seine Eichel.

Erregt sagte der: „Ich hab geglaubt, du hast noch nie …“

„Doch, ich habe schon mit Männern … aber noch nie so … du weißt schon, so mit hinten …“

„Magst du es einmal ausprobieren?“ Warum hatte er das nie mit Theo probiert? Den kannte er doch schon. Mit dem konnte er reden. Aber gerade jetzt hatte er richtige Lust dazu. Mit einem Fremden, dessen Namen er nicht einmal kannte!

„Wir gehen es ganz langsam und vorsichtig an, ja?“

„Wie heißt du denn?“, fragte er, wie wenn dadurch der Fremde weniger unbekannt würde. Er hieß Franz.

Der sagte ihm, Jakob solle sich auf der Couch aufstützen. Dann stellte er sich hinter ihn und streichelte sein Arschloch. Seine Finger kreisten, dazwischen griff er mit der anderen Hand nach vorne, um Jakobs Schwanz in die Hand zu nehmen. Er hatte plötzlich Vaseline zwischen den Fingern, die es offensichtlich in diesem Zimmer gab, und glitt damit wieder um Jakobs Eingang. Franz rieb sein Glied an Jakobs Hinterteil. Ganz leicht und vorsichtig versuchte er, einzudringen. Er fühlte dessen Spitze im Loch, seine Muskeln leisteten Widerstand. Franz spielte weiter mit seiner Schwanzspitze herum und drückte dabei immer wieder leicht nach innen, nahm ihn aber sofort wieder zurück, wenn er Widerstand spürte. Noch einmal Vaseline. Und dann gaben seine Muskeln nach und Franz rutschte ins Innere. Jakob genoss das Gefühl. Franz bewegte ihn ganz langsam und vorsichtig immer tiefer hinein und dann wieder ein Stückchen zurück. Jakob war unheimlich erregt und glaubte zu fühlen, wie sein Glied noch einmal härter wurde. Schließlich wagte er es, Franz seinen Arsch entgegenzudrücken, um ihn ganz tief hineinzulassen. Der bewegte sich ein bisschen schneller und här-

ter, bis er kam. Fast gleichzeitig ergoss sich Jakob in die Finger von Franz.

Sie legten sich auf die Couch und umarmten sich, während beide noch angestrengt atmeten. Lachend schauten sie einander in die Augen.

Sie standen auf und zogen sich an. Zum Schluss umarmten und küssten sie sich noch einmal. Jakob wurde noch einmal erregt und spürte auch das steife Glied von Franz.

„Können wir uns wiedersehen?“, fragte Jakob.

„Eigentlich … na ja …“, er zögerte, „diese Lokale sind ja nicht dazu gedacht.“

„Ja, wir haben uns unglaublich schnell gefunden. Dabei mag ich bärtige Männer überhaupt nicht.“ Beide lachten.

„Vielleicht besuchst du mich einmal, ich wohne im fünften Bezirk, auf der Rechten Wienzeile …“

Schließlich gingen sie zurück in die Bodega. Franz verließ das Lokal sofort, Jakob zögerte noch, einerseits um zu schauen, ob Theo noch da war, aber auch, um nicht gemeinsam mit Franz auf der Straße gesehen zu werden.

*

Zwei Tage später ging er in die Wohnung von Franz. Er klopfte ans Erdgeschoßfenster, und der ließ ihn in sein kleines Zimmer. Es war dunkel, aber der Raum wirkte ganz behaglich. Schnell landeten sie im Bett. Und dann durfte Jakob in ihn eindringen, als sie nebeneinander lagen und ihn Jakob von hinten umarmte.

„Fick mich, fick mich, fick mich …“, sagte er ein paar Mal, bis sich Jakob in ihn ergoss.

*

Und dann redeten sie zum ersten Mal mehr miteinander. Sie hatten ja bisher kaum Worte gewechselt. Jakob begann damit,

wie ungerecht es sei, dass Männer, die Männer liebten, nicht akzeptiert würden. Franz zeigte Unverständnis.

„Ich mag deine Männlichkeit. Aber ich kann diese unmännlichen Warmen nicht ausstehen."

„Aber du bist doch auch ein Buserant. Mit mir, das war doch warm."

„Aber wir sind nicht unmännlich! Ich bin überhaupt gegen Unmännlichkeit und Schwäche. Und oft sind da die Frauen schuld. Es ist viel besser, wenn Männer nur mit Männern zu tun haben. Diese, also wir, sind das eigentliche Patriarchat."

Jakob hatte gerade daran gedacht, dass er verliebt sei, aber was Franz meinte, verstand er überhaupt nicht: „Ich mag meine Männlichkeit auch. Und ich mag auch deine. Ich mag es, wenn ich dich fühle."

„Ich meine aber, uns als Männer, nicht nur unsere Geschlechter. Wir sind eigentlich die echten Männer, weil wir keine Frauen brauchen."

Sie lagen wieder eine Weile nebeneinander, ohne etwas zu sagen. Dann erklärte Franz, dass die eigentlich patriarchale Gesellschaft die Kelten gewesen seien und nicht die Germanen. Dass sich das aber noch nicht wissenschaftlich durchgesetzt habe.

„Du beschäftigst dich mit dem Altertum? Siehst du, ich weiß überhaupt nicht, was du tust. Bist du vielleicht so was wie ein Altertumsforscher?", lachte Jakob.

„Na ja. Irgendwie kann ich dir … irgendwie mag ich dir das nicht sagen. Was machst du denn?"

„Ich bin ganz männlich! Angeblich verbreiten wir Angst und Schrecken bei den Bürgern. Ich bin Soldat. Bei der Roten Garde. Wir verteidigen das Proletariat."

Franz rückte augenblicklich von ihm ab und schaute ihn erschreckt an.

„Du musst nicht alles glauben, was in den bürgerlichen Zeitungen steht. Wir sind gar nicht so schrecklich."

„Ich bin nämlich schon ganz anders drauf. Du bist aber kein Jude?"

„Das hättest du doch gesehen, oder?" Wusste Franz gar nichts von der Beschneidung? „Aber du hast doch selbst gesagt, dass ich männlich bin!"

Kaum hatte Jakob das gesagt, tat es ihm schon leid. Er hatte also einen Konterrevolutionär und Antisemiten geliebt. Und liebte ihn noch?

„Was hast du gegen Juden? Juden sind Proletarier und Kapitalisten, genauso wie Deutsche oder Österreicher Proletarier und Kapitalisten sind."

„Aber schau dir die Presse an, die ganzen Bankiers, die ganzen Ärzte …"

„Und natürlich die Rote Garde!" Jakob hatte sich aufgerichtet, wollte aufstehen und sich anziehen. Jetzt konnte er den Bart von Franz nicht mehr ausstehen.

„Aber du wirst doch zugeben, dass eure Offiziere Juden sind. Das ist sogar in der Reichspost gestanden."

„Die Reichspost ist ein reaktionäres Blatt."

„Komm wieder ins Bett!" Jakob zögerte noch, doch dann liebten sie sich noch einmal. Die Lust war größer als der Ärger.

„Du hättest in der Nacht sowieso nicht rauskönnen, weil das Haustor zu ist. Und ich hätt dich nicht rausgelassen", sagte er, während er Jakob küsste und sein Glied streichelte.

Als Jakob einschlief, dachte er noch, dass er in Zukunft nie mehr etwas mit Franz reden werde, sondern ihn nur mehr lieben.

Verräter und Spitzel

Franz weckte Jakob in der Früh auf, als es noch finster war. Es mochte wohl etwa sechs Uhr sein.

„Es soll niemand sehen, dass du bei mir geschlafen hast“, sagte er. „Nicht, dass nie jemand bei mir schläft. Aber du bist ein Bolschewik.“

Sie gingen auf den Gang hinaus. Dort kauerte ein Mensch neben dem Haustor. Der schaute erschreckt auf, und Jakob erkannte Sepp an seinem überdimensionalen Schnurrbart.

„Was machst denn du da, Sepp?“

„Den kenn ich auch“, sagte Franz zur Überraschung von Jakob.

„Der Hausmeister hat zugesperrt und da hab ich nicht mehr rauskönnen.“

„Das ist ja offensichtlich. Aber was tust du hier in meinem Haus?“, fragte Franz.

Sepp fühlte sich ziemlich unwohl, nachdem sie ihn ins Zimmer gebeten hatten. Er druckste herum, es fiel ihm anscheinend nicht wirklich eine Ausrede ein.

„Überwachst du mich?“, fragte Franz. Sollte Sepp hinter den Reaktionären her sein? Dann hat er rausgefunden, dass sie etwas miteinander haben. Er erinnerte sich an die Gespräche mit Steffi, Franz aus der Meiselstraße und Katharina, dass es ihm doch egal sein könnte, wenn jemand wüsste, dass er homosexuell ist. Aber es war ihm nicht egal. Vielleicht hat sie Sepp heimlich beobachtet und sich selbst befriedigt. Weil er selbst ein Buserant ist? Warum kennt ihn Franz?

„Sepp, ich kenn dich ja von der Roten Garde!“ Die FRSI erwähnte er vorerst nicht.

„Woher kennst du den Rotgardisten?“, fragte er Franz.

Vielleicht hatte Franz ein sexuelles Verhältnis mit Sepp, so wie mit ihm, einfach anonym? Vielleicht wusste er gar nicht, dass er Rotgardist ist? Vielleicht war er nur hier im Gang, weil er eifersüchtig war?

„Hast du mit Sepp geschlafen?“, fragte er Franz.

„Nein, ich bin kein Warmer“, rief Sepp erschrocken. „Aber du bist ein Warmer?“, fragte er Franz. „Du hast mit Jakob …? Ekelhaft!“

„Wenn du jemandem erzählst, dass ich … dann erzähle ich, dass du bei mir eingedrungen bist und mit mir schlafen wolltest. Und mir wird sicher eher geglaubt als einem käuflichen Spitzel wie dir.“

Sepp schien zu erschrecken, es war ihm sichtlich unangenehm, hier zu sein.

„Für wen ist er ein Spitzel? Für euch Konterrevolutionäre?“ Aufgrund des Gesprächs im Bett nahm er das an.

Für alle drei war es eine peinliche Situation. Am wenigsten noch für Jakob. Weil ihm seine Homosexualität doch egal sein konnte? Das war sie natürlich nicht. Und dass er mit einem konterrevolutionären Antisemiten geschlafen hatte und sogar glaubte, verliebt zu sein!

„Für wen bist du ein Spitzel?“

„Ja, ich bin bei euch, also in der Roten Garde und in der FRSI, um euch auszuspionieren, also ich bin nicht deswegen hingegangen, sondern ich bin schon revolutionär, aber … Und dann hab ich noch den Auftrag, dich …“

„Halt sofort den Mund“, rief Franz, „du plauderst ja schon, bevor du Geld bekommst.“

„Hast du mich ausspionieren lassen?“ Die Geschichte mit Franz wurde immer komplizierter …

„Nein, ich hab dich wirklich nicht gekannt. Sonst hätte ich doch nicht …?“ Franz war ja wirklich erschrocken, als er sagte, dass er Rotgardist sei. Aber vielleicht war das auch nur gespielt, und er ließ ihn überwachen, weil er in ihn verliebt war. Nein, so ein Blödsinn!

„Ja, ich hab gewusst, dass ein bestimmter Jakob bespitzelt werden soll. Ich hab aber nicht gewusst, dass du das bist. Ich hab mir das nicht einmal gedacht, als du gesagt hast, dass du bei der Roten Garde bist. Kennst du einen Hartmut Steinhammer? Natürlich, du bist ja sein Bekannter.“

„Du kennst ihn auch? Kennst du den Johann Soucek?“ Jakob schwankte zwischen Neugier, um mehr zu erfahren, Ärger über Franz und Ekel, dass er mit einem Konterrevolutionär geschlafen hatte.

Er wandte sich Sepp zu: „Kennst du Johann Soucek?“

Beide, Sepp und Franz, schienen zu reagieren, wie wenn der ihnen nicht unbekannt wäre.

„Darf ich jetzt gehen?“, fragte Sepp. Franz müsste ihm ja aufsperren.

„Du erzählst sicher dem Soucek, dass Franz und ich Warme sind. Aber der ist ja selber einer. Wahrscheinlich hat er dich auch pudert“, wandte sich Jakob Franz zu. Danach taten ihm die harten Worte fast leid. Dieses Mal wollte er wirklich.

„Ich will gehen“, rief Sepp noch einmal aus, sodass ihn Franz dazu ermahnte, nicht so laut zu sein.

„Wer hat dich geschickt? Hat dich der Soucek geschickt?“

Schließlich wandte er sich wieder an Franz: „Wo wird dir eher geglaubt? Und wie ist das mit dem Soucek?“

„Ihr geht besser beide“, raffte sich Franz auf, nahm den Haustorschlüssel und ging zur Türe.

Einige Augenblicke vorher wäre er noch liebend gern gegangen, aber als ihn Franz hinausschmeißen wollte, spornte ihn das dazu an, erst recht zu bleiben und mehr zu erfahren.

„Nein, ich bleibe da. Und ich will alles erfahren! Du hast mich ja geliebt“, sagte Jakob trotzig.

„Nein, ich bin kein Warmer. Ich habe nichts mit dir. Geht jetzt.“ Es war klar, dass es nach diesem Gespräch Sepp gegenüber völlig unglaubwürdig war, dass Franz nicht mit Jakob geschlafen hatte.

Als sie auf der Straße waren, schloss Franz schnell die Türe hinter ihnen. Jakob wollte Sepp noch an der Hand packen, um mit ihm zu reden und ihn auszuhorchen. Der aber entfernte sich ganz schnell, und als Jakob begann, ihm zu folgen, fing er an zu laufen und war bald im Dunkeln verschwunden. Er würde ihn wahrscheinlich nie wieder sehen, denn er konnte sich wohl nicht mehr trauen, bei der Roten Garde oder der FRSI aufzutauchen.

Ob Franz jetzt traurig war?

*

Jakob und Steffi waren unterwegs von der Meiselstraße in die Stadt hinein. Er hatte ihr von seiner Geschichte mit Franz erzählt. Dass er nicht wüsste, wie er damit umgehen sollte, weil er in einen antisemitischen Konterrevolutionär verliebt war. So kannte Steffi auch die Geschichte von Sepp, dem Spitzel.

„Sepp war immer schon ein bisschen komisch. So betont maskulin und in Wirklichkeit auch antisemitisch.“

„Irgendwie scheint bei allen konterrevolutionären Sachen Soucek dahinterzustecken.“

„Oder zumindest dabei zu sein.“

Sie gingen einen kleinen Umweg, weil Jakob Steffi die Wohnung von Franz auf der Rechten Wienzeile zeigen wollte. Er war schon froh, dass sich irgendjemand für seine persönlichen Geschichten interessierte. Bei der Schlachthausbrücke sahen sie Franz gerade aus dem Haus treten, erkenntlich an seinem auffälligen Bart. Zum Glück schaute er in eine andere Richtung

und eilte stadteinwärts. Sie konnten es nicht lassen, ihm zu folgen, auch weil sie gerade nichts anderes vorhatten. Warum machten sie das? Um die konterrevolutionären Zusammenhänge aufzudecken?

„Du bist noch immer ein bisschen verliebt“, lachte Steffi.

„Und warum gehst du dann mit mir mit?“

„Weil ich dich mag. Außerdem bin ich auch neugierig. Immerhin bedrohen sie uns. Und der Soucek begegnet uns immer wieder.“

„Ich will auch wissen, was die Konterrevolutionäre machen. Es ist nicht wegen dem Verliebtsein“, Jakob war ein wenig empört. Es war ja wirklich peinlich, einem Geliebten nachzusteigen.

Sie folgten Franz zur Pilgrambrücke, über die Hofmühlgasse bis in die Kasernengasse. Dort verschwand er in einem Hauseingang.

„Ich geh hinein.“

„Hast einen Huscher?“

Jakob war aber schnell durch die Tür geschlüpft, ohne weiter auf Steffi zu achten. Sie blieb draußen. Durch den Gang kam er in einen Hof mit hohen Bäumen. Gegenüber dem Eingang in den Fenstern im Halbstock brannte Licht. Er konnte einige Männer erkennen, auch den Umriss des bärtigen Franz.

Bald ging die Tür von draußen auf und Soucek kam herein. Vorerst schien er in schnellen Schritten der anderen Seite zuzustreben, ohne sich umzuwenden. Jakob verhielt sich ruhig und stellte sich ins Dunkel neben der Eingangstüre. Oder er glaubte zumindest, im Dunkeln zu stehen. Soucek hielt aber inne und schaute sich um. Hatte er gemerkt, dass er da stand oder war er immer so vorsichtig und schaute in alle Ecken? Auf jeden Fall entdeckte er ihn und rief:

„Jakob Bruckbauer!“

Jakob stürzte durch die Haustüre hinaus, Steffi wartete auf der anderen Straßenseite.

„Ich hab ihn reingehen sehen“, sagte sie.

„Ja, er hat mich erkannt.“

„Vielleicht sollten wir das positiv sehen. Sie bekommen Angst, wenn sie meinen, wir verfolgen sie“, meinte Steffi noch.

Nach Ungarn?

Nach der Ausrufung der ungarischen Räterepublik war die Situation in der Selzergasse vollkommen verändert. Sonst war in dieser ehemaligen Schule, wo jetzt das Volkswehrbataillon 41, die oft noch immer so genannte Rote Garde, stationiert war, nie viel los gewesen. Herumhängen, um bereit zu sein, gegen die Konterrevolution vorzugehen.

„Wie im Krieg", sagte einer, „die meiste Zeit warten." Jetzt wurde im Gegensatz dazu viel von der Revolution gesprochen und von deren Verteidigung. Und ob und wer nach Ungarn gehen würde.

In einem ehemaligen Klassenzimmer im Parterre war ein Anwerbungsbüro eingerichtet, um Kämpfer für die Unterstützung der Roten Armee zu rekrutieren. Leo sollte sie dorthin führen. Vor einigen Tischen und Sesseln stellten sich die Männer an. Viele von ihnen waren Mitglieder der Volkswehr, auch von den 41ern. Die Anwärter wurden über ihre Motivation befragt und über ihre militärische Erfahrung und Ausbildung. Unter ihnen waren Kommunisten, also Anhänger der KPDÖ, Sozialdemokraten, einige Arbeiterzionisten von Poale Zion und viele Sympathisanten der Föderation.

„Das ist schon ein Problem, wenn so viele von uns weggehen aus Wien", meinte Jakob zum Zigaretten rauchenden Leo. „Gerade von uns, von der Roten Garde."

„Schon auch von anderen Volkswehrbataillonen …"

„Aber genau die Linken in der Volkswehr!"

„Wir von der Föderation sind doch mehr als die Volkswehr

und die Rote Garde. Und was hast du vor? Du hast dich noch nicht gemeldet?“

„Nein, ich bin noch am Überlegen. Aber eigentlich will ich in Wien bleiben. Aber wenn du gehst, du bist so wichtig …“

„Jeder ist wichtig, hier genauso wie in Ungarn. Wenn wir kämpfen, brauchen wir aber solche mit Erfahrung!“

Die letzte Bemerkung traf Jakob: Irgendwie schwang mit, dass ihn Leo militärisch nicht so ganz ernst nahm.

„Überleg dir gut, was du willst. Wenn du nicht gehst, hat das nichts mit Angst oder Feigheit zu tun. Angst haben wir alle. Nur die Abenteurer nicht und die, die den Krieg nicht kennen“, war seine versöhnliche Bemerkung. „Und mach dir keine Gedanken um mich. Wenn’s da losgeht, bin ich wieder da.“ Er machte eine Pause. „Oder ich bin schon tot.“

Auch wenn das ein Witz sein sollte, lachten sie nicht.

*

Jakob diskutierte mit seinen Zimmergenossen weiter. Selbst mit den beiden Kommunisten verstand er sich gut, gerade weil sie die Rolle der Föderation als Versuch anerkannten, eine Organisation zu bilden, die alle einbezog. Bis auf einen wollten schließlich alle in Wien bleiben, um hier für die Revolution zur Verfügung zu stehen. Obwohl oder gerade weil alle Leo sehr gern mochten.

*

Am Mittwoch, dem 26. März 1919, brach auf der Südbahn ein spontaner Streik aus, am Tag darauf griff er auf die Ostbahn und die Aspangbahn über. Es wurden höhere Löhne gefordert, weil es unmöglich sei, von 9 Kronen Tagesverdienst leben zu können. Für die Regierung war der Streik besonders bedrohlich, weil der Transport der Nahrung, die von der Entente zur Verfügung gestellt wurde, über die Südbahn lief. Es war ein Streik

gegen die Regierung und damit auch gegen die maßgeblich an dieser beteiligten Sozialdemokratie.

„Der Streik muß so schnell als möglich beendet werden. Die Regierung muß bewilligen, was zu bewilligen möglich ist: die Eisenbahner selbst müssen einsehen, daß sie nicht das ganze Volk, nicht die ganze Arbeiterschaft, nicht sich selbst dem Verhungern preisgeben dürfen." (AZ, 28.3.1919)

In der AZ wurde trotzdem davon gesprochen, dass der Kapitalismus praktisch an sein Ende gelangt sei. Gerade wegen oder trotz der ungarischen Räterepublik.

„Denn im letzten Grunde geht auch dieser Streik aus derselben Quelle hervor wie die anderen Kämpfe unserer Zeit: daraus, daß die kapitalistische Ordnung den Volksmassen unerträglich geworden ist, daß die Volksmassen nach neuer Ordnung ihrer Arbeit, nach Selbstregierung in den Betrieben drängten. Wehe dem Staat, der diesem unwiderstehlichen Drang nicht rechtzeitig und klug nachzugeben versteht." (AZ, 28.3.1919)

Am Abend des 28. März war Jakob in der Meiselstraße und diskutierte mit Steffi und Franz die aktuellen Ereignisse: „Vielleicht wird das der Generalstreik? Wenn nicht nur die ungarische Räterepublik den Kapitalismus bedroht, sondern sogar unsere Eisenbahner."

„Abwarten" , antwortete Steffi, „unterschätze nicht die Sozialdemokratie! Nicht umsonst ist die ganze Regierung ins Arbeiterheim Favoriten gepilgert. Du hast schon recht. Das ist eine ordentliche Krise für die. Wenn sogar der Renner antanzt und nicht nur die Eisenbahnerchefs."

Der Eisenbahnstreik drohte schon am zweiten Tag, sich auf andere Bereiche auszudehnen, so gingen auch die Angestellten

der Bahnhofspostämter in den Ausstand. In Wiener Neustadt beteiligten sich am Freitag, dem 28. März, viele Arbeiterinnen an einer Hungerdemonstration. Die höchsten sozialdemokratischen Funktionäre schalteten sich ein und schafften es, den Streik gegen den Widerspruch von radikalen Minderheiten zu beenden. Die bei der Eisenbahn Beschäftigten erhielten für fünf Monate eine zusätzliche Teuerungsabgeltung, und es wurde versprochen, die Arbeiter- und Soldatenräte stärker gegen den Schleichhandel heranzuziehen. Am Samstag ab null Uhr fuhren die Züge wieder. Nur in Wiener Neustadt und Umgebung streikten alle Betriebe, und in einer Versammlung wurde die Solidarität mit der ungarischen Räterepublik betont.

„Ich weiß nicht recht, ob dieser Streik ein Sieg oder eine Niederlage ist. Der Arbeiterrat hat verhindert, dass er sich ausbreitet. Aber vielleicht sind die Zugeständnisse der Herrschenden genau das, was andere motivieren könnte, auch zu kämpfen. Es ist ja nicht oft so, dass es Erfolge gibt.“ Steffi war wie so oft optimistisch.

Unter Verdacht

Am Morgen des 31. März war Jakob noch im Halbschlaf, als ihn Gustl, der Polizist August Thiel, aus dem Bett holte und in seine Wachstube nach Währing brachte.

Das Verhör war relativ kurz. Zuerst wusste Jakob gar nicht, worum es ging, er glaubte, dass es mit den Auseinandersetzungen auf der Demo zu tun hatte. Es ging um den Abend, an dem sie im „Roten Klavier" waren. Aber schon macht ihm Gustl klar, dass es um Reinsfelds Ermordung ging, von der Jakob noch nichts wusste. Frau Reinsfeld behauptete, ihn gesehen zu haben. Der Verdacht wurde allerdings schnell ausgeräumt. Er war ja mit Katharina und Franzi im „Roten Klavier" gewesen. Eine völlig unbeteiligte Nachbarin hatte Hacki gesehen. Deshalb interessierte sich Gustl dafür, was Jakob über diesen Hartmut Steinhammer wusste.

„Also erzähl mir ein bisschen mehr von diesem Hartmut Steinhammer. Du hast mir gesagt, du hast ihn wieder getroffen. Und du hast einiges von internen Streitereien gesagt."

„Also einmal habe ich ihn wieder getroffen, also eigentlich zweimal. Einmal im Rüdigerhof und dann noch einmal, weil er mich treffen wollte. Aber es gibt sicher einen Spitzel, der uns verfolgt, nämlich einer von uns …"

„Ihr habt ihn entlarvt?"

„Nein, ich habe ihn nämlich mit jemandem getroffen, wo ich nachher draufgekommen bin, dass er ein Reaktionär ist, und da ist er zufällig dazugekommen und die haben sich auch gekannt."

Gustl runzelte die Stirn: „Du scheinst eine Freude daran zu haben, die Dinge im Unklaren zu lassen."

„Na, ich rede doch lieber über Hacki, äh Hartmut Steinhammer, diese andere Geschichte, die spielt sowieso keine Rolle …"

„Du wirst nicht umhinkommen, mir später mehr davon zu erzählen. Kommen wir zu Hartmut Steinhammer. Was hat er erzählt? Was hast du daraus interpretiert?"

„Das Gespräch war ziemlich fruchtlos. Wie ich ihn früher, im Herbst, getroffen habe, war er immer ganz gesprächig. Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass immer der Franz-Josef dabei war, also dieser Franz-Josef Beidinger. Es war beim ersten Gespräch so, dass er nichts sagen wollte. Ein paar Tage darauf hat Hacki eine Nachricht hinterlassen, dass er mit mir reden will. Und dann bin ich zu ihm. Aber wieder war dieser Franz-Josef da. So habe ich wieder nichts erfahren."

„Aber zuerst hast du doch davon geredet, dass du etwas weißt über Spaltungen und Streitereien in ihrer Gruppe."

„Ich habe da nur spekuliert. Aber ich weiß, dass der Soucek homosexuell ist." Jakob verstummte. Er dachte an Franz und darüber wollte er schon gar nicht reden. Ihm wurde klar, dass er sich einfach irgendwelche Ideen zusammenreimte.

„Nein, in Wirklichkeit weiß ich überhaupt nicht viel. Nur dass sie unterschiedliche Vorstellungen haben."

„Na gut. Wir werden sicher noch auf einiges zurückkommen müssen. Aber ich habe noch eine Frage zu Hartmut Steinhammer. Trägt er Brillen?"

„Ja, er hat meistens so Brillen auf, wie sie bei der Armee verwendet werden."

„Und er ist ein bisschen unsicher in seiner Beziehung zu der Gruppe um Reinsfeld?"

„Zumindest damals war es so. Da hat er ja Handgranaten von ihnen gestohlen und wollte sie in einer Einzelaktion einsetzen. Was er dann doch nicht gemacht hat. Aber das war da-

mals. Ich glaub, er wollte mit mir reden, weil er dort keine Freunde hat."

„Glaubst du, ist das jetzt auch noch so?"

„Ich weiß es nicht. Die letzten Male habe ich ihn immer nur mit dem Franz-Josef getroffen."

„Hat Hartmut Steinhammer keine anderen Freunde?"

„Nicht dass ich wüsste."

„Komm dann morgen Vormittag mit deinen beiden Zeuginnen bei mir vorbei."

„Du lässt mich raus?"

„Ja, inzwischen bin ich überzeugt, das du es nicht warst. Aber das mit den Zeuginnen muss noch erledigt werden."

Sie gingen gemeinsam hinaus. Zum Abschluss erwähnte Jakob doch noch Franz: „Wenn er nicht in der Lerchenfelder Straße ist, den Franz Hollenstein, den kennt er auch, der wohnt in der Rechten Wienzeile gleich bei der Schlachthausbrücke. Die Nummer weiß ich nicht, aber im zweiten Haus im Parterre, die Fenster rechts neben der Eingangstüre." Gustl schrieb die letzte Information auf.

„Morgen um zehn hier. Sonst muss ich dich wieder verhaften lassen." Die letzte Bemerkung wirkte nicht ganz ernst gemeint.

*

„Wir waren bei Soucek, weil du im Häfen warst und dann sitzt du einfach daheim", empfing ihn Katharina, als sie mit Steffi und Franzi in die Albertgasse kam.

Jakob erzählte, dass er wegen der Ermordung von Reinsfeld festgenommen worden war, und zwar von seinem Bekannten Gustl.

„Jetzt versteh ich, was der Soucek gemeint hat. Der hat sicher was damit zu tun. Der weiß sicher mehr. So wie er das gesagt hat …"

„Aber es war nach einer Zeit klar, dass ich es nicht gewesen sein kann, so hat mich der Gustl wieder rauslassen. Aus formalen Gründen muss noch mein Alibi bestätigt werden. Dass ich mit euch unterwegs war. Wahrscheinlich ist es der Hacki gewesen, der wieder einmal Wickel mit seinen Kameraden hat."

„Ich weiß nicht. Irgendwie habe ich das Gefühl, es war der Soucek. Aber vielleicht ist es bloß, weil ich alles Schlechte in ihm sehe", spekulierte Katharina.

Sie unterhielten sich darüber, dass die Polizei als Teil des alten Machtapparates weiter funktionierte, dass sie zwar bei politischen Aktivitäten von der sozialdemokratischen Regierung kontrolliert wird, aber sonst agiert wie vorher. Dass solche Leute wie Soucek einen so großen Einfluss haben.

„Irgendwie gehört aber noch geklärt, warum mich Frau Reinsfeld beschuldigt hat. Was hat sie davon? Hat sie sich noch immer geärgert wegen dem letzten Mal?"

„Wäre doch der Josef Frey Polizeikommandant geworden! Der hätte die Reaktionäre abgesetzt. Der Soucek hätte dann sicher nichts mehr zu sagen."

Die anderen gaben Jakob recht.

„Aber Spekulationen, wie es anders sein könnte, nützen uns auch nichts. Jetzt, wo Jakob wieder heraußen ist, ignorieren wir doch einfach diese internen Wickel der Reaktionäre. Jetzt stehen andere Sachen an", argumentierte Steffi.

„Sollen wir morgen einfach nicht hingehen? Die sollen den Mörder doch in ihren eigenen Reihen suchen …"

„Die wollen ihn wahrscheinlich gar nicht finden", korrigierte Jakob Katharina. „Vielleicht sollten wir doch nachforschen."

*

Am Dienstag gingen sie um zehn Uhr in die Schulgasse. Dort wurde ihnen ausgerichtet, dass Kommissar Thiel einen Termin habe und sie warten sollten, bis er kommt.

Ihm war die Aufregung anzusehen, als er die Polizeistation betrat. Nachdem er seine Kameraden begrüßt hatte, bat er die drei nach hinten.

„So, bestätigen Sie mit Ihren Unterschriften, dass Sie am Sonntagabend mit Jakob, äh Herrn Jakob Bruckbauer, unterwegs waren. Ich habe da zwei Zettel, ich glaube Ihnen sowieso“, blieb er am Anfang formal. Aber dann platzte es aus ihm heraus: „Jetzt verlasse ich meine polizeiliche Rolle. Ich glaube ja, nein, ich bin überzeugt, dass du es nicht warst. Aber dieser Soucek will unbedingt, dass ich dich als Verdächtigen festnehme.“

„Ich habe ja gemeint, wir sollen lieber nicht herkommen …“, warf Katharina ein.

„Er wird den Fall übernehmen. Ich glaube ja, er will deinen sogenannten Freund Hartmut Steinhammer schützen. Vielleicht ist er ja selbst dabei gewesen. Ich weigere mich aber, dich festzunehmen. Also geht so schnell wie möglich, bevor die anderen Wachmänner irgendwelche Nachrichten von Johann Soucek bekommen. Ich werde in den nächsten Tage meine Nachforschungen zu Papier bringen. Das verlangt der Soucek. Ich glaub, nur damit er weiß, was bekannt ist über den oder die wirklichen Mörder.“

Er begleitete sie noch hinaus bis vor die Tür. „Ich habe meine Kompetenzen überschritten, aber das ist kein Vergleich zu dem, was der Soucek immer wieder tut“, sagte er, bevor sie gingen.

Im Keller

Als sie sich von Franzi getrennt hatten, begann Jakob ein Gespräch mit Katharina: „Ich stecke da viel mehr drinnen, als ich mir wünschen würde. Nicht nur, dass ich den Hacki kenn und mit dem Soucek zu tun gehabt habe, sondern ich habe mich auch noch in einen von denen verliebt: Bisher weiß das nur die Steffi.“ Und dann erzählte er von seiner Geschichte mit Franz Hollenstein und dem Spitzel Sepp.

„Irgendwie lässt mir das keine Ruhe“, sagte Jakob zu Katharina. Sie schlenderten die Köhlergasse hinauf. Es zog sie zum Schauplatz des Mordes hin.

„Ich möchte wissen, warum mich Frau Reinsfeld beschuldigt hat.“

„Du willst doch nicht in die Villa gehen?“, fragte Katharina interessiert.

Sie gingen in die Edmund-Weiß-Gasse. Sie hatten eine Wache vor dem Haus erwartet, aber niemand war da. Sie hatten gedacht oder vielleicht auch erhofft, dass sie nur vorbeischauen würden und der Zutritt sowieso verboten wäre. Sie läuteten an. Stille. Sie wollten schon wieder umdrehen, da drückte Jakob gegen die Türe. Und sie gab nach.

Den Vorraum kannten sie ja schon. Der Eingang zum Wohnzimmer war versiegelt.

„Da drinnen ist er wahrscheinlich umgebracht worden.“

Jakob öffnete eine weitere Türe, von der eine Treppe ins Dunkel hinunterführte, Katharina war im Gegensatz dazu ein paar Stufen in den oberen Stock hinaufgegangen.

Jakob sagte mit gedämpfter Stimme, die in dem stillen Raum aber doch erstaunlich laut klang: „Schauen wir in den Keller!“

In dem Moment ging die Haustüre auf und Soucek stand im Eingang. Jakob versuchte, nach unten zu entwischen, stolperte im Dunkeln und fand sich am Ende der Stiege am Boden liegend. Das Licht ging an und Soucek kam mit gezogener Pistole herunter. Er durchsuchte ihn, fand aber keine Waffe. Dann deutete Soucek auf eine Türe. Jakob öffnete sie und stand in einem Weinkeller. Dort schob Soucek ein Regal zur Seite, stieß Jakob in einen dunklen Raum und sperrte zu.

In diesem fensterlosen Raum konnte er auch nach einer gewissen Gewöhnung nichts erkennen. Nach dem Umdrehen der Schlüssel hörte er auch Soucek nicht mehr. Er tastete sich auf allen vieren am Boden voran, fand ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl. Hätte er doch wenigsten Zündhölzer dabei! Aber er war einer der wenigen jungen Männer, die nicht rauchten.

Dann betastete er die Wand rund um den Türrahmen in der Hoffnung, einen Lichtschalter zu finden. Aber entweder gab es kein Licht oder der Schalter war draußen. Er wollte gerade aufgeben, als er Geräusche hörte. Es schien wieder jemand herunterzukommen, er hörte Türen auf- und zugehen und laute Schritte und Schleifen auf den Stufen. Er überlegte, ob er sich bemerkbar machen soll, beließ es aber bei einem halblauten „Hallo“. Es war wahrscheinlich doch nur Soucek. Dann war es wieder ruhig. Er fühlte sich ausgeliefert. Hier im Dunkeln konnte er nur warten, bis Soucek wiederkommen würde. Und was würde er mit ihm tun? Er kannte ja dessen gewalttätigen Charakter und seine Lust an brutaler Sexualität, die er damals in Graz kennengelernt hatte. Aber vielleicht waren andere Beamte auch da und Soucek würde nicht so handeln können, wie er will.

Die Finsternis verstärkte seine Angst. Die Zeit schien überhaupt nicht zu vergehen. Schüsse schreckten ihn auf. Er hörte

Laufen und Getrappel auf der Stiege. Er glaubte ein Scharren vor der Tür zu hören. Und dann wurde es wieder still.

Nach einigen Minuten hörte er Katharina: „Jakob, wo bist du?“ Er machte sich bemerkbar, indem er laut rief: „Katharina. Hinter dem Regal!“

Schon vernahm er, wie das Regal beiseite gerückt wurde, das Umdrehen des Schlüssels, und er war geblendet vom Kellerlicht. Katharina umarmte ihn, als er heraustaumelte.

„Ich hab ihn verjagt. Ich hab auf ihn geschossen“, sagte Katharina. „Ich glaub, er ist davongelaufen.“

Als er wieder halbwegs sehen konnte, wunderte er sich über den Aufzug von Katharina: „Wie schaust denn du aus?“ Sie hatte ein anderes, etwas besseres Kleid an als sonst, außerdem nur halb und schief zugeknöpft.

„Das sind die Kleider von Frau Reinsfeld. Entschuldigung“, begann sie, die Knöpfe zu richten.

„Warum hast du …?“

„Das geht dich gar nichts an. Ich mag halt auch einmal was anderes anziehen.“

Jakob schaute erstaunt. So kannte er Katharina überhaupt nicht. Er konnte erst jetzt richtig sehen und merkte, wie ihre Hände zitterten. In der rechten hielt sie noch immer ihre Pistole.

„Ich hab auf den Soucek geschossen und er ist abgehaut.“

Jakob fragte nicht weiter nach, als sie die Stiege hinaufgingen. Draußen musste sich Jakob neuerlich ans Tageslicht gewöhnen.

„Ich hab genug davon, ich bin froh, wenn ich mit Soucek und den ganzen Konterrevolutionären nichts mehr zu tun habe“, meinte Jakob, als sie vor dem Haus standen.

Katharina schaute ihn an: „Mir ist es auch egal. Schau. Mir ist es zum Beispiel egal, dass wir vor dem Haus stehen und gesehen werden.“

„Machen wir uns schon wieder verdächtig?“

„Ich hab immerhin geschossen und mir tut es nur leid, dass ich ihn nicht getroffen hab.“

In dem Moment kam Gustl aus dem Nachbarhaus heraus, entdeckte sie und ging sofort auf sie zu. Er winkte ihnen. Es wäre zu spät gewesen, abzuhauen, und sie wollten auch gar nicht weg.

„Der Mörder war Johann Soucek!“, rief ihnen Gustl schon von Weitem zu. „Die Tochter des Hauses hat ihn kommen sehen, bevor Herr Steinhammer da war, sie hat Schüsse gehört, erst dann ist der Steinhammer gekommen und wieder gegangen. Soucek war schon vorher da.“

„Soucek war gerade da. Wir haben ihn vertrieben, er hat mich eingesperrt, Katharina hat ihn vertrieben und mich dann wieder rausgeholt.“

„Ich habe auf ihn geschossen“, ergänzte Katharina in gleichgültigem Tonfall.

„Nicht umsonst hat mich der Soucek von dem Fall abgezogen. Ich hätte die Befragung eigentlich gar nicht mehr durchführen dürfen. Aber ich will das aufklären. Wichtiger noch wäre ein Gespräch mit Frau Reinsfeld, aber die war vorher schon so unzugänglich, und das war auch der offizielle Grund, warum ich abgezogen worden bin. Sie muss den Mörder gesehen haben!“

„Wir sind froh, wenn wir in Zukunft nichts mehr damit zu tun haben …“

„Bist du sicher?“, fragte Katharina und Jakob war erstaunt. Das war überhaupt nicht ihre Art. Sie sagte nichts, sondern machte nur eine wegwerfende Geste mit der Hand.

„Was willst du tun?“, fragte Jakob Gustl.

„Ich werde mich an höherer Stelle beschweren. Ich kenn ja den Doktor Brandl. Der mag mich zwar auch nicht, aber wenn ich ihm die Beweislage klarlege …“

„Eigentlich geht uns das nichts mehr an. Außer der Soucek lässt uns nicht in Ruh.“ Jakob musste an Franz denken. Hätte er nicht doch gerne mehr mit ihm zu tun? Er hatte ihn nie mehr gesehen, außer als er ihn mit Steffi verfolgte.

„Ich denke, wir werden in der Frage noch miteinander zu tun haben. Ihr müsst mir noch mehr erzählen. Und ich glaube nicht, dass euch Johann Soucek in Ruhe lassen wird“, sagte Gustl, bevor er ging: „Ich geh in die Polizeizentrale. Wünscht mir Glück, dass ich erfolgreich bin.“

„Ich glaub, ich meld mich doch nach Ungarn. Ich will nichts mehr mit dem Soucek und dem Mord an Reinsfeld zu tun haben. Mich geht das überhaupt nichts an. Die sollen sich doch gegenseitig umbringen. Das ist doch nicht unser Problem.“

„Schau, ich kann nicht weg“, sagte Katharina. „Wenn mich der Soucek verhaften lassen will, kann ich nichts dagegen tun. Ich hab ja auf ihn geschossen. Ich will jetzt heim, aber überleg dir, warum du als Mann vor den Problemen davonlaufen kannst, ich als Frau aber nicht!“

„Ich bin ja auch nicht so überzeugt davon.“

„Tu nur deine internationale Pflicht. Drück dich vor den Problemen hier!“

„Du bist doch nur enttäuscht, weil Leo gegangen ist!“ Jakob hatte dessen Naheverhältnis zu Katharina mitgekriegt.

„Ach, Jakob, du verstehst überhaupt nichts.“

Agnes und Gustl

Bei ihrer Sitzung ging es um die aktuellen Entwicklungen: die Revolution in Ungarn und den Streik bei der Eisenbahn. Die Diskussion schwankte zwischen der Organisation von Unterstützung und dem Versuch einer Verbreiterung auf andere Bevölkerungskreise wie die Arbeitslosen.

„Ich kann ja nicht zur Volkswehr", meinte Karl, der im Krieg verletzt worden war, „aber viele sind nur wegen ihrem Auskommen dort. Die demonstrieren nicht mit uns Arbeitslosen."

„Die kommen schon noch …"

„Die Volkswehrleute sitzen so auf ihren Privilegien, die sollen doch mitdemonstrieren. Aber die lassen sich immer ganz brav konsignieren."

Inzwischen war Steffi mit Agnes, die sich mit einigen Frauen draußen unterhalten hatte, hereingekommen und sie forderten Jakob auf, sie in die Meiselstraße zu begleiten:

„Gustl hat mir alles erzählt. Dass er dich festgenommen hat und dann wieder freigelassen, dann deinen früheren Freund Hacki. Inzwischen weiß er aber, dass Soucek der Mörder ist. Du warst ja mit Katharina in der Villa von Reinsfeld. Erzähl, was war da mit dem Soucek?" Agnes zeigte sich erstaunlich interessiert.

Jakob berichtete noch einmal über die Geschichte im Keller und dass Katharina auf Soucek geschossen und ihn dann herausgeholt hat.

„Ihr müsst dem Gustl helfen, damit der Soucek endlich in den Häfen kommt. Es muss so sein, dass die Beweise unwiderleg-

bar sind, dass auch die Polizei einsehen muss, dass dieser Soucek für die dort nicht mehr tragbar ist."

„Agnes will nämlich Detektivin spielen", ätzte Steffi.

„Gustl hat doch irgendeinen Vorgesetzten aufgesucht, der ihm gegen Soucek helfen soll. Wie ist das ausgegangen?"

„Der Doktor Brandl unterstützt ihn überhaupt nicht. Im Gegenteil, der scheint den Soucek zu decken."

„Muss der Gustl halt noch höher hinauf, bis zum Polizeipräsidenten!"

„Hast du solche Illusionen in die Polizei?", unterbrach sie Steffi, „Der Gustl dürft ja tatsächlich ein ganz netter Kerl sein, aber wie soll der sich durchsetzen gegen den ganzen Apparat? Es ist ja nicht nur der Soucek!"

„Eben drum müssts ihr ihm helfen. Dieser Mord muss aufgeklärt werden."

„Und was hast du damit zu tun?"

„Wir haben ziemlich gestritten damals, weil der Gustl mir nicht gesagt hat, dass er dich im Gefängnis besucht hat. Seitdem erzählt er mir immer alles. So auch mit dem Mord an diesem Reinsfeld. Vorher war ja nicht viel los. Und ich möcht ihm helfen. Gerade weil du auch wieder damit zu tun hast. Weil in der Polizei kriegt er ja keine Unterstützung."

„Wahrscheinlich wäre es besser, wenn die Volkswehr was macht oder auch dass irgendwer was schreibt in der Zeitung."

„Aber die Zeitungen interessieren sich doch nur mehr für die politischen Ereignisse, erst recht, wenn das schon eine Woche her ist", warf Jakob ein, „da müsste schon was Spektakuläres passieren."

„Was willst denn du dazu tun?", fragte Steffi Agnes.

„Drum red ich ja mit euch. Ihr müsst euch mit dem Gustl zusammensetzen und alles durchleuchten, ihr kennt ja die Situation. Und ihr müsst auch denken, wenn ihr den Soucek erledigts, dann ist das auch ein Schlag gegen die Konterrevolution."

„Der Kampf gegen die Konterrevolution hält uns allerdings von unserer eigenen Revolution ab. Wir sollten die Wickel unter ihnen positiv sehen, so haben sie keine Zeit für uns“, meinte Steffi.

„Jakob, ich hab noch eine spezielle Frage an dich. Wo der Gustl nichts erfahren hat von dir. Du kennst da einen gewissen Franz Hollenstein. Der, in dem seiner Wohnung dieser Steinhammer festgenommen worden ist.“

Jakob zögerte und sagte vorerst nichts.

„Erzähl doch, was weißt du von ihm? Agnes ist doch nicht so. Du musst ja nicht alles sagen.“

Jakob schaute Steffi giftig an.

„Also woher kennst du diesen Franz Hollenstein? Der scheint eine Schlüsselfigur zu sein. Außerdem hat das doch mit der Entlarvung von dem Spitzel zu tun.“

„Es ist nämlich so, dass Steffi und ich ihm nachgangen sind und gesehen haben, wie er in ein Lokal gangen ist, ein Treffpunkt für die Reaktionäre …“

„Jetzt sei nicht so gschamig!“, forderte ihn Steffi auf, die Wahrheit zu sagen.

„Du hast was mit seiner Freundin?“ Diese Bemerkung erheiterte Jakob und Steffi.

Nun entschloss er sich doch, mehr zu erzählen. Er mochte Agnes, aber er wollte sie bitten, dem Gustl nichts zu erzählen, unterließ es aber dann. Agnes würde wohl alles mit ihrem Freund teilen.

„Nein, ich hab was mit dem Franz Hollenstein gehabt …“

„Ich hab nicht gewusst, dass du, äh, wie heißt das, ich will ja nicht, ich will ja nicht widernatürlich sagen. Entschuldigung, ich kenn mich da nicht so aus. Nein, ich mag dich. Du kannst mir ruhig alles erzählen.“

„Ja, ich weiß es nicht, ob es etwas nutzt, der Franz Hollenstein ist auch in dieser reaktionären Gruppe vom Soucek. Und

wie ich einmal mit ihm … Ich hab da nicht gewusst, dass er ein Reaktionär ist, das hab ich erst nachher mitbekommen, da haben wir einen Spitzel, den Sepp … du hast ihn schon auf Versammlungen der Föderation gesehen. Seit ich ihn aber erwischt hab, ist er nicht mehr gekommen …“

Und dann erzählte er, was er von Hollenstein wusste und dass Sepp sie erwischt hatte. Und dass es nichts zum konkreten Fall beitragen konnte.

Zum Abschied gab ihm Agnes das erste Mal seit langem wieder einen kleinen Kuss auf die Lippen.

*

Am Montag, dem 7. April, kam Gustl in die Selzergasse, wo er sonst nie hinging. Er wollte mit Jakob sprechen. Soucek habe ihn reingelegt und Hacki befreit, erzählte er. Er wisse zwar, dass Hacki nicht der Mörder wäre, die Flucht bestätige aber noch einmal diesen Verdacht.

„Du weißt, dass Agnes gestern mit mir geredet hat. Die will dich unterstützen in deinen Nachforschungen …“

„Ja, das hat sie mir erzählt. Ich wollte ja auch schon aufgeben. Während ich bisher nur in mein Hinterzimmer verbannt geblieben bin, bin ich jetzt endgültig suspendiert. Ich bin schuld und ich kann ja nicht das Gegenteil davon beweisen. Der Hacki ist aus meinem Zimmer rausgesprungen. Sonst ist das Gitter immer zugesperrt. Ich hab’s nur ganz am Anfang einmal ausprobiert und da war’s ganz schwer aufzumachen. Das muss irgendwer von meinen Kollegen aufgemacht haben. Obwohl es keinen Grund dafür gibt … Jetzt bin ich ganz auf mich gestellt. Mich hat schon vorher niemand unterstützt, jetzt ist es wirklich aus. Womöglich bin ich auf dich oder auf euch angewiesen …“

„Wir können doch genauso wenig tun wie du. Aber natürlich können wir das nicht auf uns sitzen lassen. Immerhin hast du mich beschuldigt …“

„Ja, weil Frau Reinsfeld behauptet hat, dich gesehen zu haben. Sie will offensichtlich auch diesen Soucek decken. Zuerst hab ich ja angenommen, sie will nicht zugeben, dass es dieser Hartmut Steinhammer ist, einer von ihnen."

„Du müsstest eine Situation schaffen, dass Frau Reinsfeld öffentlich aussagt, dass sie Soucek gesehen und erkannt hat."

„Ich versteh ihre Position überhaupt nicht. Den Anfang kann ich noch nachvollziehen, sie wollte dich als Bolschewiken beschuldigen. Aber jetzt … jetzt will der Soucek, dass dieser Steinhammer als Mörder dasteht. Und irgendwie muss ihn dabei die Reinsfeld decken."

Nach einer Pause sagte Gustl: „Ja, die ganze Polizei gehört ausgemistet. Und das geht nur mit einer Revolution. Selbst die Sozialdemokraten haben keinen Einfluss. Die Volkswehr darf nur politisch eingreifen, aber nicht, wenn es um einen Mord unter Konterrevolutionären geht."

„Du bist doch auch für die Revolution?", lachte Jakob.

„Das war ich doch als Sozialdemokrat schon immer, aber du hast schon recht, die sozialistischen Politiker passen sich an und haben viel zu viel Angst vor dem Bolschewismus …"

Revolutionäres Fieber

Erst seit dem Rätekongress Anfang März durften neben Mitgliedern der Sozialdemokratie Vertreter und Vertreterinnen anderer proletarischer Organisationen wie der KPDÖ, der Föderation oder die Poalezionisten gewählt werden.

Am 29. März traf sich der Arbeiterzentralrat das erste Mal mit revolutionärer Beteiligung, einem Vorstandsmitglied der Kommunistischen Partei, der auch für die Föderation sprechen sollte. Die Diskussion blieb geheim, nur der Antrag der Sozialdemokratin Therese Schlesinger wurde veröffentlicht:

„Der Zentralrat bedauert aufs tiefste, sich derzeit der bewunderungswürdigen Aktion der ungarischen Genossen nicht anschließen zu können, weil das deutschösterreichische Proletariat in seinem furchtbaren Elend und seiner schweren Abhängigkeit außerstande ist, dem Willen seiner imperialistischen Bedrücker Trotz zu bieten und darum leider abwarten muß, bis sich neue Möglichkeiten eröffnen, um seine Handlungsfreiheit zurückzugewinnen. Der Zentralrat fordert die versammelten Arbeitervertreter auf, den Ausbau der Arbeiter- und Soldatenräte mit allen Kräften zu fördern, um für alle Fälle gerüstet zu sein.“ (AZ, 1.4.1919)

So wie immer, Gewehr bei Fuß, die Abhängigkeit von der Entente schien jede revolutionäre Möglichkeit der Arbeiter und Arbeiterinnen zu behindern.

Die Kommunistische Partei organisierte eine Reihe von Veranstaltungen, die größte war eine mit 5000 Teilnehmerinnen

und Teilnehmern am 6. April im Zirkus Busch. Dort wurde Werbung für die Räterepublik gemacht und für die Solidarität mit Ungarn. Im Zentrum stand immer die eigene Partei. Erst müssten sie stark genug werden, dann könnten sie die Macht übernehmen. Sie erhielten viel Zuspruch aus dem Publikum, besonders wenn Vertreter der Räterepublik sprachen: ein deutliches Zeichen, dass die Stimmung für eine Revolution von Tag zu Tag zunahm.

Die Föderation motivierte die Arbeitslosenkomitees, in denen sie in vielen einen größeren Einfluss hatte, sich zu einem Arbeitslosenausschuss zusammenzufassen, der dann die entsprechenden Forderungen an die Regierung richten sollte. Demonstrationen wurden organisiert, besonderen Zuspruch und Applaus bekamen dabei immer wieder die entlassenen Frauen aus dem Arsenal.

„Die Arbeitslosen sollten sich nicht allein nach ihren ehemaligen Betrieben organisieren", sagte Steffi zu Jakob. Die Arbeitslosenkomitees waren nicht nach Bezirken eingeteilt, sondern nach ihren früheren Arbeitsplätzen. „Die müssen auch für die offen sein, die kein Arbeitslosengeld beziehen, die von den Gemüsegärten leben, die sie dort besetzt haben …"

„Sind das nicht nur Kleinbürger, die Kleinbesitzer werden wollen …?"

„Das glaubst du wohl selber nicht!"

„Nein, natürlich nicht, aber sogar die Sozialdemokraten sagen das …"

„Gerade die, die meisten von denen sind eh für die Sozialdemokraten, auch wenn einige von denen Anarchisten sind."

„Es müsste auch Kundgebungen von den Siedlern geben, ich mein, von den Siedlerinnen …"

„Die sind leider noch zu wenig organisiert."

*

Am 8. April wurde bekannt, dass die italienische Waffenstillstandskommission den raschen Abbau der Volkswehr verlangt. Deutsch antwortete, dass dieser „programmgemäß“ stattfinden werde, aber nach Maßgabe der bestehenden Arbeitslosigkeit. Viele ehemalige Soldaten hatten dort ein Auskommen gefunden. Die Entlassenen würden das Heer der Arbeitslosen noch einmal vermehren. Viele von ihnen waren politisch und sie waren bewaffnet. Wenn die demonstrieren, hat das gleich eine ganz andere Bedeutung. Was aber vielleicht noch wichtiger war: Sie würden sich nicht gegen andere Demonstrierende einsetzen lassen.

*

Als die Ausrufung der Bairischen Räterepublik bekannt wurde, begrüßten das die Linksradikalen und Linken begeistert bis hinein in die Sozialdemokratie, auch wenn in den ersten Tagen noch unklar blieb, ob sich die Räteregierung halten werde. Die „Soziale Revolution“, die Zeitung der KPDÖ, zeigte sich erfreut:

So bricht eine Säule der kapitalistischen Herrschaft nach der anderen. Wenn auch zweifellos die bayrische Räterepublik noch nicht das ist, was die Kommunisten anstreben, so begrüßen wir sie doch freudig als ein Ereignis, das deutlicher als alles dem Proletariat sagt, wohin der Weg geht. Diesen Weg wird auch das Proletariat Deutschösterreichs bald gehen müssen! (Soziale Revolution Nr. 43, 9.4.1919)

Die Begeisterung der Arbeiterinnen und Arbeiter für Bayern wie für die ungarische Räterepublik musste wohl die Funktionärinnen und Funktionäre der SDAP, der größten Arbeiterpartei, beunruhigen.

Bald wurde bekannt, dass sich in Bamberg eine konkurrierende sozialdemokratische Regierung halten konnte. Was aber mehr erstaunte, war, dass sich die Kommunisten nicht an der

Räterepublik beteiligen wollten. Als sie mit Anna von der KPDÖ darüber diskutierten, wusste sie wenig dazu zu sagen. Es war ja noch nicht viel bekannt.

„Das ist ja gar keine echte Räterepublik, die nennen sich nur so. Da ist zum Beispiel dieser Otto Neurath dabei, der will eine Sozialisierung der Betriebe statt der Räte, ist also gegen die Selbstverwaltung der Arbeiter."

„Ich hab eher den Verdacht", meinte Steffi, „das hat mit dem Alleinvertretungsanspruch von euch Kommunisten zu tun. Weil es keine Revolution von euch ist, kann es keine wirkliche sein."

Eine Woche später begründete die „Soziale Revolution" die Nichtbeteiligung der Kommunisten damit, dass die Massen noch nicht genügend aufgeklärt wären:

Die Kommunisten verweigerten ihre Teilnahme angesichts des Umstandes, daß die Massen noch nicht genügend für den Rätegedanken gewonnen und erzogen seien, um Bürgschaften für die Haltbarkeit einer darauf aufgebauten Regierung geben zu können. (Soziale Revolution Nr. 44, 12.4.1919)

Das erinnerte Jakob an den Vorwurf, den Leo damals vorgebracht hatte, dass die Kommunisten zwar verbal sehr radikal seien, aber solange sie nicht die Mehrheit hätten, zuwarten wollten.

*

Am 7. April 1919 protestierten die Arbeiterinnen des Werkes Donawitz gegen Preiserhöhungen von Schmalz und Mehl. Weil sich die beiden Direktoren weigerten, die Preise zu senken, und damit drohten, den Betrieb zu schließen, wurden sie von den Frauen tätlich angegriffen. Am Nachmittag beschloss die in den Streik getretene Belegschaft, die Betriebsführung durch ein Direktorium von zwei Ingenieuren, zwei kommunistischen und

zwei sozialdemokratischen Arbeitern zu ersetzen. Der Betrieb wurde in eigener Regie weitergeführt und es wurde wieder gearbeitet: eine „wilde Sozialisierung“ in Österreich.

„Siehst du, es sind die Frauen, die die Revolution machen“, betonte Steffi wieder einmal, „und es sind wieder männliche Funktionäre, die das Ganze abdrehen.“

Die „Arbeiterräte der geistigen Arbeiter“, also der Angestellten, distanzierten sich von der *„undisziplinierten terroristischen Masse, die die einfachsten Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen tritt“*.

Die sozialdemokratischen Hauptvertrauensmänner stellten wieder die Ruhe her:

„Wir schließen uns diesem Protest [der Angestellten] *in allen Teilen an und setzen es als ganz selbstverständlich voraus, daß jeder anständig Denkende von vornherein die bedauerlichen Ereignisse des letzten Montags* [den tätlichen Angriff auf die Direktoren] *verurteilt. Wir verlangen von euch stramme Disziplin und erwarten, daß ihr durch die Tat beweisen werdet, daß ihr auch würdig seid eurer Freiheit. Es lebe die demokratische Republik!“* (AZ, 15.4.1919, S. 6)

Als sie Letzteres in der Zeitung lasen, bemerkte Steffi ziemlich böse: „So wie immer, die Männer disziplinieren die Frauen. Und danach regen sie sich auf, dass sie unpolitisch und nicht revolutionär sind.“

*

Am Sonntag, dem 13. April, organisierte die KPDÖ eine Versammlung, um Werbung für die ungarische Räterepublik zu machen. Aber auch Kriegsheimkehrer und Invalide brachten ihre Forderungen ein. Die stürmische Versammlung endete damit, dass, aufgerufen von Karl und Josef, den zwei Invaliden aus

ihrer Bezirksgruppe der Föderation, ein paar Hundert Heimkehrer und Invalide zum Parlament marschierten. Eine Abordnung verlangte eine Abfertigung von 800 Kronen, die Erhöhung des Krankengeldes und dass die ehemaligen kaiserlichen Schlösser für die Invalidenversorgung zur Verfügung gestellt werden. Vor dem Parlament hissten sie eine rote Fahne. Aber es fand sich niemand, der ihnen zuhören wollte.

Von einigen Kommunisten, die mitmarschiert waren, hörten sie im Anschluss daran, dass sie sich doch nicht von so ungeplanten Aktionen mitreißen lassen sollten. Sie hätten doch wissen müssen, dass keine verantwortlichen Personen da waren. Solche Aktionen müssten überlegt und geplant sein.

Hacki

Es war so viel los, dass Jakob kaum an den Mord an Reinsfeld, an Hacki und Soucek dachte. Selbst als ihm Gustl erzählt hatte, dass Hacki durch einen Trick entkommen war, berührte ihn das wenig. Er mochte ihn zwar nicht als Reaktionär, aber irgendwie freute er sich doch darüber, dass er draußen war und vielleicht sogar nicht mehr in Wien.

Und dann tauchte Hacki tatsächlich in der Albertgasse auf. Katharina wollte ihn schon hinausschmeißen, aber dann ließ sich Jakob doch dazu überreden, mit ihm spazieren zu gehen. Hacki war einverstanden, obwohl er gesucht wurde. Der brauchte wohl wieder jemanden zum Reden und Jakob wollte ihn doch nicht im Stich lassen.

„Ich weiß ja, wie du rauskommen bist. Ihr habt da den August Thiel reingelegt. Er hat uns erzählt, wie es war. Dass das Gitter immer zu ist, und gerade als du gekommen bist, ist es offen …“

„Das war nur zufällig. Der Fehler von dem Thiel war nur, dass er hinausgegangen ist. Ich hab dann einfach das Fenster zum Aufmachen probiert. Und dann bin ich abgehaut …“

„Es hat dir niemand geholfen?“

„Nein, wirklich nicht.“

„Und wo bist du jetzt?“

„Das sag ich dir doch nicht. Ich verstecke mich und du schickst dann die Polizei. Nein, das sag ich dir nicht.“

„Aber wenn ich dich zur Polizei bringe?“

„Ich weiß, dass du das nicht machst. Da wirst dann du festgenommen als Bolschewik.“

„Ich weiß, dass du den Reinsfeld nicht umgebracht hast, aber alle denken, es ist so."

„Woher weißt du das?"

„Vielleicht weiß ich mehr, als dir recht ist."

„Na ja … Zu etwas anderem. Du weißt, ich bin nicht ganz deiner Ansicht. Ich bin ja für die deutsche Revolution. Aber das ist auch eine proletarische Revolution …"

„Wir sind Internationalisten! Wir wollen eine Weltrevolution."

„Aber die Weltrevolution besteht aus vielen nationalen Revolutionen. Schau, wie sich die ungarischen Bolschewiken gegen die Entente wehren, obwohl sie angeblich keine Nationalisten sind. Und die Bayern wollen auch ihren Freistaat, das ist sicher nicht mein Ziel, aber es ist auch eine nationale Revolution."

„Das ist nur Zufall, dass manche nationale Kämpfe mit revolutionären zusammenfallen. Uns geht es nicht darum, dass Ungarn gewinnt, sondern dass die Revolution auch in Rumänien und der Tschechoslowakei gewinnt und natürlich weltweit in Italien, Frankreich und überall … Und natürlich auch bei uns."

„Das Hauptproblem bei euch ist doch, dass euch die Juden nur benutzen. In Wirklichkeit wollen sie die Weltherrschaft und haben so auch euch Revolutionäre unterwandert."

Jakob überlegte, wer von ihnen denn Jude sei: Leo, natürlich Jossel, aber der war ja gar nicht mehr da. Und dann war da noch Franzi, von der er ursprünglich gar nicht gewusst hatte, dass sie Jüdin ist.

„Das ist doch ein Blödsinn. Die meisten von uns sind keine Juden." Jakob zögerte. Was sollte diese Rechtfertigung, er bestätigte damit doch nur die antisemitische Position von Hacki?

„Natürlich sind bei uns Juden dabei", korrigierte er sich, „die Juden sind Teil des Proletariats und die ganzen Armen aus dem Osten sind das internationale Proletariat."

„Die Galizier fressen uns doch alles weg, nehmen uns unsere Wohnungen …“

„Aber jetzt hast du dir selbst widersprochen! Du sagst, sie hätten uns unterwandert, weil sie so mächtig sind und gleichzeitig sind sie so arm, dass sie uns alles wegnehmen.“

Hacki wechselte das Thema.

„Also, ich bin ja neugierig. Ihr habt einen Putsch vor, oder?“ So eine direkte Frage hatte Jakob nicht erwartet. Er musterte Hacki erstaunt. „Na, so wie die Oktoberrevolution in Russland oder so wie in Ungarn und Bayern …“

„Das waren keine Putsche. Dort haben Vertreter der Arbeiter die Macht übernommen. Die Rote Armee ist erst zur Verteidigung aufgebaut worden. Das behauptet nur die bürgerliche Presse, das vom Putsch. Es geht darum, dass das Proletariat die Macht übernimmt und nicht eine Gruppe, die einen Putsch plant.“ Jakob redete sich in Rage, gerade weil er nicht sicher war, ob nicht die KPDÖ solche oder ähnliche Vorstellungen hatte: Wenn sich Massendemonstrationen ausbreiten, übernimmt eine kleine Gruppe, eine bewaffnete Partei, die wichtigsten Punkte in der Stadt. Und das kam ihm gar nicht so unlogisch vor.

„Du willst wohl wissen, ob wir einen Plan haben? Aber da fragst du sicher den Falschen. Wenn es so etwas gäbe, würde ich's dir nicht sagen. Aber eine revolutionäre Machtübernahme kann gar nicht nach einem Plan passieren. Es müssen die Räte sein, die die Räterepublik ausrufen. Schau, es waren die Sozialdemokraten, die die Kommunisten in Ungarn in die Regierung geholt haben, und in Bayern ging auch alles von den sozialdemokratischen Räten aus.“

Und nach einer Pause. „Bist du eigentlich gekommen, um mich auszuhorchen? Oder suchst du jemanden zum Reden? Hast du schon wieder eine Einzelaktion vor?“

„Nein, ich hab natürlich dazugelernt …“

„Und wieso bist du wirklich rausgekommen? Da haben dich irgendwelche Kieberer unterstützt. Sonst wär das nicht gegangen. Arbeitest du mit dem Soucek zusammen?“

„Du meinst ja, er war der Mörder?“

„Woher weißt du, dass ich glaube, dass der Soucek der Mörder ist?“

„Weil du es nicht bist und weil du weißt, dass ich es nicht bin. Was aber, wenn wirklich ich den Reinsfeld umgebracht habe? Vielleicht treff ich mich nur mit dir …“

„Um mich umzubringen? Nein, das glaub ich nicht. Also was willst du von mir? Ich kann dir auch nicht helfen, oder besser: Ich will dir nicht helfen, auch wenn du allein bist.“

Danach trennten sie sich wieder. Jakob war froh, dass Hacki wieder weg war.

V.

Gewalt

Katharina war mit Jakob in die Villa eingedrungen, weil sie mit Frau Grete Reinsfeld reden wollten, die ihn ja des Mordes an Hauptmann Reinsfeld beschuldigte. Während Jakob die Kellerstiege hinunterschaute, ging Katharina die Stiegen in den ersten Stock hinauf, als die Haustür aufging. Es war Soucek. Katharina lief weiter, versuchte, keinen Lärm zu machen, öffnete die erstbeste Türe am Ende des Ganges und stand in einem Schlafzimmer. Vorsichtig zog sie die Türe hinter sich zu. Sie kontrollierte in ihrer Tasche, ob die Pistole geladen war. Dann war es still, Soucek hatte offensichtlich Jakob in den Keller verfolgt.

Nach einiger Zeit ging sie vorsichtig zur Türe. Die ging auf, gerade dass sie ihr nicht ins Gesicht knallte, und sie schaute in den Lauf einer Pistole. Vor ihr stand Soucek. Es war zu spät, um in ihre Tasche zu greifen.

„Das ist aber eine schöne Überraschung!“, sagte der.

Sie wich zurück, während sie ihre Hände in die Höhe hielt. Sie war wie gelähmt, als Soucek auf sie zuging. Im Zurückweichen kletterte sie aufs Bett. Das schränkte ihre Bewegungsfreiheit ein.

„Jetzt hab ich dich. Das gefällt mir. Komm nach vorn!“

Katharina kletterte wieder heraus, Soucek trat einen Schritt zurück und ließ sie aufstehen. Bisher hatte er Abstand gehalten, jetzt packte er sie am Oberarm und zerrte sie mit sich. Selbst wenn sie daran gedacht hätte, auszuschlagen, hätte sie es nicht geschafft. Er war mindestens um einen Kopf größer und sie spürte den starken Druck seiner Hand. Trotz allem verkniff

sie sich, einen Laut von sich zu geben. Hatte sie bisher meist die Hände in der Höhe gehabt, so umklammerte sie jetzt die Tasche mit ihrer Linken.

Er zog sie in den Vorraum zu einer Eisentür. Soucek wollte sie mit dem Fuß aufstoßen, was ihm aber nicht gelang. Er ließ sie kurz los und drückte die Klinke hinunter. Dann packte er Katharina wieder. Sie hatte den Augenblick versäumt, in dem sie davonlaufen hätte können oder zurücktreten und die Pistole aus der Tasche holen.

Er steckte die Pistole ein, packte sie wieder am Oberarm. Er drehte ein Elektrolicht auf und zerrte sie die Stiege hinunter. Der Keller war nicht groß. Eine weitere Tür war nicht versperrt und führte in einen großen saalartigen Raum. Wie in einem Turnsaal war alles an die Wände geräumt. An der Mauer stand ein Bock, dahinter eine Sprossenwand. Dort hingen mehrere Gürtel mit einem Eisenstück, um Knöchel und Arm zusammenzuzwingen.

„Das sind die Gürtel zum Schließen in Spangen", erklärte Soucek, als er Katharinas Blick sah. „Und den Bock verwenden wir für die Prügelstrafe."

Er riss ihr die Jacke herunter und verdrehte ihr dabei die Arme. Ihre Tasche fiel zu Boden und blieb zwischen ihr und dem Bock liegen.

„Ich mache es mir einfacher", sagte er, nahm seine Handschellen vom Gürtel, beugte sich nach unten und riss ihren rechten Arm mit, sodass sie aufschrie. Er ließ eine Handschelle um Katharinas linken Fußknöchel einschnappen.

„Hier kannst du schreien, so viel du willst, hier hört dich niemand." Katharina hatte auch oben nicht geschrien, sie wusste selbst nicht, warum. Bis jetzt hatte sie die Tränen zurückgehalten, aber jetzt begann sie zu schluchzen.

Soucek ließ die zweite Handschelle um ihr rechtes Handgelenk einschnappen und zwang Katharina dadurch in die Knie.

„Was willst du?“, fragte sie mit tränenerstickter Stimme, als sie eine Weile da hockte und die Beinmuskeln anfingen, sich zu verkrampfen.

„Das Gleiche, wie ihr mit mir gemacht habt.“ Er packte ihr Kleid von vorne und riss es auseinander, um ihre Brüste bloßzulegen.

Sie fiel um und lag seitlich auf dem Boden, was die Spannungen ihrer Muskeln erleichterte. Er packte sie mit einer Hand an den Haaren und zog sie wieder hoch. Sie hatte versucht, nach ihrer Tasche zu greifen, was ihr aber nicht gelang. Mit der anderen Hand versuchte sie, auf ihn einzuschlagen.

„Ich mag Frauen, die man zähmen muss.“ Er zog sie am Arm und an den Haaren über den Boden zur Wand. Dort löste er die Handschelle von ihrem Fußknöchel und warf sie über den Bock. Er hängte sie mit beiden Händen an der Sprossenwand fest. Sie schlug mit den Beinen ins Leere aus, als sie mit ihrem Bauch auf dem Bock zu liegen kam. Soucek riss ihr das Kleid ganz herunter, sodass sie nackt war. Er zog den Bock ein Stück zurück, um ihr Becken hinaufzudrücken. Sie rutschte aber seitlich ab und gewann wieder Boden unter den Füßen. Er riss sie neuerlich an ihren Haaren, mit der anderen Hand griff er ihr von hinten zwischen die Beine.

„Deine Fut gehört mir. Du glaubst wohl, dass ich warm bin? Ich zeig dir, dass ich nicht warm bin.“ Er wühlte in ihrem Geschlecht.

Dann ließ er sie los. Nach kurzer Zeit packte er sie wieder, dieses Mal an den Hüften und hob sie mit ihrem Becken auf den Bock. Ihre Füße hingen wieder in der Luft. Dann hörte sie das Pfeifen der Peitsche. Sie schrie auf, als diese auf ihren nackten Arsch knallte. Und noch einmal. Und noch einmal. Und noch einmal …

Katharina wusste nicht, wie oft er zugeschlagen hatte. Sie erwartete, dass er sie von hinten nehmen werde. Sie schluchz-

te. Da öffnete er die Handschellen. Sie fiel auf den Boden und rollte sich zusammen, wie um sich zu schützen. Neben sich ertastete sie mit ihren Fingern die Pistole in der Tasche. Sie umfasste sie und ihr Gefühl der Machtlosigkeit und Lähmung verschwand.

„Komm, mach die Beine breit“, sagte Soucek.

Sie drehte sich zu Soucek hin und richtete sich auf. Er nahm wohl an, dass sie ihm jetzt gehorche. Sie sah noch, wie er mit einer Hand sein Glied umfasst hielt und mit der andern an den Handschellen an seinem halb heruntergelassenem Gürtel nestelte. Mit fast übermenschlicher Kraft gab sie ihm einen Tritt in den Schritt. Er stöhnte auf und fiel hin. Mit der Pistole zielte sie auf ihn, konnte den Abzug aber nicht durchziehen, weil die Waffe nicht entsichert war. Entsichern! Sie schoss zweimal, verfehlte ihn das erste Mal, beim zweiten Schuss war er schon weg. Soucek war an die Tür gekrochen und verschwunden.

Jetzt erst merkte sie, dass sie zitterte. Sie konnte kaum noch die Waffe halten. Für den Augenblick, in dem sie die Pistole in der Hand hielt, war die Unsicherheit verflogen gewesen. Der erste Schuss auf Soucek hatte trotzdem nicht getroffen.

Sie zögerte mit der Verfolgung, weil sie nackt war, aber auch weil sie sich erst fassen musste. Sie versuchte, sich das zerrissene Kleid umzuhängen, aber es bedeckte sie nur notdürftig. Die Jacke umschloss zumindest ihren Oberkörper. Schließlich ging sie hinaus in den Keller und hinauf in den Vorraum. Die Tasche behielt sie umgehängt, die Pistole entsichert in der Hand. Sie war aufgeregt, aber dazwischen fühlte sie sich wie öfter in Krisensituationen ganz sicher und überlegte ihre Aktionen. Dieses Schwein umbringen! Was konnte ihr noch passieren, das Ärgste hatte sie ja schon erlebt. Sie glaubte, ruhig zu sein, aber an der Pistole merkte sie ihr Zittern.

Sie hatte im Schlafzimmer den riesigen Kleiderschrank von Frau Reinsfeld gesehen. So ging sie hinauf in den ersten Stock

und öffnete den Kasten im Schlafzimmer. Sie zog sich das erstbeste Kleid über, verhakte sich und bekam augenblicklich große Angst, dass sie Soucek gerade in dem Moment überraschen könnte, in dem sie unachtsam war. Sie hielt weiter die Pistole griffbereit in ihrer Rechten. Die komplizierte Art von Frauenkleidern ärgerte sie. Sie wurden offensichtlich extra so gemacht, um es Frauen schwer zu machen. Grete Reinsfeld trug keine Reformkleider, die einfacher zum Anziehen gewesen wären und auch mehr Bewegungsfreiheit lassen. Schließlich war sie wenigsten bedeckt, auch wenn das Kleid schief hing, nicht geschnürt und falsch zugeknöpft und außerdem am Ärmel zerrissen war. Zum Glück hatte sie darüber die Jacke.

Sie ging mit der Pistole im Anschlag hinaus, wieder hinunter in den Vorraum, schaute zur Haustüre hinaus. Der Schlüssel zum Keller steckte noch. Unten rief sie nach Jakob und hörte ihn hinter einer weiteren Türe. Im Weinkeller war ein Regal halb auf die Seite gerückt, dahinter ein Eingang. Der Schlüssel steckte.

Jakob taumelte ihr mit zugekniffenen Augen entgegen. Er bemängelte Katharinas Aufzug, worauf sie sich das Kleid ordentlich zuknöpfte. Sie ärgerte sich über Jakob, weil er nicht fragte, was ihr passiert war. Aber sie hätte ihm das auch gar nicht erzählen können. Jakob meinte nur, er habe genug von den Konterrevolutionären. Katharina fiel dazu nur ein: Soucek umbringen! Aber sie sprach es nicht aus.

Vor dem Haus trafen sie Gustl, der gerade von einem Verhör aus dem Nachbarhaus kam und erklärte, er wisse jetzt, dass Johann Soucek der Mörder sei. Er werde sich an eine höhere Stelle wenden und dort die Beweise vorbringen. Hoffentlich werde er dann wirklich angeklagt und aus dem Verkehr gezogen.

Was der sich für Illusionen macht, dachte sich Katharina, bevor sich Gustl auf den Weg in die Polizeizentrale machte.

Jakob redete nur mehr über seine Geschichten.

Reden können

Weil Franzi nicht daheim in der Albertgasse war, ging Katharina in die Meiselstraße, um Steffi zu treffen. Sie musste mit einer Frau reden und Steffi war ja doch eine ihrer besten Freundinnen. Sie erzählte ihr von den Ereignissen in der Villa.

„Und am schlimmsten war, dass ich mich nicht gewehrt hab. Es war irgendwie keine Angst, sondern ich war wie gelähmt. Erst wie ich auf die Pistole gegriffen hab, war auf einmal alles ganz anders. “

Steffi umarmte sie und Katharina weinte zum ersten Mal seit ihrer Vergewaltigung.

„Ich weiß auch überhaupt nicht, was ich tun soll. Ich will ihn umbringen. Aber irgendwie doch wieder nicht. Und dann das Wissen, dass er tun kann, was er will, und es passiert ihm nichts. Dass wir ihn damals ausgezogen haben, war viel zu wenig.“

Katharina war froh, mit Steffi geredet zu haben. Sie kannte ja Soucek viel besser als Franzi. Obwohl die das zweite Mal in der Taborstraße dabei war.

„Das kann doch nicht der Rest meines Lebens sein, dass ich an diesen Soucek denke. Dass ich mir überlege, was ich ihm antun könnte. Und dann doch nichts tun kann.“

Steffis Antwort war auch nicht gerade tröstlich: „Nach der Revolution wäre das sicher anders. Soucek käme sofort vor ein Tribunal und lebenslänglich ins Gefängnis. Und das unabhängig davon, was er dir angetan hat.“ Katharina wurde klar, dass ihre Vergewaltigung nicht einmal als Verbrechen anerkannt

würde. Es war ja keine richtige und er hatte sie nicht verletzt. Außer den Striemen auf ihrem Arsch. Im Gegenteil, sie hatte auf ihn geschossen. Und wer sollte ihr überhaupt glauben? Sie war ja allein mit ihm gewesen. Trotzdem fühlte sich Katharina erleichtert. Immerhin hatte ihr jemand zugehört.

Soucek ließ sich in den folgenden Tagen nicht blicken und auch keine sonstigen Beamten. Er schien zu ignorieren, dass Katharina auf ihn geschossen hatte. Von der Vergewaltigung ganz zu schweigen.

*

Am 2. April begleitete Katharina Leo zum Südbahnhof. Sie hatte Tränen in den Augen, als der Zug mit den Freiwilligen losfuhr.

*

Inzwischen waren Steffi und Katharina ganz gut befreundet mit Agnes. Über manche Dinge war es doch leichter, mit Frauen zu reden als mit Männern. Etwa über die Interessen der Frauen an der Revolution, die nicht ganz dieselben waren, von denen die Männer sprachen. Die redeten viel über Machtübernahme und die Instrumente dazu wie die Volkswehr und die Rote Garde, auch wenn sie theoretisch das Proletariat und damit die Arbeiterräte als entscheidend ansahen. Während sie als Frauen immer wieder über Hunger und Versorgung diskutierten. Nicht dass das kein Thema für die Männer gewesen wäre, aber oft erschien es, als wäre der Hunger nur ein Werkzeug zur Radikalisierung der Arbeiterklasse. So war es kein Zufall, dass Katharina, Franzi, Steffi, Agnes und andere Frauen manchmal während der Versammlungen, öfter aber danach über andere Sachen diskutierten.

So ergab es sich, dass nach einem der Treffen Katharina und Steffi mit Agnes über den Fall ins Gespräch kamen, den Gustl

zu untersuchen hatte und von dem er suspendiert war. Agnes erzählte über die sich laufend ändernden Ermittlungsergebnisse, Katharina und Steffi von ihren beiden Besuchen bei Soucek in der Taborstraße, aber auch über Katharinas Verhöre von Gustl.

„Es ist interessant, die Ereignisse aus eurer Perspektive erzählt zu kriegen. Manches sieht ja der Gustl irgendwie anders."

„Wenn Soucek der Mörder ist, ist klar, dass dem Gustl Steine in den Weg gelegt werden."

„Du hast schon recht mit diesem Soucek", erwiderte Katharina, „aber das Problem ist die reaktionäre Polizei überhaupt …"

„Ja, ja, das stimmt schon mit der Polizei, der Chef, der Doktor Brandl, ist auch nicht viel anders, der hat ihm auch verboten, weiter zu ermitteln. Er hat dem Gustl einfach nicht geglaubt, was er über den Soucek gesagt hat. Jetzt will ich ihm helfen. Weil bei der Polizei hat er keine Unterstützung."

„Gibt's wirklich keine anderen Polizisten, mit denen er zusammenarbeiten kann? Was willst du ihm denn helfen?"

„Indem ich mit euch rede, indem ich mit dem Jakob rede. Über diesen Hartmut Steinhammer und über diesen Johann Soucek."

„Wir wissen doch, dass der ein Arschloch ist. Nur weil wir draufkommen, was er alles verbrochen hat, können wir ihn doch nicht zur Verantwortung ziehen", entgegnete Katharina.

„Der Schlüssel dazu ist dieser Hartmut Steinhammer und vielleicht auch sein anderer Freund. Gustl darf ihn ja nicht mehr verhören. Aber Jakob weiß recht viel von ihm."

„Aber warum redet Gustl nicht mit Jakob oder mit uns?"

„Gustl hat mich beauftragt, mit euch zu reden." Sie legte eine Pause ein. „Nein, das stimmt nicht. Mich hat das, was er erzählt hat, so gepackt, und ich hab ihn dann mehr und mehr ausgefragt. Und er weiß nicht, dass ich mit euch rede. Obwohl

er sich sowas denken könnte. Er weiß ja, dass ich euch bei der Föderation treff."

„Du bist schon ein komisches Weibsbild", lachte Steffi, „du tust Sachen für deinen Gustl und er weiß gar nichts davon. Vielleicht hat er schon aufgeben. Er hat ja in den letzten Tagen gar nicht versucht, mit Jakob oder Katharina zu reden."

„Na ja, es ist nicht für den Gustl. Es interessiert mich einfach."

„Ich glaub dir einfach nicht, dass es nicht wegen dem Gustl ist."

„Doch und dann gibt's noch was. Der Gustl hat mit der Hauptzeugin, der Frau Grete Reinsfeld, nicht reden dürfen. Wir sollten als Frauen mit ihr ins Gespräch kommen. Dem Gustl als Polizist sagt sie doch auch nichts, weil er ein Mann ist."

„Woher willst du das wissen? Die redet doch nichts mit dem Gustl, weil sie eine Reaktionärin ist und nicht weil er ein Mann ist. Und wie stellst du dir das vor, dass du mit ihr redest? Lauerst du ihr auf oder was willst du machen?"

„Der Gustl hat gesagt, sie wohnt jetzt bei ihrer Schwester. Wir gehen dorthin …"

„Du gehst dorthin und sagst, dass du mit Frau Reinsfeld reden willst. Und die wird sicher gerne mit irgendeiner Frau reden, die auf der Straße wartet. Und dann erfährst du alles."

„Ich hab ja nicht gedacht, dass ich allein gehe. Eigentlich wollte ich, dass ihr mit mir geht's … Mir fällt da sicher was ein. Wir müssen wie feine Damen … Sie muss doch irgendein Freizeitvergnügen haben!"

Katharina verdrehte die Augen und Steffi schüttelte den Kopf: „Also wie soll das gehen? Noch dazu, wo uns die Reinsfeld doch kennt. Wir haben sie ja damals bedroht. Hat dir der Gustl das nicht erzählt?"

Katharina und Steffi erzählten ihre Geschichte vom Herbst. Agnes musste lachen, sowohl über den halb nackten Soucek,

die ausgezogenen Wachposten wie auch über die überraschte Frau Reinsfeld.

„Der Gustl hat mir erzählt, dass du auf den Soucek geschossen hast. Also du willst dich doch noch mehr mit ihm auseinandersetzen. Sonst wärst du doch nicht hingangen."

„Ich wäre lieber nicht hingegangen … Aber der Jakob war neugierig. Er wollte auch mit Frau Reinsfeld reden. Und zuerst hat der Soucek uns … Wir waren ja unerlaubt dort. Er hat dann Jakob eingesperrt und ich hab ihn wieder rausgeholt, als ich den Soucek verjagt hab."

„Na ja, es gibt dann noch andere Gründe …", sagte Steffi. Katharina wollte nicht von ihrer Vergewaltigung erzählen, aber irgendwie befriedigte sie das Interesse von Agnes, Soucek zu überführen. Obwohl sie keine Vorstellung davon hatte, wie sie das tun sollten.

„Und reden wir dann noch mit dem Jakob. Der kennt ja auch diesen Franz Hollenstein, dort wo sie den Steinhammer verhaftet haben. Jakob hat dem Gustl nichts Genaues darüber gesagt."

„Da gibt's mehr Beziehung als …", sagte Steffi, hielt aber sofort inne. Agnes wusste wahrscheinlich nichts von Jakobs homosexuellen Erlebnissen.

„Und vielleicht besuchen wir dann auch diesen Hollenstein", fuhr Agnes mit Begeisterung fort.

„Vielleicht redest du wirklich mit Jakob darüber. Ich weiß ja nicht, was er dir sagen will."

„Er wird mir sicher alles sagen, da bin ich überzeugt."

Katharina wusste, dass Jakob zwar ihr und Steffi gegenüber ganz selbstverständlich über seine Homosexualität sprach, aber trotzdem Angst davor hatte, dass es anderen, also auch Agnes bekannt würde.

*

Jakob war in der Halle geblieben, während sich die Frauen davor auf die Bänke gesetzt hatten, weil die Luft drinnen stickig und verraucht war. Katharina verabschiedete sich. Steffi und Agnes gingen hinein, um mit Jakob zu sprechen.

Frau Reinsfeld

Katharina hörte, wie Franzi jemandem die Türe aufmachte: „Die Agnes will mit dir reden." Franzi ging zu ihrem neuen Freund, und Katharina setzte sich mit Agnes ins Wohnzimmer. Ihr war es ganz recht, abgelenkt zu sein von ihrer Sehnsucht nach Leo. Und sie hatte auch mit niemandem mehr über die Vergewaltigung gesprochen.

„Mir hat der Gustl erzählt, dass die Reinsfeld wieder in der Edmund-Weiß-Gasse wohnt."

„Mir hat Jakob erzählt, dass sie den Gustl ausgetrickst haben und der Hacki davon ist …"

„Ja, das weiß ich auch. Aber es geht um die Frauengeschichte. Wir müssen das nutzen, um mit dieser Reinsfeld ins Gespräch zu kommen. Wir ziehen uns als feine Damen an und fragen, ob sie sich an irgendwelchen Unterstützungssachen für die Deutschen in unseren Grenzländern beteiligen will …"

„Ich darf aber nicht das Kleid von ihr anziehen …" Sie wollte einen Witz machen, redete aber nicht weiter.

„Was?"

„Wie wir in der Villa waren, hab ich mir mein Kleid zerrissen und hab mir eins aus dem Kasten von der Reinsfeld genommen." Sie hatte bisher gar nicht daran gedacht, dass sie auch eine Diebin ist. Aber dieser Reinsfeld würde wahrscheinlich gar nicht auffallen, dass etwas fehlte.

„Ja, natürlich. Und wenn du ein anderes Kleid anhast als sonst und einen Hut oder die Haare anders, erkennt sie dich sicher nicht. Sie hat dich doch sicher nicht so genau gesehen."

„Aber ich mag gar nicht so gerne wieder hingehen. Das wirst du wohl verstehen.“ Katharina überlegte, ob sie doch von der Vergewaltigung erzählen sollte.

„Ich weiß schon, du hast Angst, dass der Soucek wieder da ist und dir dann vorwirft, dass du auf ihn geschossen hast. Oder dich einfach erschießt, weil er weiß, dass ihm nichts passiert …“

Wenn es nur das wäre! Erschossen zu werden oder vielleicht ihn zu erschießen würde ihr mehr gefallen als das, was ihr passiert war. „Na ja …“, wieder wollte sie anfangen, doch mehr zu erzählen, ließ es aber abermals. Sie hatte das Gefühl, Agnes sei bloß an Geschichten interessiert und nicht daran, wirklich etwas zu tun.

„Ich merk schon, du willst nicht hingehen. Ich versteh dich ja …“

„Ich bin mir einfach nicht sicher“, schloss sie und dachte daran, dass sie ja wusste, wo Soucek in der Taborstraße wohnt. Wäre es nicht viel besser, ihn dort aufzusuchen und gleich zu erschießen?

*

Das Café Parsival, gleich ein paar Häuser weg von ihrer Wohnung, war ein Treffpunkt von Künstlern und wenigen Künstlerinnen und solchen, die es gerne wären. Schon während des Krieges waren Frauen mehr in öffentlichen Kaffeehäusern zu sehen. Das Parsival war aber auch eine Lokalität, in der sich bürgerliche Damen aus der Umgebung sehen ließen. Katharina war schon öfter alleine oder mit anderen dort gewesen.

Katharina und Franzi ließen ihre Blicke durch das Lokal schweifen, um nach zwei freien Plätzen zu suchen. Gleich am gegenüberliegenden Tisch saßen zwei Frauen, eine davon schaute in Richtung Katharina. Zuerst dachte sie noch: Die kenne ich doch. Sie blickte noch einmal hin, ja es war die Reinsfeld. Ka-

tharina drehte sich weg. Sie ging schnell an dem Tisch vorbei in den hinteren Bereich des Lokals, wo sie sich mit Franzi in eine Nische hinter der Garderobe setzte.

„Das war die Reinsfeld“, sagte sie zu Franzi.

„Die hat dich offensichtlich nicht erkannt. Ich hab schon gemerkt, dass du stutzig geworden bist, ich hab dann genauer hingeschaut. Sie hat dich, glaub ich, wirklich nicht erkannt.“

„Oder zumindest so getan, wie wenn sie mich nicht kennt. Ob sie öfter da ist? Früher hab ich sie da nie gesehen.“

Als sie gingen, waren die Reinsfeld und die andere Frau nicht mehr da.

*

Als Katharina Agnes erzählte, dass sie die Reinsfeld im Parsival gesehen hatte, war diese ganz begeistert: „Da gehen wir hin. Da kommen wir mit ihr ins Gespräch. Ich hab da auch eine Idee. Du gehst hin, zeigst ihr, dass ihr euch kennt und beschimpfst sie als Reaktionärin, und ich komme dann dazu und verteidige sie. So gewinne ich ihr Vertrauen und kann mit ihr näher bekannt werden. Du gehst dann und setzt dich woanders hin, behältst mich aber im Auge.“

„Ach ja, aber ich will doch gar nicht mit ihr reden.“

Trotzdem ging sie zweimal mit Agnes ins Café Parsival, aber die Reinsfeld war nie mehr da. Es war nicht klar, ob Agnes enttäuscht war, dass die „Verschwörung“ nicht funktioniert, oder ob sie nur eine fantasievolle Geschichte erleben wollte.

„Wir müssen doch in die Villa“, beendete Agnes ihr letztes Treffen. Katharina kam alles sinnlos vor, aber irgendwie ging es sie ja doch an.

*

Sie erinnerte sich, wie sie vor einigen Tagen mit Jakob hinaufgegangen war, als sie sich mit Agnes der Villa näherte. Die Ent-

scheidung traf sie, weil Hacki bei Jakob aufgetaucht war. Es musste also doch weitergehen, auch wenn es völlig sinnlos war. Wie sollten sie die Reinsfeld dazu bringen, öffentlich oder vor der Polizei zuzugeben, dass Soucek der Mörder war? Wahrscheinlich müssten sie sie doch bedrohen.

„Ich sage, ich bin eine neue Nachbarin ein paar Häuser weiter und ich möchte die besseren Leute kennenlernen …"

„Du kannst nicht sagen, die besseren Leute …"

„So hab ich das nicht gemeint. Natürlich sag ich das nicht so, aber ich muss mich so verhalten."

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass es etwas nutzt. Wir müssten etwas finden. Die hat sicher irgendwelche Leichen im Keller, womit wir sie erpressen können."

„Wenn, dann war ihr Mann der Ungustl und sie war die brave Frau, die kein Wässerchen trüben kann. Männer erwischt man im Puff. Aber Frauen? Außerdem kannst du keinen Mann mit einem Bordellbesuch erpressen."

Agnes läutete an. Als die Tür aufging, zog sich Katharina hinter einen Vorbau des Nachbarhauses zurück. Die Reinsfeld bat Agnes hinein und dann verging die Zeit viel zu langsam. Sie sollte sich eigentlich denken, dass es ein Erfolg sei, wenn Agnes so lange bleiben könne. Sie wünschte sich fast, dass sie rausgeschmissen würde. Jedenfalls nicht diese Ungewissheit …

Und dann sah sie Soucek die Straße heraufkommen. Sie versteckte sich, konnte aber sehen, dass er zur Villa der Reinsfelds ging. Er ging hinein, ohne anzuläuten, er schien zu wissen, dass die Tür nicht verschlossen ist. Katharina bekam Angst um Agnes. Aber sie beruhigte sich damit, dass sie ja nicht allein mit Soucek dort war. Sie war schon nahe daran gewesen, zu gehen, weil sie sich einen Erfolg erwartete. Sie hatten sich ja einen späteren Treffpunkt in einem Kaffeehaus in der Währinger Straße ausgemacht. Das Auftauchen von Soucek ließ sie aber bleiben. Noch viel mehr Zeit verging. Agnes kannte ja Soucek

nur aus Erzählungen. Aber er hatte sich doch sicher vorgestellt, sodass sie wissen musste, wer er war. Oder die Reinsfeld hatte ihn vorgestellt.

Schließlich ging die Haustüre auf. Katharina atmete schon erleichtert auf, weil sie dachte, dass Agnes herauskommen würde. Aber es war die Reinsfeld. Sie ging die Edmund-Weiß-Gasse hinunter, dann die Köhlergasse Richtung Währinger Straße. Agnes war allein mit Soucek! Katharina bekam Angst um sie. Sie wartete weiter. Die Reinsfeld ist sicher nur kurz weggegangen und wird gleich wiederkommen. Soucek kann Agnes doch nichts tun, weil er damit rechnen muss, dass die Reinsfeld zurückkommt. Oder haben sie sich abgesprochen? Die Reinsfeld verschweigt ja auch, dass Soucek der Mörder ist. Ist sie weggegangen, um Agnes dem Soucek zu überlassen? Katharina versuchte, diese Gedanken zu verscheuchen. Nur weil er sie vergewaltigt hatte, musste das doch nicht auch Agnes passieren? Wieso kommt die Reinsfeld nicht zurück?

Dann holte sie ihre Pistole aus der Tasche, entsicherte sie und stürzte durch die Eingangstüre. Als sie im Vorraum stand, sah sie, dass die Türe zum Wohnzimmer, die beim letzten Mal noch versiegelt war, offen stand. Drinnen saßen Agnes und Soucek mit einem Glas Kognak in der Hand.

Katharina blieb erstaunt in der Türe stehen und richtete die Pistole auf Soucek.

„Wir werden uns wohl nicht mehr los. Das muss wohl Liebe sein“, lachte der.

„Das ist Herr Johann Soucek. Sie kennen sich?“, versuchte sich Agnes zu verhalten, als hätten sie nichts miteinander zu tun. Agnes konnte wirklich gut schauspielern. Auch wenn das, was sie gesagt hatte, nicht so wirklich passte.

„Katharina Mayerhofer. Ja, wir kennen uns. Und wir sind per Du miteinander. Oder? Du hast immer du gesagt. Und außerdem sind wir uns schon recht nahe gekommen.“

Katharinas Pistole zitterte in ihrer Hand. Sie wusste nicht, warum, aber sie steckte sie in die Tasche.

„Du solltest sie sichern, bevor du sie wieder in die Tasche steckst“, machte sich Soucek über sie lustig. Katharina zog den Hebel zurück.

„Ich weiß ja, warum ihr gekommen seid. Und ich kenne Sie auch, Agnes Breitwieser. Auch wenn Sie sich nur als Agnes vorgestellt haben. Oder darf ich auch du zu dir sagen. Ich weiß, dass dein Verlobter August Thiel ist. Mit dem hab ich so meine Probleme. Und ich weiß, wo ihr wohnt, also seid vorsichtig. Der soll nicht länger herumsuchen. Der Mörder ist dem Trottel ja leider entkommen. Ah, Entschuldigung, das ist ja dein Verlobter. Und ich glaub, ihr geht jetzt besser. Wenn ihr Frau Grete Reinsfeld aushorchen wollt, müsst ihr früher aufstehen.“

Die Türe ging auf und die Reinsfeld kam herein: „Alles muss man selber holen, weil es kein Personal gibt“, sagte sie. „Ich wollte meine Gäste ja ungern alleine lassen …“ Sie sah Katharina und verstummte.

„Deine Gäste wollten gerade gehen! Und diese Katharina Mayerhofer kennst du. Das war die, die dich und deinen Mann im Herbst bedroht hat. Die beiden sind nur gekommen, um dich auszuhorchen. Diese Agnes ist übrigens die Verlobte von dem Polizisten, mit dem ich nur Schwierigkeiten habe …“

*

Als sie gingen, erzählte Agnes, dass alles sehr gut angefangen habe. Die Reinsfeld habe sich als Grete vorgestellt, habe aber schon angekündigt, dass ein Gast kommen werde. Sie habe sofort gewusst, dass das der Soucek war, bevor er vorgestellt wurde, obwohl sie ihn nicht kennt. Und der hätte auch freundlich getan, so wie wenn er sie nicht kennt, und sie wirklich eine Nachbarin wäre. So hätten sie Kognak getrunken, um zu warten, bis die Reinsfeld wiederkommt.

Jetzt erzählte Katharina Agnes auch, dass sie Soucek das letzte Mal in der Villa vergewaltigt hatte, ohne jedoch auf Details einzugehen.

„Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich dich nicht mitgenommen.“ Agnes hatte Tränen in den Augen, während Katharina ganz kühl erschien.

„Nein, es ist schon gut so. Ich wundere mich, dass ich ihn nicht erschossen habe. Aber ich war so überrascht, wie ihr friedlich da gesessen seid. Obwohl mich dieser Soucek immer wieder provoziert. Er muss sich wohl sehr sicher sein. Wieso weiß er, dass ich nicht schieße? Er hält mich wohl für eine schwache Frau.“

Stiftkaserne

Am Sonntag, dem 13. April, zogen die Heimkehrer und Invaliden vor das Parlament. Sie brachen die Sitzung ihrer Bezirksgruppe ab, um an der Demonstration auf dem Ring teilzunehmen. Als sie hinkamen, stand ein Invalider auf einem der Parlamentsbalkone und hielt einen alten Trommelrevolver in die Luft. Sie konnten nicht hören, welche Drohungen er ausstieß. Insgesamt blieb die Aktion erfolglos.

Im Anschluss daran saßen Jakob, Steffi und Katharina noch mit einigen Kommunisten zusammen.

Ein gewisser Theodor sagte: „Solche ungeplanten Aktionen sind doch völlig falsch. Das führt nur in die Niederlage. Du wirst sehen, das bringt die Leute dazu, sich zurückzuziehen …“

„Und du glaubst, die Werbeveranstaltungen für die KPDÖ sind anders? Da wird dann erzählt, wie wichtig die Räte sind und das Publikum muss das glauben oder nicht. Statt wirklich was zu tun.“

„Verfrühte Aktionen nutzen nur der Reaktion. Die werden niedergeschlagen und die Leute bleiben daheim.“

„Oder sie gewinnen wie die Eisenbahner, die tatsächlich eine Lohnerhöhung erkämpfen. Das motiviert, weiter was zu tun …“

„Um Vertrauen in die Sozialdemokratie zu bekommen …“

„Die haben nachgeben müssen. Nur Erfolge können die Leute weiter aufstacheln.“

„Nein, man muss die Leute dazu bringen, unerfüllbare Forderungen zu stellen …“

„Du widersprichst dir selbst, zuerst sagst du, die Leute sollen lieber nichts tun, und dann willst du, dass sie unrealistische Forderungen aufstellen, wo sie erst recht eine Niederlage erleiden."

„Es geht darum, das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Räterepublik zu schaffen."

„Es geht nicht um das Bewusstsein, natürlich schon auch, aber es geht um die Kämpfe, nur in den wirklichen Kämpfen findet eine Entwicklung statt. Und die Kämpfenden müssen sich in Komitees und in Räten organisieren. Sie tun das sowieso, wenn sie streiken und demonstrieren und nicht, weil sie ein Bewusstsein von einer Räterepublik haben." Zum Schluss war Katharina ziemlich laut geworden, erntete aber Zustimmung von Steffi und Jakob.

*

Alle sprachen davon, dass die Revolution in der Luft läge. Nicht nur wegen der ungarischen und der bairischen Räterepublik, sondern auch wegen der Vielzahl an Demonstrationen und Unruhen in Wien und den Bundesländern. Unterstaatssekretär Deutsch setzte Josef Frey als Vorsitzenden des Vollzugsausschusses der Wiener Soldatenräte ab. Ein Zeichen, dass die revolutionäre Stimmung tief in sozialdemokratische Kreise eingedrungen war. Sie trauten ihm wohl zu, mit der Revolution mitzugehen.

*

Der Arbeitslosenausschuss der Föderation kündigte für den Gründonnerstag, den 17. April, eine Demonstration an, zu der auch die Heimkehrer und die Invaliden aufmarschieren wollten. Alle sollten sich am Nachmittag vor dem Parlament treffen. Bisher war es so gewesen, dass die einzelnen Gruppen immer wieder getrennte Kundgebungen durchgeführt hatten, nun fan-

den mehrere parallel zueinander statt, was die Herrschenden als Bedrohung empfanden.

*

Tausende Arbeitslose, unter ihnen viel Frauen, trafen sich vor dem Rathaus. Sprecher und Sprecherinnen der verschiedenen Arbeitslosenkomitees hielten Reden. Es waren kommunistische, sozialdemokratische, arbeiterzionistische Genossinnen und Genossen, viele waren von der Föderation oder mit einem Naheverhältnis zu ihr. An einer Ecke des Rathausplatzes sprach Steffi. Die meisten von ihrer Bezirksgruppe hielten sich dort auf. Die Reden gingen schon dem Ende zu und die arbeitslosen Männer und vielen Frauen wurden unruhig. Alle warteten auf den Zug der Heimkehrer und Invaliden, eine durch die kommunistische Partei dominierte Demonstration aus dem Prater.

Als Erstes kamen zwei Automobile überfüllt mit Männern, die aufgrund verschiedener Gebrechen nicht so gut gehen konnten. „Die haben sie unterwegs für die Invaliden requiriert", sagte einer zu ihnen. Danach folgte der Zug von Tausenden Heimkehrern und Invaliden, denen es leichter fiel, zu gehen. Die kommunistische Dominanz zeigte sich an der auffälligen Disziplin: Männer und wenige Frauen mit roten Armbinden trennten die Demonstrierenden mit Tafeln ihrer Bezirksaffilition und Transparenten wie „Hoch die soziale Republik!" und „Proletarier aller Länder vereinigt euch!" von den am Rand stehenden Neugierigen. Die Angst vor Provokationen war offensichtlich groß. Auch unter die Heimkehrer mischten sich einige Frauen, Freundinnen, Töchter, aber vor allem Mütter. Die Arbeitslosen applaudierten. Ein Teil von ihnen schloss sich dem Zug Richtung Parlament an. Da es aber so viele waren, dass der Abgang stoppte, suchten andere Arbeitslose ihren Weg in die Stadiongasse und von dort an die Hinterseite des Parlaments. Schließlich war dieses von allen Seiten von den Massen umschlossen.

Die Menschenmenge stockte und kam bei der Stadiongasse auch nicht mehr weiter. Nach einer Weile hörten sie weit entfernt davon ein oder zwei Schüsse, dachten sich aber nichts Besonderes, es war einfach laut. Dann schwoll der Lärm in einiger Entfernung an. Demonstrierende drängten sich in diese Richtung: „Die Berittenen gehen mit dem Säbel auf uns los!“ Immer wieder waren vereinzelte Schüsse zu hören, dann beruhigte sich die Situation wieder: „Die haben die Kieberer wahrscheinlich vertrieben.“ Im Gegensatz zur Schießerei am 12. November 1918 entstand dieses Mal keine Panik, sondern die Leute duckten sich bloß oder warfen sich auf den Boden, aber sie entfernten sich nicht von den Auseinandersetzungen. Es war auch nicht ganz klar, was passiert war.

Parolen kamen auf: „Wir brauchen Waffen!“ „Die Volkswehr muss mit uns demonstrieren!“ „Wir müssen zu den Kasernen.“ Katharina schlug vor: „Die Stiftkaserne ist gleich da.“ Etwa 150 oder 200 zogen über die Lastenstraße zur Mariahilfer Straße und diese dann hinauf. Vor dem Eingang der Kaserne war ein Kordon von Volkswehrsoldaten aufgezogen. Steffi und Katharina diskutierten mit ihnen: dass die Polizei geschossen habe und Berittene auf die Demonstranten losgegangen seien. Sie würden nur auf einen Befehl von oben warten, meinten diese. Viele junge Frauen und Männer hängten sich ein und drängten durch den lockeren Kordon, sodass die Menge das Tor stürmen konnte. Katharina fühlte sich im Anschluss gar nicht wohl in der Enge der Masse in der Toreinfahrt. Untergehakt drängten Katharina und Steffi zum Hofeingang. An der Seite stand ein Volkswehrsoldat: „Ich bin der zuständige Soldatenrat Cihak, gehen Sie zurück, sonst lasse ich auf Sie schießen.“

Sie waren gerade in den Hof gekommen. Soldaten wurden eben damit fertig, ein Maschinengewehr schussbereit aufzustellen, und richteten es gegen die hereinströmende Menge. Wie alle anderen drängten Katharina und Steffi zurück, ein

Teil schob sich in den schmalen Hausflur, andere versuchten, wieder auf die Straße hinauszugelangen, wo noch immer Menschen hereindrängten.

Sie hörten, wie von draußen gerufen wurde: „Die Kieberer kommen.“ Katharina argumentierte lautstark mit den Volkswehrsoldaten: Sie müssten ihnen doch gegen die Staatsmacht helfen.

Draußen waren Schüsse zu hören. Sie sahen, wie einige Beamte der Stadtwache entwaffnet worden waren. Ein junger Mann hielt triumphierend mehrere erbeutete Revolver in die Höhe. Jetzt drängten die Volkswehrsoldaten nach vorne und setzten das erste Mal ihre Gewehre, allerdings ohne Bajonette, gegen die Demonstrantinnen und Demonstranten ein, indem sie wie mit Knüppeln auf sie einschlugen. Dadurch befreiten sie zwei durch einige Platzwunden lädierte Wachebeamte und geleiteten sie in die Kaserne.

*

Zurück auf dem Weg zum Parlament sahen sie in der Stadiongasse das Gerippe eines Pferdes liegen. Das Fleisch war von den Knochen gelöst worden und von hungrigen Demonstrantinnen mitgenommen. Vor dem Gebäude war inzwischen wieder alles ruhig. Die Polizei hatte sich zurückgezogen, die Volkswehr, in freundlicher Unterhaltung mit den Demonstrierenden, zernierte das Parlament. Aus der Richtung der Universität und aus dem ersten Bezirk hörten sie Schüsse. Die Kämpfe hatten also begonnen und verlagerten sich in die Stadtviertel.

Wieder in der Taborstraße

„Gehen wir in die Taborstraße. Ich will Rache. Gehen wir zu Soucek. Und wenn es möglich ist, erschieße ich ihn“, sagte Katharina mit einer vom vielen Schreien und Rufen schon heiseren Stimme zu Steffi. „In dem Chaos fällt es nicht auf, wenn ihm etwas passiert.“

„Wieso soll er in der Taborstraße sein? Der ist sicher im Dienst, in der Zentrale oder irgendwo unterwegs.“

„Wir suchen ihn. In die Zentrale können wir natürlich nicht. Wenn er nicht da ist, zerstören wir seine Wohnung.“

„Ich versteh dich. Ich hasse den Soucek auch, aber ich geh nur mit, weil ich damit rechne, dass wir ihn nicht treffen.“

Sie gingen durch den ersten Bezirk. Nicht beim Burgtheater, dort hörten sie Schüsse und Lärm, sondern durch das Heldentor und über den Kohlmarkt. In der Inneren Stadt war es gespenstisch still und leer, es waren auch keine Wachebeamten auf der Straße. Als zwei Frauen alleine würden sie wahrscheinlich zuvorkommend behandelt, damit sie sicher nach Hause können.

Sie waren fast enttäuscht, wie ruhig es im zweiten Bezirk war. Sie hatten sich erwartet, dass das jüdische Proletariat kämpfend auf der Straße sein werde. Im Gegenteil, während im ersten Bezirk alle Ladenlokale verbarrikadiert und verschlossen waren, schien das Leben hier zu sein wie immer. Die Geschäftigkeiten gingen wie normal weiter. Ja, die jüdische Bevölkerung brauchte keine Angst vor der proletarischen Revolution haben.

Das Haustor in der Taborstraße war verschlossen. Sie war-

teten, bis jemand hineinging oder herauskam. Es war ja noch viel los auf der Straße.

„Vielleicht kommt Soucek nach Hause. Ich würd ihn gerne auf der Straße erwischen."

Endlich kam jemand, sie sprangen zum Tor, bevor es ganz eingeschnappt war. Sie warteten ein bisschen mit dem geöffneten Spalt, dann gingen sie nach oben. Die Wohnungstür von Soucek war gut gesichert. Katharina gab ihr einen Tritt, sie gab keinen Millimeter nach. Der Lärm des Schlages hallte durch den Gang.

Steffi holte einen Dietrich aus ihrer Tasche: „Als Revolutionärin muss man vielseitig sein."

„Kannst du das?"

„Warum glaubst du, habe ich so ein Ding?" Sie brauchte nicht lange und die Türe ging auf. Es war klar, dass Soucek nicht da war. Katharina riss den Kleiderständer neben der Türe um, der mit lautem Krach zu Boden fiel: „Komm, wir zerlegen die Wohnung."

Steffi legte den Finger auf ihren Mund, um zu zeigen, dass sie leise sein sollten. Und dann rissen sie vorsichtig alle Laden heraus und kippten sie auf den Boden, schütteten kalten Kaffee und Wasser über die Bücher, zerbrachen alle möglichen Utensilien, versuchten dabei aber, leise zu sein.

„Anzünden?" Katharina war wirklich wütend.

„Hast einen Vogel! Es wohnen ja noch andere im Haus."

Nachdem sie einige Minuten gewütet hatten, verließen sie das Haus. Auf der Straße hüpften sie und lachten. Sie freuten sich, dass sie es dem Soucek gezeigt hatten.

„Wir gehen in die Edmund-Weiß-Gasse. Dort ist er ja sehr oft. Vielleicht ist es ihm wichtiger, bei seinen Konterrevolutionären zu sein als bei der Polizei." Die Unruhen schienen vorbei zu sein, die Stadtbahn, mit der sie nach Gersthof fuhren, verkehrte ganz normal.

VI.

Soucek ist der Mörder

Gustl beendete das Verhör von Herrn Steinhammer, er erwartete sich kein Geständnis. Die Beweise, dass er der Mörder war, waren weitgehend, aber nicht entscheidend. Wichtig war, herauszufinden, warum Frau Grete Reinsfeld gelogen hatte. Von der Liesl war es nicht weit in die Liechtensteinstraße, wo sie bei ihrer Schwester wohnte.

Als ihm eine Frau öffnete, wies er sich als Kriminalpolizist aus und verlangte, Frau Reinsfeld zu sprechen. Diese ließ sich aber entschuldigen, sie sei unpässlich. Er könne doch nicht in die Wohnung von Frauen eindringen, wenn sie nicht schicklich gekleidet seien. Tatsächlich wäre es ein Affront gewesen, wenn er sich mit Gewalt Zutritt verschafft hätte. Es war zwar vieles in Umwälzung, aber reiche Frauen wollten nicht belästigt werden, auch nicht von der Polizei.

*

Als er am nächsten Morgen in die Arbeit kam, verkündete ihm Kommandant Schneeberger, dass er sich sofort in die Polizeizentrale begeben solle, und Herrn Soucek aufzusuchen. Er ging dorthin und klopfte an dessen Bürotüre. Der erwartete ihn schon.

„Sie gehen sehr weit in Ihren Eigenmächtigkeiten. Ich habe geglaubt, dort draußen können Sie kein Unheil anrichten. Aber es ist doch völlig unmöglich, Frau Grete Reinsfeld, gerade vom Tod ihres Mannes betroffen, zu belästigen. Sie können kein guter Polizist sein. Ein Kriminalbeamter muss einfühlsam

sein. Aber Sie haben sich etwas in den Kopf gesetzt und glauben, dem folgen zu müssen, ob es nun stimmt oder nicht."

„Aber es ist doch wichtig zu wissen, warum diese Frau Grete Reinsfeld gelogen hat. Es ist ja inzwischen klar, dass es dieser Jakob Bruckbauer nicht gewesen sein kann."

„Er ist ein Bolschewik und ihm ist alles zuzutrauen …"

„Aber es gibt inzwischen Beweise, dass es dieser Hartmut Steinhammer sein muss. Die Aussage einer Nachbarin …"

„Ich bin noch immer nicht überzeugt davon. Aber nehmen wir an, er ist es tatsächlich. Das ist noch kein Grund, die betroffene Gattin des Toten zu belästigen."

„Aber sie hat eindeutig gelogen."

„Sie werden nichts mehr mit diesem Fall zu tun haben. Sie dürfen keine Verhöre mehr durchführen und insbesondere dürfen Sie die Villa in der Edmund-Weiß-Gasse nicht mehr betreten. Ich werde selbst diese Agenden übernehmen."

Gustl überlegte, was er sagen sollte. Soucek war ja nicht einmal sein direkter Vorgesetzter. Es wäre doch viel besser, wenn ein anderer, etwa dieser Major David Bronstein, den Fall übernehmen würde. Soucek war immerhin durch den Kontakt mit der Gruppe von Reinsfeld direkt involviert, also eigentlich befangen.

Gustl hätte sich doch denken können, dass Soucek jeden Vorschlag abschmettern würde: „Es handelt sich eindeutig um eine politische Aktion, der Verdächtige war ein Bolschewik, also fällt das in den Zuständigkeitsbereich der Staatspolizei. Ich habe auch schon mit Doktor Brandl geredet. Er hat mir bereits das Atout gegeben. Ziehen Sie sich in Ihr Hinterzimmer zurück und drehen Sie wieder Däumchen, wie der Doktor Brandl schon zu Ihnen gesagt hat. Ihre einzige Arbeit in den nächsten Tagen wird es sein, einen genauen Bericht über Ihre Nachforschungen zu schreiben und ihn mir abzuliefern, damit ich die Sache weiterverfolgen kann."

„Und passen Sie auf Ihre Verlobte Agnes auf!“, rief er noch, als Gustl schon bei der Tür draußen war.

Sollte er zum Doktor Brandl gehen? Stimmte das, was Soucek von sich gab? Aber er hatte nicht die Position inne, sich zu beschweren. In der Polizei war er ein Außenseiter, von niemandem anerkannt und von niemandem akzeptiert. Er nahm sich vor, mit Major Bronstein zu sprechen. Aber vorher wollte er sich noch das Alibi von Jakob bestätigen lassen. Und dann wollte er noch einmal die Nachbarin befragen, die diesen Hartmut Steinhammer gesehen hatte. Dazu musste er ja die Villa nicht betreten.

*

Das Gespräch mit Jakob und seinen beiden Mitbewohnerinnen war schnell erledigt. Später läutete er im Haus Edmund-Weiß-Gasse Nr. 21. Frau Freunding begrüßte ihn freundlich und lud ihn ein, sich zu ihr ins Wohnzimmer zu setzen. Sie wiederholte noch einmal, was sie gesehen hatte. Mit ihnen im Wohnzimmer saß ihre Tochter Maria. Diese war unruhig. Wenn ihre Mutter wegschaute, schien sie ihm zu deuten, dass sie etwas zu sagen hätte.

„Wo ist denn das Badezimmer?“, fragte Gustl.

Die Tochter verstand sofort: „Ich zeige es dem Herrn Thiel. Kommen Sie mit mir hinauf.“

Auf dem Weg dorthin flüsterte sie Gustl zu: „Ich hab was gesehen, aber das darf Mama nicht wissen. Ich war nämlich auch da, aber meine Mutter glaubt, ich war im Zimmer und hab geschlafen. Wie sie mich gefragt hat, ob ich Schüsse gehört hab, hab ich gesagt, ja, ich hab sie gehört, aber ich hab mir nichts Besonderes gedacht und weitergeschlafen.“

„Was ist geschehen?“

„Ich war in unserem Schuppen, dort, wo wir so Gartengeräte drinnen haben. Und ich war nicht allein.“

„Es gibt also einen zweiten Zeugen?“

„Ja, aber meine Mutter darf das nicht wissen. Wir waren da im Schuppen. Ich glaub, ich muss hinuntergehen, sonst kommt es Mama komisch vor. Aber wir müssen noch reden. Kann ich zu Ihnen auf die Polizeistation kommen?“

Gustl ging im Badezimmer auf den Abort und wusch sich danach die Hände. Er kehrte wieder ins Wohnzimmer zurück. Frau Freuding wollte noch einen Kaffee machen: „Sie wissen schon, es ist nicht so leicht ohne Personal.“

Kaum war ihre Mutter draußen, platzte es wieder aus ihrer Tochter Maria heraus: „ Also ich bin mit Peter, meinem Freund, im Schuppen da draußen gewesen. Sie wissen schon. Das darf meine Mutter nicht wissen. Und wir kriegen immer genau alles mit, was vor dem Nachbarhaus passiert. Also, wenn wir schauen, sehen wir alle Personen kommen und gehen. Wir haben uns noch nichts Besonderes gedacht, wie wir gehört haben, dass wer gekommen ist. So ein älterer Typ, der auch öfter da ist. Sonst sind ja hauptsächlich so junge Burschen da. Außer dem Herrn Reinsfeld und manchen Offizieren ist das der einzige Ältere, ein Zivilist. Wir haben auch schon so Geschichten gehört, dass er bei der Polizei ist. Wir waren zwar beschäftigt, haben aber doch rausgeschaut. Und dann ist die Schießerei losgegangen, also die Schüsse. Es war eindeutig aus dem Haus. Da haben wir wieder geschaut. Wir, Sie wissen schon, hätten gern was anderes getan, aber da sind wir so aufgeregt gewesen, dass wir uns nur ruhig verhalten und hinausgeschaut haben. Dann haben wir noch gesehen, wie oben bei der Mutter das Licht angeht. Wir haben uns nicht gerührt. Und dann kommt dieser Typ daher, von dem sie erzählt hat, geht hinein und kommt danach wieder raus. Also geschossen worden ist, bevor der gekommen ist …“

Die Mutter kam herein: „Was gibt’s so viel zu erzählen?“

„Ja, ich hab erzählt, wie ich wegen der Schüsse nicht schlafen hab können.“

Als ihre Mutter noch einmal hinausging, sagte Maria noch: „Ich komm mit meinem Freund in die Polizeistation. Dann erzähle ich das genauer. Also nur kurz. Dieser ältere Mann ist dann herauskommen und später auch die Frau Reinsfeld. Und beide sind sehr schnell weggegangen."

„Kommen Sie heute Nachmittag mit Ihrem Freund!"

Als Frau Freuding wieder hereinkam, trank Gustl noch einen zweiten Kaffeeersatz. Sie redeten nicht mehr viel. Es war eindeutig, dass dieser ältere Mann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Mörder war.

Während sie so da saßen, hörten sie wieder Schüsse. Gustl versicherte den beiden Frauen, dass er sofort in der benachbarten Villa nach dem Rechten sehen werde. Er nahm sich vor, hineinzugehen, obwohl es ihm verboten war.

*

Draußen stieß er auf Jakob und Katharina, die offensichtlich in Reinsfelds Villa eingedrungen waren und dort Soucek überrascht und verjagt hatten. Katharina hatte auf ihn geschossen. Die beiden bestätigten, dass jetzt niemand mehr in der Villa sei. So ging er nicht hinein, sondern machte sich neuerlich auf den Weg in die Zentrale, um Doktor Brandl zu sprechen.

Doktor Brandl

Eigentlich wusste er nicht recht, wie er es sagen sollte. Sollte er nicht zuerst eine genaue Zeugenaufnahme machen und auch verschriftlichen, als nur vom „Hörensagen“ zu reden? Andererseits, wieso sollte etwas, was er geschrieben hatte, überzeugender sein, als was er sagte? Die Wahrheit verändert sich ja dadurch nicht. Außerdem sollte es schnell gehen. Er musste erreichen, dass er den Mordfall weiter untersuchen kann. Erst recht oder gerade weil Soucek der Mörder sein musste.

„Schon wieder Sie“, empfing ihn Doktor Brandl. „Aber irgendwie hätte ich mir das denken können. Herr Soucek hat mich ja schon informiert.“

Wie sollte er Brandl eröffnen, dass Soucek sein Hauptverdächtiger ist? Jetzt verfluchte er, dass er nicht mit Protokoll gekommen war.

„Es gibt neue Zeugenaussagen. Und die beweisen, dass der Mörder jemand anderer gewesen sein muss und nicht dieser Hartmut Steinhammer.“

„Und wer ist es?“

Gustl wollte nicht gerne mit dem Namen herausrücken. „Es ist eine Person, von der man es nicht erwarten würde. Ich habe nur eine informelle Zeugenaussage, die erst formal bestätigt werden muss. Ich möchte Sie vor allem bitten, dass ich aus diesem Grund den Fall weiterführen darf.“

„Ich wüsste nicht, wieso ich das befürworten soll. Herr Soucek ist nicht nur ein verlässlicher Beamter, sondern auch ein Freund von mir. Und der hat keine gute Meinung über Sie.“

„Darf ich wenigstens noch diese eine Zeugeneinvernahme durchführen?“ Er hätte sie einfach vornehmen sollen und erst nachher zu Doktor Brandl gehen, aber nun war es zu spät.

*

Am Nachmittag kamen die beiden jungen Leute zu ihm in die Schulgasse. Ihre Mutter wusste zwar, dass sie befreundet waren, überwachte sie aber immer, wenn Peter auf Besuch war. Darum trafen sie sich im Vorbau, um Intimitäten auszutauschen. Gustl bemühte sich, ihre Beobachtungen ganz genau aufzunehmen, und fragte immer wieder nach, damit das Protokoll wirklich eindeutig war. Dieser ältere Mann, der vor den Schüssen gekommen und nach Hackis Eintreffen gegangen war, war die Schlüsselfigur. Aus den verschiedenen Gesprächen, besonders mit Jakob, aber auch mit anderen, schloss Gustl, dass es sich nur um Soucek handeln konnte.

*

„Wer sagt denn, dass dieser ältere Mann Soucek war?“, fragte Doktor Brandl, als er das Protokoll überflog. Gustl hatte sich bemüht, die Zeugenaussage ganz genau zu protokollieren. Und er hatte sie auch so formuliert, dass es sich wahrscheinlich um Soucek handelt musste. Aber er hatte keinen absoluten Beweis dafür.

„Sie verdächtigen ihn nicht zum ersten Mal. Sie hassen ihn, weil er nicht ihre Gesinnung teilt. Ich will nichts mehr mit Ihnen zu tun haben. Suchen Sie mich auf keinen Fall mehr auf. Ziehen Sie sich in Ihr Hinterzimmer zurück und lassen Sie die Reinsfelds, ihre Nachbarn und ihr Umfeld in Ruhe. Sie werden mit diesem Fall nichts mehr zu tun haben. Sie behalten wenigstens weiter Ihre Bezüge und müssen nicht wie viele andere von der Hand in den Mund leben. Aber wenn noch irgendwas passiert, werde ich Sie ganz suspendieren.“

Als sich Gustl zum Gehen wandte, rief ihm Brandl noch nach: „Sie sind doch Sozialdemokrat? Vielleicht kann ich Sie doch noch einmal brauchen. Aber nicht als Kriminalbeamten, sondern als Sozialdemokraten.“

„Auf Wiedersehen.“

„Vielleicht muss ich Sie doch noch einmal sehen.“

Reingelegt

In den folgenden Tagen blieb Gustl in seinem Zimmer und schrieb die Protokolle zum Mordfall. Zwischendurch überlegte er, wie er den Text formulieren sollte. Allein die Vorstellung bereitete ihm Widerwillen, dass er diese Protokolle Soucek übergeben sollte. Er führte sie gründlich aus, einschließlich vorheriger falscher Verdächtigungen durch falsche oder missverständliche Zeugenaussagen, auch mit Formulierungen, die durch die Begriffswahl „mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit" formal korrekt waren. Er war sich sicher, dass Soucek der Mörder war, brauchte aber noch einen endgültigen Beweis. Die einzigen Möglichkeiten wären eine Aussage von Frau Reinsfeld oder ein Geständnis.

Agnes hielt er über die Fortschritte in seinen Ermittlungen auf dem Laufenden. Er glaubte, sie werde zufrieden sein, wenn er ihr die wichtigen Ergebnisse erzählt. Aber sie war ausgesprochen neugierig und fragte nach immer mehr Einzelheiten. Nachdem er erzählte, wie ihn Brandl abserviert hatte, wollte sie ihn erst recht unterstützen. Er solle doch weiter ermitteln, auch wenn ihm das die Vorgesetzten verboten hätten. Sie kritisierte, dass er sich scheinbar nicht mehr für den Fall interessiere.

*

Der 7. April erschien wie ein Tag wie jeder andere. Es klopfte und auf das „Herein" stand Wachkommandant Schneeberger in der Türe: „Herr Leutnant Thiel, Sie haben ein Verhör." Gustl sah durch die Tür hinaus Herrn Steinhammer zwischen zwei Wa-

chebeamten stehen. Der Kommandant trat zurück, nahm ihm die Handschellen ab und schob ihn zur Tür herein. Bevor er diese ganz geschlossen hatte, öffnete er sie neuerlich: „Herr Thiel, kommen Sie kurz heraus.“ Gustl stand auf. Schneeberger wedelte mit einem Stück Papier herum, das er im Wachzimmer auf die Pudel legte. „Sie müssen unterschreiben, dass sie den Gefangenen Hartmut Steinhammer übernommen haben.“ Gustl beugte sich vor: „Ein Stift?“ „Entschuldigung.“ Schneeberger kramte in einer Lade herum. „Ich habe drinnen welche“, wollte Gustl sich schon aufrichten und hineingehen, da gab ihm der Wachkommandant einen in die Hand. Er wunderte sich, dass die Tür geschlossen war.

Als er sie wieder öffnete, war er irritiert: Herr Steinhammer war nicht mehr da war. Das Fenster war offen, er rannte hin und schaute hinaus. Er sah die bröckelige Mauer, die den Hof des Gebäudes begrenzte. Gustl musste sich erst fassen und setzte sich an seinen Schreibtisch. Das Fenster war um diese Jahreszeit nie offen. Außerdem ist das äußere Gitter normalerweise versperrt.

„Herr Schneeberger“, rief er durch die geöffnete Tür.

„Herr Leutnant Thiel“, meldete der sich.

„Wieso ist das Fenster offen?“

„Herr Leutnant, wahrscheinlich haben Sie es offen gelassen.“

„Ich habe das Fenster noch nie aufgemacht. Und noch nie war das Gitter unversperrt.“

„Wo haben Sie den Schlüssel für das Gitter?“

Gustl öffnete die Lade, unter einigem Krimskrams lag auch der Schlüssel. Sollte ihn der Gefangene herausgeholt und wieder hineingelegt haben? Woher hätte er wissen sollen, dass der Schlüssel da drinnen liegt? Und dass es genau dieser Schlüssel ist, der zum Gitter passt. Nein, dann hätte er ihn doch nicht wieder zurückgelegt. Gustl konnte sich nicht erinnern, dass er das Gitter je aufgemacht hätte, außer als er das erste Mal seit seiner

Versetzung hier war und alles ausprobierte. Jemand anderer, irgendjemand aus der Wachstube, musste es geöffnet haben.

„Gehen Sie hinaus“, befahl er Wachkommandant Schneeberger, „und machen Sie die Türe hinter sich zu.“

„Jawohl. Aber ich muss Meldung erstatten. Oder wollen Sie das machen?“

„Nein, machen Sie Meldung. Gehen Sie hinaus!“

Das war sein Ende bei der Polizei. Hatte der Bursche, der jeden Tag in der Früh putzt, meist bevor er kam, das Gitter aufgemacht und vergessen, es wieder zuzumachen? Hatte er selbst vergessen, dass er es aufgemacht hat? Nein, es musste jemand aus der Station gewesen sein. Fast alle wussten, dass der Schlüssel zum Gitter in der Lade lag. Gustl öffnete noch einmal das Fenster und beugte sich hinaus, um zu sehen, wo Steinhammer hingelaufen sein könnte. Und dann ging er die Personen durch, die in der Station arbeiteten. Anfangs glaubte er noch an einen Fehler von irgendjemandem: einfach aufgemacht und vergessen, wieder zuzumachen. Wer weiß, wie lange dieses Gitter schon aufgesperrt war? Er hatte es ja nie beachtet. Aber je länger er nachdachte, desto mehr nahm seine Gewissheit zu, dass es jemand absichtlich geöffnet haben musste. Er wusste nicht, ob die Wachebeamten die Konterrevolutionäre kannten, bei denen Herr Steinhammer aktiv war. Auch Soucek war nie hier. Er diskutierte mit den Kollegen nie politisch, aber reaktionär waren sie alle. Immer stärker wurde sein Gefühl, dass es Wachkommandant Schneeberger war. Aber nur, weil er den Gefangenen persönlich gebracht hatte …?

Gustl begann seine Sachen zusammenzupacken. Und wirklich kam nach einer halben Stunde Wachkommandant Schneeberger herein und erklärte ihm, dass er suspendiert sei und nach Haus gehen könne.

*

Er wusste nicht recht, was er nun tun sollte. Die Suspendierung traf ihn hart. Erst recht, weil ihm doch niemand glauben würde, dass nicht er den Fehler gemacht hatte. So ging er nicht nach Hause in den sechsten Bezirk, sondern wagte sich zum ersten Mal in die Selzergasse, in der die berüchtigte Rote Garde residierte. Der Wachposten verwies ihn gleich an Jakob Bruckbauer, dem er von seinem Missgeschick erzählte.

„Ich weiß, dass dieser Steinhammer nicht der Mörder ist. Aber jetzt schaut es so aus, als bin ich schuld, dass er abgehaut ist."

Jakob glaubte ihm sofort, dass ihn irgendjemand, wahrscheinlich in Zusammenarbeit mit Soucek, reingelegt haben musste.

Nachforschungen

Agnes tröstete ihn: „Sei doch froh, dass du diesen Job los bist.“ Sie umarmte ihn. „Aber wir dürfen gerade jetzt nicht aufgeben.“

„Wieso sagst du wir?“

„Seit ich weiß, dass dieser Soucek der Mörder ist, lässt mir das keine Ruhe. Und natürlich interessier ich mich auch wegen dem Jakob dafür. Aber das Wichtigste ist, dass du betroffen bist. Es ist deine Arbeit. Und es muss deine Arbeit bleiben. Erst recht, wo sie dich reingelegt haben.“

„Was meinst du?“

„Du darfst jetzt nicht aufgeben. Wir müssen diesen Soucek überführen. Das sind wir unserer Moral schuldig. Er ist nicht nur ein Reaktionär, sondern ein böser Mensch.“

„Das sagst du als Anarchistin. Bei dir gibt’s doch sonst keine bösen Menschen, sondern nur Situationen, in denen Menschen böse handeln.“

„Ja, schon. Aber dieser Soucek gehört aus dem Verkehr gezogen. So wie der dich behandelt. Es ist ja nicht das erste Mal, dass er dich reingelegt hat. Ich hab schon mit dem Jakob und den Freundinnen vom Jakob geredet. Und wir haben beschlossen, dass wir als Frauen zu dieser Frau Reinsfeld gehen. Weil vielleicht redet sie mit uns eher als mit einem Mann.“

Gustl schaute sie erstaunt an. „Ich liebe dich. Aber ich will dich doch nicht noch mehr hineinziehen. Mich geht es etwas an, weil es meine Arbeit ist, meine Arbeit war. Aber du hast ja nichts damit zu tun …“

„Gustl“, lächelte sie ihn an, „was für dich wichtig ist, ist auch für mich wichtig. Ich weiß, du willst wissen, wer das Fenstergitter aufgemacht hat und wie der Soucek dahintersteckt …“

„Manchmal glaube ich, du interessierst dich mehr dafür als für mich. Ihr habt also vor, zur Frau Reinsfeld zu gehen? Und was soll ich tun? Mir ist es verboten, mit irgendwem zu reden.“

„Du redest mit dem Jakob und der Katharina. Oder wir reden mit den beiden. Die müssen alles noch einmal genau erzählen. Ich hab übrigens schon mit ihnen gesprochen. Der Jakob hat da was mit so einem Hollenstein. Wie soll ich das sagen? Also ich hab ja nicht gewusst, dass der Jakob ein Warmer, ich mein, ein Homosexueller ist.“ Gustl schaute sie erstaunt an.

„Jetzt sei nicht so gschamig. Das ist doch ganz normal.“

„Ich habe überhaupt nichts dazu gesagt. Das private Leben anderer Leute interessiert mich nicht.“

„Bei der Aufklärung eines Mordfalles ist das private Leben schon sehr wichtig. Wer mit wem eine Beziehung hat. Liebe und Eifersucht sind sehr häufige Motive.“

„Ja, ich hab das nicht so wichtig genommen, aber der Jakob hat mehrmals betont, dass der Soucek homosexuell ist. Er hat aber nie irgendetwas Beweiskräftiges gesagt.“

„Na, siehst du. Wir kommen dem schon näher.“

„Aber wahrscheinlich hat das Privatleben nichts mit dem Mord zu tun.“

„Vielleicht hat sich ihm der Reinsfeld verweigert …“

„So ein Schmarren. Außerdem war ja seine Frau da. Viel wichtiger ist, dass es eine Beziehung zwischen Soucek und Frau Reinsfeld geben muss. Immerhin deckt sie ihn ja.“

„Jetzt sage ich etwas als Frau. Vielleicht ist die Reinsfeld die Mörderin und Soucek deckt sie, weil er sie liebt.“ Beide lachten.

„Ach, manchmal ist es schon lustig, mit dir zu spekulieren. Darum liebe ich dich.“

„Außerdem geht es darum, alles, auch das Unwahrscheinlichste, in Betracht zu ziehen. Vielleicht war es überhaupt ganz anders."

*

Agnes hatte tatsächlich versucht, gemeinsam mit Katharina mit Frau Reinsfeld in Kontakt zu treten.

„Das hat sehr gut angefangen. Ich hab gesagt, ich bin eine neue Nachbarin und will sie und andere kennenlernen. Und dann haben wir so über die Wohngegend geredet, dass sie schon sehr gut ist und sie froh sind, hier zu wohnen. Obwohl es erst Nachmittag war, hat sie mir einen Kognak angeboten, und sie hat gesagt, dass sie Besuch erwartet. Aber den könne ich gerne kennenlernen, er sei häufig da. Ich hab dann angefangen, dass ich gehört hab, dass hier in der Gegend ein Mord gewesen ist. Zuerst hab ich mir gedacht, ich hab ein bisschen ungeschickt gefragt, aber dann hat sie gesagt, dass der Ermordete ihr Mann gewesen ist. Ich hab natürlich ganz erstaunt getan und sie bemitleidet. Wie ich sie gefragt habe, wer ihren Mann ermordet hat, hat sie gemeint, das ist noch nicht aufgeklärt, aber ein Verdächtiger schon in Haft. Also ich bin schon sehr nahe dran gewesen. Obwohl wirklich kennengelernt haben wir uns nicht. Und dann ist der Soucek kommen."

„Echt. Der ist öfter in der Villa, als ich mir gedacht habe."

„Da ist natürlich klar gewesen, dass sie nicht vom wirklichen Mörder reden kann. Die haben ganz selbstverständlich miteinander zu tun. Soucek hat auch erzählt, dass der Verdächtige durch die Ungeschicklichkeit des verantwortlichen Kriminalbeamten, also dir, entkommen ist. Die Frau Reinsfeld hat dann gesagt, dass sie weg muss, was abholen beim Schneider, aber in einer Viertelstunde wieder zurück ist. Wir sollen uns einstweilen unterhalten. Ich wollte schon gehen, weil ich mir nicht erwartet habe, dass ich vom Soucek was erfahre. Aber ich war

schon neugierig über seinen Charakter. Es hat auch so ausgeschaut, als wär es ihr wirklich wichtig, dass ich dableib. Mit dem Soucek hab ich dann nicht viel geredet, obwohl er ganz freundlich gewesen ist. Er hat gesagt, dass er Polizist ist und mit dem Haus Reinsfeld gut befreundet. Und dann ist die Katharina reingeplatzt. Sie hat mit der Pistole auf ihn gezielt. Er blieb zwar ganz locker, aber die Stimmung hat sich sofort geändert. Und das hat mir schon Angst gemacht. Er hat gemeint, dass er die Katharina kennt, das war schon klar, von den Geschichten, die du eh weißt. Aber dann hat er auch meinen Namen erwähnt, meinen vollen Namen, und dass er mich kennt und dass ich deine Verlobte bin und dass er weiß, wo wir wohnen. Die Reinsfeld hat überhaupt nichts mehr gesagt. Die ist nämlich gleich nachher gekommen. Und wir sind dann gegangen. Wenn ich nicht wüsste, dass sie den Soucek kennt, würd ich mir denken, sie hat jetzt einen schlechten Eindruck, von Katharina sowieso, aber auch von mir. Er hat nämlich gewusst, dass wir gemeinsam gekommen sind. Also, der weiß schon viel. Das ist mir unheimlich."

„Er muss sich ziemlich sicher sein."

„Was der alles weiß. Nämlich nicht nur von Katharina, sondern auch von mir. Und so wie der das gesagt hat, hat das wie eine Drohung geklungen."

„Jetzt versteh ich erst, was er damals gemeint hat, dass ich auf meine Verlobte aufpassen soll."

*

Am Mittwoch am späten Nachmittag stand Jakob mit einem bärtigen Typen vor ihrer Tür.

„Du musst uns helfen. Oder besser, wir helfen dir. Du wirst nämlich diesen Hartmut Steinhammer festnehmen können. Das ist Franz Hollenstein. Komm, zieh dich an und komm mit. Es wird bald finster. Und nimm deine Pistole mit." Zum Glück

waren Agnes' Mutter Hilde und ihre Schwester Hermine in ihren Zimmern.

„Wer ist da?", rief Agnes von hinten.

„Jakob mit einem Franz Hollenberg, äh Hollenstein. Er will, dass ich mit ihnen mitgeh."

„Ich komm auch mit." Agnes hatte schon ihren Mantel in der Hand.

„Ich muss noch nach hinten", sagte Gustl und holte seine Waffe aus dem Zimmer. Er kontrollierte, ob sie geladen ist und steckte noch zusätzliche Munition ein.

Auf dem Weg erklärte Jakob, dass Hollenstein mitgekriegt habe, dass er umgebracht werden sollte und zwar an einem seltsamen Treffpunkt, nämlich im Lainzer Tiergarten bei der Warte auf dem Kaltenbründlberg. Und der ausgewählte Mörder sollte Hacki, dieser Hartmut Steinhammer, sein. Und Franz wollte nicht alleine hingehen.

Kurz vor dem wenig bewaldeten Hügel ließen sie Franz ein paar Schritte vorausgehen, während sie in einigem Abstand folgten. Weil sie fürchteten, dass dieser Steinhammer nicht allein sein würde, wollten sie im Hintergrund bleiben. Vor den letzten Kehren des Weges auf den Berg wartete Franz Hollenstein. Jakob schlich sich seitlich durch den Wald, um von der anderen Seite auf die Aussichtswarte zugehen zu können. Gustl blieb in einigem Abstand hinter Franz Hollenstein. Kurz vor dem Ziel sagte er noch zu Agnes, dass sie einige Meter zurückbleiben soll, um zu schauen, ob ihnen jemand gefolgt war. Sie war ja die Einzige ohne Waffe, aber sie sollte aus dem Dunkeln heraus ebenso eine Bedrohung darstellen. Oben war vorerst noch niemand zu sehen. Franz stellte sich in eine dunkle Nische beim Aussichtsturm. Und dann kam Steinhammer denselben Weg wie sie herauf. Gustl drückte sich ins Gebüsch. Das Rascheln der Blätter und Zweige war lauter als er sich wünschte.

Gustl sah, wie sich Franz Hollenstein und Hartmut Steinhammer mit einem Handschlag begrüßten. Der sagte aber nur einen Satz, zog seine Pistole und entsicherte sie.

Gustl rief jetzt laut: „Hände hoch. Pistole auf den Boden." Er trat auf Hartmut Steinhammer zu. Der legte die Pistole auf die Erde und Gustl stieß sie mit dem Fuß weg. Er legte ihm Handschellen an. Jakob trat aus dem Dunkeln heraus und schließlich kam auch Agnes. Sie versicherte, dass hinter ihnen niemand sei. Dieser Steinhammer war allein gekommen.

Sie erklärten ihm, dass sie Soucek verdächtigten, Reinsfeld ermordet zu haben. Der hatte ihn offensichtlich in der Villa nicht gesehen, obwohl er zur gleichen Zeit da gewesen sein musste. Franz wollte noch unbedingt wissen, wer seinen Tod beschlossen hatte. Aus irgendeinem Grund gab Hacki nur zu, dass Soucek dabei war. Vielleicht, weil er sich dachte, dass sie das sowieso wüssten.

„Wir werden dich bei der Polizei abliefern. Trotz oder gerade wegen Soucek. Der kann sich nicht erlauben, dich noch ein zweites Mal rauszuholen. Wir werden sehen, ob du wegen Mordes verurteilt wirst. Die Todesstrafe ist ja gerade abgeschafft worden."

Seitenwechsel

Gustl lieferte Steinhammer in der Liesl ab, nachdem ihn Jakob und Agnes bis dorthin begleitet hatten. Ganz formal ließ er sich die Einlieferung vom Nachtdienst bestätigen. Und dann ging er mit Agnes nach Hause.

Er stand in der Früh auf, denn er wollte Soucek selbst verkünden, dass er Hartmut Steinhammer festgenommen hatte. Und wenn möglich, wollte er auch mit Doktor Brandl sprechen.

*

„Du wagst es, zu mir zu kommen?“ Dieses Duzen war Ausdruck der Verachtung.

„Sie werden es wahrscheinlich schon mitbekommen haben, dass ich den Hauptverdächtigen Hartmut Steinhammer festgenommen habe.“

„Eigentlich ist es Ihnen verboten, noch irgendwas zu unternehmen.“

„Ich weiß. Ich habe Sie in Verdacht gehabt. Da muss es Ihnen doch recht sein, dass ich den echten Mörder gefangen habe.“ Es machte ihm Spaß, zum ersten Mal zu sehen, wie Soucek aus der Fassung geriet. Der wusste nicht, was er antworten sollte, sondern schnaubte nur. Gustl kostete die Situation aus. Zu sagen gab es ja nichts mehr.

„Wo ich doch jetzt die richtige Sichtweise vertrete und weil ich meinen Fehler wiedergutgemacht habe, sollte ich doch wieder eingestellt werden und den Fall weiterverfolgen dürfen.“

Gustl gefiel es, dass sie beide mehr und anderes wussten, als sie sagen konnten und wollten.

„Sie bleiben suspendiert. Und Sie wissen genau, warum!“

„Sie sind mein Kollege und nicht mein Vorgesetzter. Ich gehe jetzt zu Doktor Brandl und werde ihn fragen, ob ich wieder aufgenommen werde.“ Gustl drehte sich auf dem Absatz um und verließ den Raum.

Eigentlich hatte er sein Interesse an der Polizeilaufbahn verloren. Und er war eigentlich froh, dass Brandl nicht in seinem Büro war. Als er schon die Stiegen hinunterging, rief ihm dieser nach: „Herr Leutnant Thiel, kommen Sie mit in mein Büro.“

Doktor Brandl setzte sich hinter den Schreibtisch, während Gustl davor stehen blieb. „Setzen Sie sich doch hin. Heute ist ein entscheidender Tag. Sie wissen, dass es heute Demonstrationen gibt?“

Gustl wollte lieber über seinen Erfolg reden: „Sie wissen, dass ich den Hauptverdächtigen im Mordfall Reinsfeld festgenommen habe?“

„Das interessiert mich überhaupt nicht. Wer denkt jetzt schon an die Sachen von vor zwei Wochen? Es gibt Wichtigeres zu tun. Also ich brauche für die heutige Demonstration jeden Mann, auch so unzuverlässige Sozialdemokraten wie Sie. Sie werden natürlich nicht an den Brennpunkten eingesetzt. Sie werden eine Gruppe führen, die Sie in Bereitschaft halten und zwar in der Polizeistation am Hernalser Gürtel. Sie warten dort am Fernsprecher, und wenn Sie den Auftrag bekommen, werden Sie die bolschewistischen Lokalitäten in der Josefstadt zernieren und alle eventuell dort anwesenden Personen verhaften.“

In der Albertgasse lag die Redaktion des „Freien Arbeiters“, der Zeitschrift der Föderation und in der Alser Straße ein nicht offizielles Lokal der Kommunistischen Partei. Der Plan war offensichtlich, so viele Personen wie möglich zu verhaften, wenn sich die Situation auf der Straße zuspitzen sollte. Dabei ging

es nicht um die Festnahmen selbst, sondern darum, zu verhindern, dass Aktivistinnen und Aktivisten Rückzugsräume haben. Wusste dieser Brandl über Soucek davon, dass Agnes bei der Föderation dabei war und dass er noch einige andere kennt, die in der Albertgasse wohnen? Vertraute ihm Brandl oder wollte er ihn absichtlich in eine unangenehme Position bringen?

„Die Überwachung der Bolschewiken und Anarchisten war ja Ihr Arbeitsbereich. Jetzt können Sie Ihre Erkenntnisse auch umsetzen."

Oder rechnete er damit, dass in den Lokalitäten zum entsprechenden Zeitpunkt niemand anwesend sein werde, es aber trotzdem notwendig sei, sie polizeilich zu besetzen?

„Ich zähle auf Sie. Wie gesagt, ich brauche heute jeden Mann. Sie werden verlässliche Männer zugeteilt bekommen. Sie werden mit ihnen zufrieden sein."

„Sind die von der Stadtschutzwache?" Er wusste ja, dass unter diesen Beamten auch Sozialdemokraten waren.

„Natürlich nicht. Ihre Untergebenen kommen von der Sicherheitswache. Die Stadtschutzwache wird zum Objektschutz eingesetzt. Aber Sie sind ja ein Fachmann für den Bolschewismus." Er würde also Untergebene haben, die mehr dazu sein würden, ihn zu überwachen, als er ihnen zu befehlen hatte.

„Melden Sie sich beim Hernalser Gürtel. Ihre Männer werden Sie dann im Laufe des Vormittags zur Verfügung gestellt bekommen."

*

Die Situation gefiel ihm überhaupt nicht. Er dachte an seine Befehlsverweigerung in Wiener Neustadt, die er erst im letzten Augenblick vollzog, nach dem Friedensschluss, und als die Armee praktisch schon im Zerfallen war. Er hatte immer alle Befehle befolgt, auch gegen seinen Willen. Er hatte sogar diesen Steinhammer verhaftet, obwohl er gewusst hatte, dass er nicht

der Mörder ist. Und wie sollte er Agnes sagen, dass er wieder eingesetzt würde, um gegen sie vorzugehen? Warum hat ihm der Brandl das aufgetragen? Wusste er, dass er immer alle Befehle befolgen würde?

Schließlich beging er doch eine Ordnungswidrigkeit. Er war sehr schnell mit der Straßenbahn am Gürtel. Er meldete sich aber nicht sofort in der Polizeiwache, sondern setzte sich in die Stadtbahn und fuhr in die Gumpendorfer Straße zu Agnes.

„Weißt du, du gehst einfach gar nicht hin", meinte sie.

„Aber das wäre eine wirkliche Befehlsverweigerung." Was würde das für Konsequenzen haben?

Er konnte sich nicht dazu entschließen, auch wenn Agnes verärgert war. „Wenn es wenigstens noch darum ginge, den Soucek zu überführen", rief sie ihm beim Hinausgehen zu.

*

In der Polizeistation am Hernalser Gürtel bekam er wieder eine Uniform mit den Leutnantsdistinktionen. Bis jetzt war er „Kriminalbeamter" und dadurch immer in Zivil gewesen. An einem Tag mit Demonstrationen musste er nun wieder Uniform tragen. Er wusste ja, dass Polizeibeamte nicht gerade beliebt sind und manchmal auf der Straße angegriffen wurden, nur weil sie Polizeiuniform trugen. Um Demonstrierende nicht zu provozieren, wurde immer wieder die Volkswehr eingesetzt.

Ab dann hieß es nur noch warten. Er saß mit seinen Untergebenen in einem hallenartigen Raum, immer ein bisschen abseits. Sie unterhielten sich über alles Mögliche und spielten Karten. Manchmal glaubte er, zu verstehen, dass sie sich schon darauf freuten, es den Bolschewiken zu zeigen.

Es dämmerte schon, als Gustl Unruhe im vorderen Raum der Polizeistation bemerkte. „Leutnant Thiel, eine Frau will Sie sprechen." Zwei Beamte brachten Agnes herein, sie setzte sich zu Gustl.

„Das ist meine Verlobte“, erklärte er den anderen.

Agnes redete im Flüsterton mit ihm, obwohl seine untergebenen Wachleute recht laut waren beim Kartenspiel und dadurch wahrscheinlich nicht so viel verstanden hätten. Nur manchmal richtete der eine verstohlene, der andere anzügliche Blicke auf Agnes.

„Du kannst hier nicht bleiben“, sie schaute zu den anderen hin: „Die Polizei massakriert grade die Demonstranten beim Parlament. Die schießen und gehen mit Säbeln und Pferden auf die Leute los. Es hat schon Tote gegeben.“

„Ich kann hier nicht weg. Ich versprech dir, ich werde nicht schießen.“

„Wie soll das gehen? Du musst …“ Agnes verstummte, sie war lauter geworden und die anderen schauten her.

„Du hast dich ja wirklich in die Höhle des Löwen gewagt.“

„Aber du bist ja da“, lächelte sie ihn an. „Aber komm, du kannst hier nicht bleiben“, sagte sie unwirsch.

Draußen läutete der Fernsprecher und Gustl wurde hinausgerufen. Am anderen Ende war eine unbekannte Person: „Ich benachrichtige Sie im Namen von Doktor Brandl. Die Demonstranten schlachten die Polizisten ab. Machen sie sich bereit zum Abmarsch, die Gewehre müssen geladen sein.“

„Jawohl“, sagte Gustl: „Zum Abmarsch bereit machen. Es muss jetzt schnell gehen. Gewehre überprüfen und laden.“

Ganz klein saß Agnes in der Ecke, Gustl ging zu ihr hin und flüsterte zu ihr: „Er hat gesagt, dass die Demonstranten Polizisten abschlachten.“

„Und das glaubst du?“

„Was haben Sie gesagt, sie schlachten Polizisten ab?“, rief einer laut in den Raum. Er hatte Gustl offensichtlich verstanden. „Jetzt geben wir es den Bolschewiken. Rache für die Toten“, fuhr der fort und unterstrich das, indem er mit den Fingern eine Pistole formte und sie wie bei einem Schuss bewegte.

„Herr, Leutnant“, sagte ein anderer. „Frauen haben jetzt nichts mehr da zu suchen.“

Zwei Polizisten standen auf und gingen zu Agnes hin, um sie zwischen sich zu nehmen.

„Setzen Sie sich wieder hin“, befahl Gustl, „ich begleite meine Verlobte selbst hinaus.“ Er nahm Agnes am Oberarm und zog sie zum Ausgang: „Komm!“

„Und ich habe dich geliebt“, flüsterte sie ihm zu.

Sie wollten gerade zur Laudongasse hinaus, als neuerlich der Fernsprecher läutete. Sie blieben in der Tür stehen.

„Herr Leutnant, für Sie, ein neuer Befehl.“

Gustl ging zum Fernsprecher, während Agnes die Tür von innen wieder schloss und dort stehen blieb.

Am anderen Ende war Soucek: „Sie schießen auf die Volkswehr. Ich mein, die Demonstranten schießen auf die Volkswehr. Ziehen Sie einen Kordon beim Gürtel über die Alser Straße. Durchsuchen und entwaffnen Sie alle Zivilisten. Gehen Sie aber nicht gegen Uniformierte vor: Das betrifft sowohl die Volkswehr und auch andere Uniformierte. Ich betone, gehen Sie nicht gegen Uniformierte vor.“

„Jawohl“, sagte Gustl und wollte sich schon zum hinteren Raum wenden und den Befehl weitergeben. Aber er sah Agnes in der Türe.

Wie selbstverständlich hatte er Soucek alles geglaubt? Der hatte ihn doch immer wieder reingelegt. Er ging ein paar Schritte auf Agnes zu und raunte ihr zu: „Wir gehen.“

Neben der Tür hing Gustls Zivilmantel. Agnes kannte ihn, nahm ihn und drückte ihn Gustl in die Hände: „Zieh ihn drüber. Es ist zu gefährlich als Polizist.“

Sie gingen ganz selbstverständlich normalen Schrittes zur Tür hinaus. Kaum waren sie draußen, begannen sie zu laufen. Am Eck von der Laudongasse in die Blindengasse wurden sie langsamer.

„Ich bin die Eva, die dich verführt hat. Darum wirst du aus dem Paradies vertrieben“, sagte Agnes und gab ihm theatralisch einen Kuss auf den Mund, als sie beim Uhlplatz waren. „Aber die Polizei ist nicht wirklich ein Paradies. Außer wegen dem Lohn und den Nahrungsmittelzuteilungen.“

„Das zuletzt war der Soucek. Er hat behauptet, dass die Demonstranten auf die Volkswehr schießen. Dass die Sozialdemokraten und die Polizei auf einer Seite stehen. Eigentlich sollte mich das motivieren. Aber wenn der Soucek so etwas sagt! Ich glaub es einfach nicht.“

„Ich bin froh, dass du mit mir gegangen bist. Obwohl du das schon wegen mir machen hättest können und nicht wegen dem Soucek.“

Sie bewegten sich Richtung Parlament. Ab der Zweierlinie waren die Straßen voller Menschen. „Sie haben mehrfach geräumt, sind dann wieder weg“, erzählten welche und meinten damit die berittene Polizei. Auf dem Schmerlingplatz brannte eine Öltonne und aus dem Parlament rauchte es. An ihnen vorbei marschierte gerade die Volkswehr auf. Ein Teil der Menschen applaudierte, obwohl andere recht ruppig weggestoßen wurden. Die Volkswehr gruppierte sich um das Parlament herum.

Da lief ihnen Jakob über den Weg.

„Der Soucek hat uns gesagt, die Demonstranten hätten auf die Volkswehr geschossen“, sagte Gustl zu ihm. „Ich war nämlich eingeteilt bei der Polizei, bin aber gegangen.“

„Ich hab einige Zeit gebraucht, um ihn wegzubringen“, ergänzte Agnes.

„Was hat er gesagt? Wieso Soucek?“

„Ja, er hat über Telefon gesagt, dass auf die Volkswehr geschossen wird und wir, ich mein die Polizei, sie unterstützen sollen. Aber das stimmt offensichtlich gar nicht. Er hat mich wieder einmal angelogen. Obwohl es natürlich immer Gerüchte gibt …“

„Sag das noch einmal. Es schießt jemand auf die Volkswehr? Die haben jemanden, der auf die Volkswehr schießt, der soll sie provozieren … Zum Glück ist der Hacki im Häfen, sonst würd ich ihm das zutrauen. Wo würdest du einen Schützen hintun, damit er auf die Volkswehr schießt?“

Gustl wendete sich herum: „Aus dem Palais Epstein.“

„Da ist … da im dritten Stock“, rief Jakob und lief los.

„Er hat irgendwas gesehen.“ Sie gingen ihm nach, verloren ihn aber aus den Augen. Das Haupttor des Palais Epstein war versperrt. Das Gebäude wurde ja als Verwaltungsgericht benutzt und war zu den Feiertagen geschlossen. Jakob war verschwunden.

Das zweite Fenster neben dem Eingang war eingeschlagen. Einige Leute standen davor: „Da ist einer reinklettert.“

Andere sagten: „Ja, der sagt, da drinnen ist ein Reaktionär, der auf uns schießt.“ Einige schwangen sich auf das Fenster und kletterten hinein. Inzwischen lief eine Gruppe Volkswehrsoldaten heran und drängte die Leute vom offenen Fenster weg. Die von drinnen kamen wieder heraus, die Volkswehr ließ sie gehen und in der Menge verschwinden. Agnes und Gustl warteten, um Jakob zu finden. Wahrscheinlich war er schon weg. Die Volkswehrsoldaten standen desinteressiert herum, um das zerbrochene Fenster zu bewachen.

„Hast du gehört, was der Jakob vom Hacki gesagt hat? Also diesem Steinhammer? Kannst du dir nicht vorstellen, dass ihn der Soucek wieder rausgeholt hat?“, fragte Agnes. „Schauen wir in die Liesl, ob er noch da ist.“

„Ich bin doch grad von der Polizei weg. Die halten mich doch sofort fest.“

„Ach, die sind so mit dem Chaos beschäftigt. Ich wette, die wissen nicht einmal, dass du weg bist. Die wissen ja nicht einmal, dass du dazwischen beim Hernalser Gürtel warst. Oder sein sollst.“

„Jetzt ist eh schon alles egal."

Sie gingen über den Ring, auf dem noch immer viele Neugierige, vielleicht auch Demonstrierende herumstanden. Das Klima schien inzwischen entspannt zu sein. Die Volkswehr hatte beruhigend gewirkt.

Auf der Elisabethpromenade hatte der gleiche Wachmann Dienst wie in der vorigen Nacht: „Sie wollen zu Herrn Steinhammer?", begrüßte er Gustl. Es waren sonst praktisch keine Beamten da, sie waren offensichtlich im Einsatz. Gustl wollte sich schon umdrehen und gehen, in der Gewissheit, dass der vermeintliche Delinquent noch da sein würde. Er dachte auch daran, ihn selbst rauszulassen, weil er wusste, dass er kein Mörder ist.

„Wollen Sie mit ihm reden oder soll ich ihn holen? Wollen Sie ihn verlegen?"

„Nein, ich wollte mich nur vergewissern, dass er da ist. Es ist ja so ein Chaos und es hat Gerüchte gegeben über einen Sturm der Demonstranten auf die Wachstube." Gerade die Elisabethpromenade war immer wieder Ziel von Demonstrationen und Angriffen.

„Kommen Sie mit?", der Wachmann sprach nur mit Gustl, Agnes ignorierte er, als ob sie Luft wäre.

Sie gingen den Gang entlang und der Beamte sperrte eine Tür auf. Ganz normal, wie wenn nichts Besonderes geschehen wäre: „Nein, Herr Hartmut Steinhammer ist nicht mehr hier."

„Aber es muss doch Aufzeichnungen geben, wohin er verlegt wurde?"

„Na, ich bin nicht zuständig, ich hab erst eine Stunde Dienst. Dann ist er doch verlegt worden."

„War Herr Johann Soucek da?"

„Ich hab doch gesagt, dass ich erst seit Kurzem im Dienst bin."

„Danke“, sagte Gustl. Bevor sie die Tür hinter sich schlossen, sagte er noch: „Und melden Sie Herrn Soucek, dass Leutnant Thiel hier war.“

„Ich bin dafür, dass wir in die Edmund-Weiß-Gasse gehen. Und wenn dieser Soucek dort ist, werde ich ihn persönlich verhaften. Du hast ja jetzt auch eine Pistole!“ Agnes hatte die Waffe behalten, die sie dem Steinhammer im Wald abgenommen hatten.

VII.

Der Auftrag

Im Weinkeller vor Hackis Domizil unten war es eng geworden, weil Munitionskisten und Waffen gestapelt wurden. Im Turnsaal war der Kasten auf der einen Seite mit den Gewehren und Pistolen ihrer „Soldaten“ gefüllt.

Fast jeden Tag war Franz-Josef da, an einigen Tagen in der Woche die Gymnasiasten. Hacki war immer wieder oben bei Grete. Und dann kam dieser Sonntag, an dem er zum ersten Mal hinausging, um Jakob zu treffen, wie ihm Soucek befohlen hatte. Er fühlte sich sicher. Freundlich grüßte er die Wachmänner, an denen er vorbeikam. Soucek hatte alles geregelt, sodass er nicht gesucht wurde, nie wurde seine Personale verlangt. Eine Gefahr wären nur einige wenige, die ihn kennen. Er ging die Sternwartestraße hinunter in die Stadt. Das Gespräch mit Jakob war wie zu erwarten unergiebig. Aber Johann hatte ihm ja eingeschärft, dass selbst kleine Informationen wichtig sein könnten. Johann wusste ja viel über diese Bolschewiken und auch kleine Steine, vermeintlich unwichtige Informationen, die er sammeln würde, sollten helfen, zu einem Gesamtbild zu kommen.

*

Am einem Nachmittag ging er wieder zu Grete hinauf und dieser Besuch blieb nicht mehr so keusch wie frühere. In der folgenden Nacht schliefen sie miteinander. Er durfte sie spüren und fühlen und greifen, er durfte alles mit ihr machen, nur nicht in sie eindringen und sie berührte alle Teile seines Körpers, so wie er es noch nie erlebt hatte.

*

Nach einigen Tagen holte ihn Franz-Josef schon am Nachmittag in den Turnsaal. Dort waren ein Tisch und einige Sessel aufgestellt. Nach und nach kamen die Offiziere, auch Ferdinand und als Letzter, ein bisschen zu spät, Johann Soucek. Hacki kannte alle von der Organisation. Ihm fiel auf, dass Franz Hollenstein fehlte, der sonst immer da war.

Ferdinand eröffnete die Runde: „Wir haben uns heute getroffen, um eine wichtige Frage auszudiskutieren. Und wir sind stolz, auch Hartmut dabei zu haben, der ja untertauchen musste."

Alle schienen anzunehmen, dass er Otto umgebracht hatte. Jedenfalls mussten sie wissen, dass er verdächtig und auch, dass er geflüchtet war.

„Es geht um Franz Hollenstein. Es ist ein Problem mit ihm entstanden. Johann, erzähle du, worum es geht."

„Es gibt bestimmte Lokalitäten", begann Johann Soucek, „in die gehen nur bestimmte Männer. Nämlich solche, die Widernatürlichkeit normalen Verhältnissen vorziehen." Was sollte mit „Widernatürlichkeit" gemeint sein, war Franz ein Warmer?

„Ein Lokal für Buseranten", alle lachten.

„Wir können es auch volkstümlich sagen: Er ist ein Warmer." Die Runde lachte noch mehr. „Das ist aber nicht das Hauptproblem. Durch seine Veranlagung geriet er in Zusammenhänge, die gefährlich sind für das deutsche und das deutschösterreichische Volk und auch für die Organisation. So besteht die Gefahr, dass er bestimmten Personen, Juden und Bolschewiken, Sachen erzählt, die diese nicht wissen dürfen. So wollen wir diskutieren, was passieren soll. Was sagt die Verteidigung?"

Einer der Offiziere, ein gewisser Georg Fürtner, war zur Verteidigung bestimmt: „Es geht nicht darum, die Widernatürlichkeit zu verteidigen, sondern darum, zu prüfen, ob die Vorwürfe der Wirklichkeit entsprechen. Also was sind die Beweise?"

„Ich lasse eine gewisse anarchistische und bolschewistische Person, einen Jakob Bruckbauer, überwachen. Der hat sich

in einem entsprechenden Etablissement aufgehalten, in der Bodega. Und so hat unsere Kontaktperson festgestellt, dass sich auch Franz Hollenstein in jenes Lokal begeben hat. Auch wenn das bereits verdächtig ausschaut, für sich allein ist das noch nicht verwerflich, selbst wenn zu erwarten ist, dass dieser Besuch nicht ganz unschuldig ist. Wenn es zum Beispiel nur um die Beobachtung ginge. Die Person ging natürlich nicht hinein, sondern hat wieder auf Jakob Bruckbauer gewartet. Franz Hollenstein hat das Lokal einige Minuten früher als der Bolschewik verlassen. Wer daran denkt, dass dieser kurze Abstand nicht zufällig ist, ist ein Schelm …" Gelächter.

„Oder hat selbst widernatürliche Gedanken!" Hacki dachte an die Vorwürfe Jakobs gegenüber Johann.

„Im Zuge der weiteren Überwachung hat sich aber noch Gewichtigeres entwickelt: Jakob Bruckbauer wurde einige Zeit später angetroffen, als er in die Wohnung von Franz Hollenstein gegangen ist und sie erst gegen Morgen wieder verlassen hat. Wahrscheinlich in aller Früh, um nicht gesehen zu werden. Ich glaube, das ist Beweis genug für ein widernatürliches Verhältnis. Und sollte es tatsächlich nicht so sein, wäre zumindest der nahe Kontakt mit einem Bolschewiken bewiesen."

Er hatte doch auch mit Franz in einem Zimmer geschlafen. Sollte er sich jetzt ekeln? Es war ja nichts passiert.

„Es ist ja nicht alleine so, dass nur Franz Hollenstein Kontakt mit Bruckbauer hatte, sondern auch unser Hartmut." Hacki zuckte zusammen, wollte sich aber nichts anmerken lassen. Sollte er bestraft werden? „Aber das ist etwas ganz anderes. Ich habe Hartmut nämlich beauftragt, den Kontakt mit Jakob Bruckbauer nicht abreißen zu lassen, trotz der natürlichen Missgunst, die er einem Bolschewiken gegenüber hat." Hacki war erleichtert.

„Es geht aber noch weiter. Es ist offensichtlich, dass dieser Bolschewik Jakob Bruckbauer noch mehr wusste, und das kann er nur von Franz Hollenstein erfahren haben.

Er ist überraschenderweise bei einem Treffen in der Kasernengasse aufgetaucht. Also nicht im öffentlichen Lokal in der Webgasse. Und woher konnte er von diesem Ort und von dem Treffen wissen? Doch nur durch Franz Hollenstein. Durch ihn ist dieser Bruckbauer erst zur Gefahr für die Organisation geworden, weil er an Informationen gekommen ist, die er sonst nie bekommen hätte. Und weil er zum inneren Kreis gehört, ist Franz Hollenstein eine wirkliche Gefahr, mehr als dieser Bolschewik."

Der „Verteidiger" hatte sich bisher nicht geäußert. „Ich sehe keine Argumente, die für die Unschuld von Franz Hollenstein sprechen." Dieser Leutnant Georg Fürtner wirkte mehr wie ein Richter als ein Verteidiger. „Ich habe nur noch eine Frage: Wann ist das passiert, was Franz Hollenstein vorgeworfen wird?"

„Schon Mitte März. Wir haben noch zugewartet, auch in der Hoffnung, dass sich die Vorwürfe des Verrats nicht bewahrheiten und dass es eine Erklärung gibt für ein widernatürliches Verhalten." Hacki hatte bei Franz Hollenstein geschlafen, als bereits bekannt war, dass er Verräter war und ein Buserant. Er hoffte, niemand würde vermuten, er hätte was mit Franz gehabt.

„Es gibt noch etwas. Das ist allerdings nicht bewiesen, liegt aber beim vielfachen Verrat von Hollenstein im Bereich des Möglichen. Unser Freund Hartmut wurde unerwarteterweise in der Wohnung von Franz Hollenstein verhaftet, obwohl niemand wissen konnte, wo er sich aufhält. Es ist nicht erwiesen, aber es ist sehr wahrscheinlich, dass Franz Hollenstein Hartmut verraten hat. Das würde seinem Charakterzug als Judas entsprechen."

Ferdinand erhob die Stimme: „Wer dafür ist, dass Franz Hollenstein die Todesstrafe durch Erschießen verdient, der hebe die Hand."

Hacki schaute in die Runde und zögerte. Er sah keine Hand, die nicht in die Höhe gehoben wurde. Nur wenige wie die von

Johann schossen in die Luft, die meisten erhoben sich nur zögerlich. Schließlich wagte es Hacki nicht, seine Hand unten zu lassen.

„Normalerweise losen wir aus, wer die Erschießung durchführen muss. Aber wir haben uns schon im Voraus besprochen und sind zum Schluss gekommen, dass diese verantwortungsvolle Aufgabe einem verdienten Mitglied, nämlich Hartmut Steinhammer obliegt. Stimmen wir neuerlich ab."

Musste er das sein, weil er als Mörder schon gesucht wurde und keine Gefahr einer zusätzlichen polizeilichen Ermittlung bestand? Er selbst wollte nicht mitstimmen.

Es hoben sich nicht alle Hände, aber die von Ferdinand und Johann.

„Ich verstehe, dass du es nicht tun willst, Hartmut, darum brauchst du nicht mitstimmen. Aber wir müssen schon jetzt einiges an Aufwand betreiben, den dein Untertauchen erfordert."

Er verstand die Motivation und er wollte auch nicht widersprechen. Und es wusste ja niemand, dass es tatsächlich sein erster Mord sein würde. Wenn er doch den Auftrag bekäme, Jakob oder irgendeinen anderen Bolschewiken zu ermorden! Aber einen Kameraden, noch dazu einen, den er als Freund betrachtete, das traf ihn schon. Schweren Herzens fügte er sich in das Unabwendbare.

*

Er bekam schließlich von Johann Soucek den Auftrag, sich noch am selben Abend mit Franz Hollenstein bei der verfallenen Aussichtswarte am Kaltbründlberg zu treffen. Wenn möglich, sollte der Tod von Franz wie ein Selbstmord ausschauen, aber er hätte ihn auf jeden Fall zu erschießen.

Nachdem es dunkel geworden war, begleitete ihn Franz-Josef noch zur Vorortelinie und fuhr mit ihm nach Hütteldorf.

Dort kletterte Hacki über die Mauer in das frühere Jagdgebiet des Kaisers und ging zügig durch Wiesen und Wald Richtung Kaltbründlberg. Er kannte den Weg nicht, aber Soucek hatte ihn genau instruiert. Zum Glück war es ein sternenklarer Himmel mit hellem Mond. Die Aussichtswarte auf der höchsten Erhebung des Lainzer Tiergartens war auf der kahlen Kuppe im Mondlicht zu erkennen. Immer wieder raschelte es und auf hell beschienenen Wiesen oder Lichtungen konnte er die Schatten von Wildschweinen erkennen. Wie schön, wenn das nur ein Frühlingsspaziergang wäre?

Er sah vorerst niemanden, als er bei der Ruine des Aussichtsturms ankam. Kaum stand er dort und wollte sich umdrehen, um Franz zu suchen, trat dieser aus dem Dunkeln heraus. Sie begrüßten sich erfreut mit Handschlag. Hacki war froh, dass Franz in der Finsternis sein Gesicht nur ungenau erkennen konnte. Wie sollte er es anstellen, ihn auf den Turm zu locken, um ihn hinunterzustürzen? Oder sollte er ihm einfach aus der Nähe in den Kopf schießen und ihm dann die Pistole in die Hand drücken?

„Unter anderen Verhältnissen hätte ich mich gefreut, dich zu treffen. Ich würde dir danken, dass du mich versteckt hast. Hast du mich an die Polizei verraten?“ Hacki hätte nicht gedacht, dass er so schnell zum Punkt kommen würde. Er zog die Pistole heraus, entsicherte sie und richtete sie auf den Kopf von Franz. Das Geräusch des Ladens hallte durch den Wald. Wie laut würde erst ein Schuss sein?

Jemand rief „Hände hoch“. Er legte die Pistole auf den Boden. Der Polizist August Thiel trat auf ihn zu, riss ihm die Hände nach hinten und ließ die Handschellen einschnappen. Gleich darauf erschienen Jakob und eine Frau, die er nicht kannte.

„Sei froh, dass du niemanden umgebracht hast“, sagte Jakob.

„Ihr glaubt also nicht, dass ich Otto, äh Hauptmann Reinsfeld, umgebracht habe?“

„Wir verdächtigen inzwischen Soucek wie du weißt. Wir wissen mittlerweile, dass Soucek vor dir in der Villa war, als geschossen worden ist. Und da haben wir noch eine Frage an dich: Er war vor dir dort, du könntest ihn gesehen haben, denn er hat erst nach dir das Haus verlassen."

„Er war im Keller", fiel Hacki spontan ein.

„Das haben wir uns auch gedacht. Außer du hast ihn gesehen, was ich nicht vermute."

„Was sagt denn Grete, äh Frau Reinsfeld?"

„Das würden wir selbst gerne wissen. Sie sagt nichts." Natürlich wusste Hacki, dass sie dieser Thiel nicht mehr verhören durfte.

„Und ihr wisst nichts von einem Femedolch …?"

„Das habe ich ihm eingeredet", warf Franz ein, „Hartmut hat mir erzählt, dass er einen Dolch vor der Türe gesehen hat. Und ich hab ihm dann die Geschichten von der Feme erzählt. Aber aktuell hat das wahrscheinlich gar keine Bedeutung.

Und du solltest mich umbringen?", wandte sich Franz zu Hacki.

Der druckste herum und antwortete nichts.

„Du wirst uns sagen, wer aller dabei war und dafür gestimmt hat, mich umzubringen!", forderte ihn Franz noch einmal auf. Der kannte sich offensichtlich mit solchen Tribunalen aus. Er wusste, dass eine Versammlung bestimmen muss, ob jemand getötet werden muss, aber auch wie und durch wen.

Hacki antwortete nicht. Hatte Franz die Seiten gewechselt? Er hatte geglaubt, vielleicht auch gehofft, dass er gar nicht kommen würde. Er war ja gar kein Mörder. Aber dass Franz ganz auf die andere Seite übergegangen war? Ach ja, da war die Geschichte mit Jakob. Widernatürlichkeit passt doch sehr gut zu Verrätern.

„Wir könnten dich ja auf der Flucht erschießen", deutete Jakob an.

Hacki sagte nur: „Natürlich war Johann Soucek dabei.“ Und nach einer Pause. „Wie ihr euch denken könnt.“

Hacki sagte vorerst nichts mehr, er wollte nicht schon wieder zum Verräter werden. Zugleich fühlte er sich von allen im Stich gelassen, von Johann, von Ferdinand, vielleicht auch von Franz-Josef. Wussten die alle, dass nicht er der Mörder war, oder wusste das nur Johann Soucek?

Schließlich machten sie sich auf den Rückweg. Mit den Händen am Rücken trottete er neben Jakob und Franz, Thiel und die Frau folgten ihnen. Er hätte davonlaufen können. Sollte er sich erschießen lassen? Aber dann musste er an Grete denken.

Die Frau hatte seine Pistole genommen und ging auf der Straße hinter ihm her, nachdem sie ihm dort die Handschellen wieder abgenommen hatten. Ob das ein Vorteil ist, dass bei denen auch die Frauen bewaffnet sind?

Der Plan

So landete er wieder im Polizeigefangenenhaus, in das ihn Thiel noch in der Nacht einliefern ließ. Er kam sogar in dieselbe Zelle, in der er schon gewesen war.

Am nächsten Vormittag besuchte ihn Johann: „Ich weiß, du kannst nichts dafür. Du hast deine Aufgabe pflichtgemäß erfüllt, davon bin ich überzeugt. Aber Hollenstein hat sich neuerlich als Verräter entlarvt."

„Ich habe da eine Frage. Die Beschuldigungen, ich meine, die Verfehlungen waren ja schon lange her. Ja, er hat mich vielleicht verraten. Aber eigentlich hätte das doch schon viel früher passieren müssen."

„Natürlich hätten wir ihn schon früher entfernen können, Aussteigen oder Ausschließen gibt es bei uns ja nicht. Durch seine widernatürlichen Kontakte ist er ein andauernder Unsicherheitsfaktor. Und du kannst dir denken, ich habe es mir nicht leicht gemacht. So eine Entfernung ist kein einfacher Akt. Und schließlich brauche ich dich als Werkzeug für die nationale Revolution. Dazu komme ich gleich. Es ging auch darum, dass du das Töten lernst …."

Johann wusste ja, dass Hacki nicht der Mörder Reinsfelds war. Gab er damit nicht auch zu, dass er es war?

„Und Otto war auch ein Verräter?"

„Ja, du weißt selbst, dass er zum Problem geworden ist. Mit seiner Spielerei. Er hat schon Waffen verspielt wie auch eure Miete. Über kurz oder lang hätte er auch noch seine Frau verspielt. Und mit der Feindschaft zu dir wurde er zum Problem."

Johann wollte offensichtlich nicht direkt zugeben, dass er Otto umgebracht hatte.

„Jetzt komme ich zum eigentlichen Grund für meinen Besuch. Ich habe eine wichtige Aufgabe für dich. Du wirst heute noch hinauskommen. Wir haben ja das letzte Mal darüber gesprochen, dass es eine Auseinandersetzung zwischen den Bolschewiken und den Sozialdemokraten geben muss. Und das soll heute passieren. Es wird Demonstrationen geben und du wirst demnächst entlassen. Eine eingeweihte Person wird dich durch den Eingang in der Berggasse hinausbringen. Du begibst dich sofort zu den Hofstallungen bei der Burggasse. Dort wird Franz-Josef auf dich warten. Er wird dir ein Paket übergeben. Dann gehst du zum Eingang des Palais Epstein in der Bellariagasse."

„Geht Franz-Josef mit?"

„Nein, wir brauchen jeden Mann in der Stadt." Hacki war sich nicht sicher, ob es ihm lieber war, die entscheidende Aktion alleine oder zusammen mit Franz-Josef durchzuführen.

„Das Haustor wird offen sein. Du gehst in den dritten Stock in das Büro von Sektionschef Kalecki. Im Gepäck wird ein Schlüssel zu diesem Zimmer sein. Ebenso wie eines der besten und zielgenauesten Gewehre, die es gibt. Dann mach's dir dort gemütlich. Du wirst beobachten können, wie die Demonstranten kommen. Das braucht dich vorerst nicht zu kümmern. Du kannst dir die Ereignisse wie im Theater anschauen. Früher oder später wird die Volkswehr aufmarschieren, vielleicht auch schon in Auseinandersetzungen mit den Demonstranten verwickelt sein. Und dann darfst du anlegen und schießt auf die Volkswehr. Wenn du willst, kannst du auch auf die Demonstranten schießen. Auf keinen Fall aber auf Polizisten!"

Johann hatte ihn also auch wegen der Aktion ausgewählt, die er am 12. November doch nicht ausgeführt hatte.

„Die Volkswehr wird dann auf die Demonstranten schießen", setzte Johann fort. „Das braucht dich nicht mehr kümmern.

Du packst das Gewehr ein und gehst durch die gleiche Türe hinaus, durch die du hineingekommen bist. Dann kommst du auf dem schnellsten Weg in die Villa. Das wird der Beginn des Bürgerkriegs sein. Polizisten werden dich nicht kontrollieren. Aufpassen musst du nur bei der Volkswehr. In der Villa wirst du mich und auch Grete treffen. Die Soldaten werden vielleicht schon an ihren Einsatzorten sein. Schließlich wirst auch du zu deiner Gruppe stoßen. Wir werden die Bolschewiken bekämpfen und dabei übergangsweise mit den Sozialdemokraten zusammenarbeiten. Am erfolgreichsten werden wir sein, wenn die Bolschewiken Positionen einnehmen, die dann wir erstürmen und so als die eigentlichen Sieger dastehen."

„Und was wird mit mir weiter passieren? Ich gelte ja offiziell als Verdächtiger."

„Du bist so wichtig, dass du sicher amnestiert wirst. Und wenn das zu lange dauert, wirst du ins Ausland gehen. Kämpfer werden auch anderswo gebraucht."

Alles wirkte sehr genau geplant. Hacki rechnete überhaupt nicht damit, dass irgendetwas schief gehen könnte.

Der Beginn des Bürgerkriegs

Noch bevor Hacki sein Mittagessen bekam, sperrte ein Beamter auf und führte ihn durch mehrere Gänge zum Ausgang zur Berggasse. Der Posten dort grüßte sie freundlich. Der Beamte wünschte ihm noch viel Glück, bevor Hacki Richtung Hofstallungen eilte. Dort wartete bereits Franz-Josef: „Heute beginnen wir etwas ganz Großes."

Er drückte ihm das Paket in die Hand, und Hacki lief die Bellariastraße hinunter zum Eingangstor des Palais Epstein. Dieses Seitentor, das nicht so oft benutzt wird wie das am Ring, war tatsächlich nicht abgeschlossen. Hacki landete in einem finsteren Gang, seine Augen mussten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen. Eigentlich hätte er stundenlang Zeit, das Büro des Sektionschefs Kalecki zu finden. Er ging die Stiegen hinauf. Er wusste ja, die Fenster mussten auf die Seite zum Parlament hinausgehen. Er fand das Büro schneller, als er sich gedacht hatte und sperrte es auf. Die Fenster waren riesengroß und boten einen guten Blick auf den Ring und Teile des Schmerlingplatzes. Wie sollte er das Gewehr anlegen, ohne durch ein offenes Fenster erkannt zu werden? Er stellte sich auf den Schreibtisch und versuchte es von dort, aber er konnte das Gewehr nicht ruhig halten. Schließlich schob er einen riesigen Fauteuil vor das Fenster. Er kniete sich darauf, legte das Gewehr auf die Lehne und zielte auf den Platz. Das war die richtige Stellung, um seinen Auftrag auszuführen. Bis herausgefunden worden wäre, dass diese ersten Schüsse keine Demonstranten abgegeben haben, wäre schon alles in Gang und die Situation bereits eskaliert.

Und dann musste er warten. Es war noch nichts los, er sperrte das Gewehr im Büro ein und begutachtete die leeren Gänge in allen Stöcken und im Parterre. Dann setzte er sich wieder ans Fenster und beobachtete aus dieser Position den ganzen Nachmittag die Vorgänge auf dem Platz. Um halb vier trafen die ersten Demonstrierenden auf dem Ring vor dem Parlament ein. Es waren viele Jugendliche, auch Mädchen und junge Frauen. Die Menge wuchs schnell an. Eine Zeit lang blieb es noch ruhig, aber irgendwann begannen die Menschen, das Parlament mit Steinen und anderen Wurfgeschoßen zu bewerfen. Ein Kohlenwagen wollte ins Gebäude fahren. Da sich aber daneben Demonstrierende hineindrängten, wurde das Tor nur einen Spalt geöffnet und sofort wieder geschlossen. Burschen und Mädchen sprangen auf den Wagen und warfen die Kohlenstücke hinunter. Viele wurden zu Wurfgeschossen gegen das Parlamentsgebäude. Manche bearbeiteten die Parterrefenster mit Krampen, Mistschaufeln und anderen Werkzeugen. Die jungen Leute drückten und schlugen gegen das Tor. Das ging nicht auf, aber die Türfüllung gab immer mehr nach. Zwischendurch stoben die Leute auseinander.

In Richtung des Justizpalastes wurden Barrikaden aus Gartenbänken und einem Wagen errichtet. Auch von dort warfen die Burschen und Mädchen alles, was sie in die Finger kriegten, auf von Hacki vermutete Wachebeamte. Dann wurde geschossen, kurz darauf sprengte die berittene Wache mit gezogenen Säbeln heran und versuchte, die Leute zu vertreiben. Sie wurden von allen Seiten mit Steinen beworfen. Auch einzelne Schüsse waren zu hören, eher von Pistolen, wahrscheinlich aus der Demonstration abgefeuert. Hacki duckte sich hinter das Fenster, weil auch von unterhalb Wurfgeschosse auf die Reiter geworfen wurden und, allerdings weit unterhalb, das Palais Epstein trafen. Es könnte doch jemand heraufschauen. Die Reiter antworteten, indem sie mit gezogenem Säbel vorbeigaloppier-

ten. Kaum waren die Berittenen weg, füllte sich der Schmerlingplatz neuerlich mit Menschen. Hacki sah Flammen aus drei Fenstern des Parlaments die Szenerie erleuchten. Sonst lag alles im Halbdunkeln, weil die Gaslichter zerstört wurden. In der Dämmerung war dunkler Rauch zu erkennen. Wenig später brannte in der Mitte des Platzes ein Fass und bot zusätzliche Beleuchtung.

Er hatte überhaupt nicht daran gedacht, dass es zu finster dafür sein könnte, den Unterschied zwischen Polizei und Volkswehr zu erkennen. Mehrfach legte er das Gewehr an und visierte beliebige Personen an.

Dann marschierte eine Formation von Wachebeamten zu Fuß heran und Hacki hörte neuerlich Schüsse. Während das erste Fass nur noch vor sich hingloste, stieg auf einmal ein Stück weiter neuerlich eine Feuersäule auf, offensichtlich ein weiteres, dieses Mal besser gefülltes Benzinfass. Während dieser Auseinandersetzungen fuhren immer wieder Kraftfahrzeuge der Rettung heran, die weder von den Demonstrantinnen und Demonstranten noch von der Polizei behindert wurden.

Hacki hörte neben dem andauernden Lärm auch Hochrufe vom Ring her. Zuerst hatte er gedacht, es wäre schwierig bis unmöglich, die Volkswehr zu erkennen, aber jetzt war es offensichtlich, dass die Einheiten, die im fahlen Licht zwischen den Exzedentinnen und Exzedenten und dem Parlamentsgebäude aufzogen, nur die Volkswehr sein konnte. Die Menge war kaum mehr zu vergleichen mit der vorherigen. Hacki konnte die geschlossenen Einheiten gut erkennen. Weil der Tumult praktisch zum Erliegen kam, würden einzelne Schüsse jetzt sicher auffallen. Trotzdem wollte er seinen Auftrag ausführen und öffnete das Fenster. Die Ziele waren gut zu erkennen, erst recht, weil er keine Rücksicht auf die Demonstrierenden nehmen musste. Gespannt kniete er auf dem Fauteuil. Ein bisschen unangenehm, dass er mit den Knien einsank. Er legte an …

Scheitern und Neuanfang

Hacki hörte ein Geräusch hinter sich. Er schaute vom Gewehr auf und drehte sich um. Jakob sprang auf ihn zu und warf ihn mit einem starken Stoß vom Fauteuil. Er fiel zu Boden.

„Du wolltest auf die Volkswehr schießen?“

Hacki stand wieder auf und griff automatisch nach der am Boden liegenden Waffe. Jakob versuchte, sie ihm aus der Hand zu reißen. Inzwischen war vom Gang aus Lärm zu hören. Wahrscheinlich waren Demonstranten eingedrungen. Hacki rannte hinaus. Zum Glück hatte er sich die Gänge eingeprägt, so vermied er es, die erste Stiege hinunterzulaufen, dorthin, wo der Lärm herkam, sondern ging schnellen Schrittes im dritten Stock den Gang entlang zur Stiege, die hinunter zum Ausgang Bellariastraße führte. Er fand den Weg im fahlen Lichtschein ganz leicht. Zwischendurch drehte er sich immer wieder um und schaute, ob ihm Jakob folgte, aber der fand den Weg durch die Gänge wahrscheinlich nicht so leicht. Das Haustor, durch das er hereingekommen war, war noch offen, und auf der Straße waren im Gegensatz zur Vorderseite kaum Menschen, und wenn, eilten sie vorbei, entweder davon oder hin zu den Ereignissen am Schmerlingplatz.

Wieder war Hacki gescheitert. Und wieder war dieser Jakob schuld. Er hatte wieder nicht geschossen. Er hatte das Gewehr verloren. Sollte er nun seinen Auftrag erfüllen, in die Villa gehen und dort das Kommando über seine „Soldaten“ übernehmen? Aber hätte es funktioniert, wenn er geschossen hätte? Der Tumult hatte mit dem Eintreffen der Volkswehr praktisch

aufgehört. Vielleicht hätten die draußen ganz schnell bemerkt, dass nicht von ihnen, sondern aus dem Palais Epstein geschossen wird? Hätte das nicht zum Ergebnis gehabt, dass die Demonstranten gemeinsam mit der Volkswehr gegen ihn vorgegangen wären?

Auftrag ist Auftrag. Die Bestrafung würde er schon aushalten. Und außerdem wird sicher jeder Mann gebraucht. Und bei den Übungen hatte er doch schon bewiesen, dass er im Militärischen gut ist. Er ging über die Josefstadt Richtung Villa. Anfangs waren die Gaslaternen zerstört, desto weiter er kam, desto mehr Licht gab es.

Ein Kraftfahrzeug stand vor der Villa in der Edmund-Weiß-Gasse. Einer seiner Gymnasiasten, der als Wachposten an der Tür stand, grüßte ihn und deutete hinein. Wie erwartet, war die Tür offen. Im Wohnzimmer saßen Johann, Franz-Josef, Ferdinand und noch ein Offizier, den er nur vom Sehen kannte.

„Leutnant Steinhammer, Hartmut, schön dass du da bist", freute sich Ferdinand.

„Auftrag konnte nicht ausgeführt werden. Die Situation zwischen Demonstranten und Volkswehr war zu friedlich."

„Du hast richtig gehandelt. Das hätte Komplikationen gegeben", sagte Ferdinand.

Johann konnte seine Wut kaum verbergen: „Nein, es war falsch. Wir müssen unseren Plan durchführen, komme, was wolle. Man kann nicht immer damit rechnen, dass alles glattgeht. Der Kampf für das deutsche Vaterland ist nicht immer einfach. Wir führen den Aufmarsch durch!"

„Du musst einsehen, dass unser Plan gescheitert ist. Noch ist nichts passiert. Wir tun so, als wäre nichts gewesen, und warten auf unsere nächste Chance. Hartmut und Franz-Josef, ihr befehlt euren Soldaten, heimzugehen."

„Nein, das werdet ihr nicht. Ich befehle euch, euch abmarschbereit zu machen und auf den Angriff zu warten."

Hacki wusste nicht recht, welche Seite er einnehmen soll. Er konnte die Argumente für das Scheitern nachvollziehen. Er hatte ja das Einvernehmen zwischen Volkswehr und Demonstrierenden selbst gesehen. Aber er wollte etwas unternehmen. Und würde ihn nicht erst eine nationale Revolution von der Bedrohung durch die Justiz als Mörder von Otto befreien? Wer hat tatsächlich die entscheidende Befehlsgewalt? Natürlich Ferdinand als Militär und nicht der Zivilist Johann. Franz-Josef war schon aufgestanden, um sich bereit zu machen, Hacki stand immer noch in der Türe.

„Unsere Soldaten sind im Garten", sagte Franz-Josef.

„Bleib sitzen!"

Ein Wachposten stürzte herein und meldete, dass ein Auto gekommen sei.

„Vielleicht können sie nicht vorbei an unserem Automobil." Ferdinand zog seine Pistole und deutete damit Hacki und Franz-Josef, ihm zu folgen. Es war äußerst selten und ungewöhnlich, dass überhaupt ein Auto hier heraufkommt. Niemand von den Nachbarn besaß ein solches, auch wenn sie betuchte Leute waren. Es war ein Taxi, das hinter ihrem Auto stehen geblieben war. Im Dunkeln konnten sie zwei Personen erkennen, die den Taxifahrer bezahlten. Der versuchte, das Automobil zu reversieren, konnte aber nicht umdrehen und rollte vorsichtig zurück.

Der Platz zwischen dem vor der Villa stehenden Automobil und der Gartenmauer war so schmal, dass nur eine Person durchgehen konnte, die beiden Ankömmlinge mussten hintereinander gehen. Es war der Polizist August Thiel, Hacki stürzte sofort auf ihn zu und riss ihm die Pistole aus der Hand. Franz-Josef überwältigte die ihm folgende Frau, die bei Hackis Festnahme dabeigewesen war und entwand auch ihr die Waffe. Es war offensichtlich, dass die beiden nicht damit gerechnet hatten, schon hier auf der Straße überrascht zu werden.

Während sie sie vor sich ins Haus gehen ließen, beugte sich Hacki zu Ferdinand hinüber: „Das ist August Thiel, der Expolizist. Der und die Frau haben mich im Lainzer Tiergarten überwältigt."

„Schau an, wen wir da haben", freute sich Johann. „Herr Leutnant Thiel und seine Verlobte Agnes Breitwieser. Sie erlauben sich, hier unberechtigt einzudringen. Vielleicht sollten wir diese ungebetenen Gäste erschießen. Einbrecher sind ja sehr gefährlich."

„Sperrt sie in den Turnsaal!", befahl Ferdinand.

„Jetzt geht es euch so wie Luxemburg und Liebknecht, diesen Bolschewiken. Nur dass ihr nicht so berühmt seid. Ein kleiner Polizist und seine Verlobte", rief ihnen Johann nach, als sie die beiden hinunterbrachten.

„Was soll mit denen passieren?", fragte Hacki. „Wir können sie doch nicht hier erschießen! Das wäre viel zu auffällig."

„Wir müssen weitermachen. Macht euch bereit für den Abmarsch …"

„Nein, Ferdinand hat schon recht. Wir würden nicht nur gegen die Bolschewiken kämpfen müssen, sondern gegen die Volkswehr. Dafür sind wir auf jeden Fall zu schwach."

„Danke, Hartmut. Richtige Einschätzungen sind wichtiger als Heldentum bis zum Schluss", lobte ihn Ferdinand. „Es würde zu lange dauern, bis die Heimwehren aus der Steiermark kommen. Wir wären in diesem jüdisch und bolschewistisch verseuchten Wien viel zu schwach, um uns zu halten. Wenn die Volkswehr nicht gegen die Bolschewiken kämpft, haben wir keine Chance."

„Hartmut, dass du mir in den Rücken fällst, habe ich nicht erwartet. Du weißt ja nicht, was ich alles für dich getan habe. Du siehst wahrscheinlich nur deine Aufgaben. Aber ich habe dich aus dem Gefängnis geholt. Du und Franz-Josef, ihr seid von mir finanziell unterstützt worden. Ich habe dich wirklich

geliebt. So wie nur Männer lieben können.“ Hacki musste an das Ziel einer Männergemeinschaft denken, von der Franz geredet hatte. „Und ich habe deine Beziehung mit Grete eingefädelt.“

Johann sah wohl Hackis erstaunten Blick: „Ohne mich wärst du nie aus dem Keller hinauf zu Grete gekommen.“

„Das hat doch Grete gewollt.“ Immerhin musste ihr Johann auf irgendeine Art nahe stehen.

„Ja, entschuldigt mich“, änderte sich die Stimmung von Johann. „Ich bin noch viel zu sehr in Gedanken bei der nationalen Revolution. Ihr habt ja recht, wir sind zu schwach. Wir müssen die Aktion verschieben.“ Hacki atmete erleichtert auf.

„Dann ist ja unsere Aufgabe für heute Nacht erledigt“, wandte sich Ferdinand zum zweiten anwesenden Offizier. „Waldemar, wir können gehen. Hartmut und Franz-Josef, befehlt euren Soldaten, die Waffen und die Munition in den Keller zu räumen. Die persönlichen Gewehre in den Weinkeller. Dann Vergatterung im Garten, aber leise. Im Anschluss Entlassung für die Jüngeren. Hartmut bleibt mit einer Gruppe da zur Absicherung. Die Lage ist ja noch nicht ganz geklärt.“

Hacki und Franz-Josef gingen in den Garten, ließen die Gymnasiasten die Waffen durch den Kellereingang hineinräumen, der direkt ins Haus führt. Nachdem sie sich aufgestellt hatten, wurde der größte Teil nach Hause geschickt, besonders die Jüngeren, sieben blieben und setzten sich mit ihren Gewehren wieder auf die Gartenbänke. Zwei hatten vor dem Haus als Wache zu bleiben.

Zurück im Wohnzimmer verabschiedeten sie sich von Ferdinand und Waldemar. Noch beim Hinausgehen befahl Soucek: „Franz-Josef, du gehst hinunter in die Schulgasse. Sie sollen mit mindestens drei Mann heraufkommen. Sie müssen eine Verhaftung vornehmen. Wahrscheinlich ist Wachkommandant Schneeberger da, dem kannst du sagen, dass wir diesen sau-

beren Herrn Thiel bei einem Einbruch festgenommen haben. Hartmut, du gehst hinauf zu Grete. Sie wird schon alles gepackt haben. Wir werden nämlich gemeinsam ins Ausland fahren."

„Wer?"

„Du, Grete und ich. Wir fahren nach Tulln. Dort treffen wir jemanden, der uns morgen nach Bayern bringt. Unsere Leute warten schon auf uns. Dort brauchen wir Kämpfer wie dich."

Während sich Franz-Josef entfernte, lief Hacki erfreut und beschwingt zu Grete hinauf.

VIII.

Kairos

Die revolutionären Ereignisse hatten sich in den letzten Tagen noch einmal zugespitzt. In Bayern scheiterte ein konterrevolutionärer Putsch gegen die Räterepublik. Ein Teil des Zentralrates, so zum Beispiel Erich Mühsam, wurde verhaftet. Obwohl sich die kommunistische Partei eine Woche davor geweigert hatten, daran teilzunehmen, stellte sie jetzt die neue Räteregierung. Sie forcierte den Aufbau einer Roten Armee. Jakob wunderte sich über die Veränderung ihrer Position. Sie hatten sich davor nicht beteiligt, weil sich die Bevölkerung angeblich noch nicht weit genug für die Räterepublik begeistern ließ. Konnte sich das Bewusstsein der Bevölkerung in dieser kurzen Zeit so geändert haben?

„Was habe ich gesagt? Erst wenn sie dominieren, sind sie für das Rätesystem", ärgerte sich Steffi. „Eigentlich sind jetzt wir dran. Die warten auf die Revolution bei uns in Österreich. Wegen der ungarischen Räterepublik. Aber bei uns blockieren das der Bauer und der Deutsch und die Sozialdemokraten." Der Außenminister Otto Bauer galt als linkes Aushängeschild und Staatssekretär im Heereswesen Julius Deutsch kommandierte die Volkswehr. „Nicht umsonst haben sie den Josef Frey abgesetzt. Die haben Angst, dass sie die Kontrolle verlieren. Die Arbeiter sind ja radikaler, als es ausschaut."

„Wenn ich was zu sagen hätte, wäre morgen der entscheidende Zeitpunkt …"

„Wenn du was zu sagen hättest? Du möchtest wohl im Geheimen ein revolutionärer Führer sein."

„Nein, ja, ich hab da grad was gelesen.“ Jakob holte ein dickes Philosophielexikon aus seiner Tasche. „Das hab ich bei Katharina gefunden.“

„Hoch philosophisch“, machte sich Steffi lustig. „Was lernst du daraus?“ Ihr Ton war übertrieben, nicht ernst gemeint.

Jakob ließ sich nicht beirren: „Das ist wie Kairos! Wir müssen den entscheidenden Zeitpunkt nützen, die Regierung stürzen, die Revolution … die Räterepublik ausrufen!“ Jakob zeigte Steffi den Eintrag:

Kairos: 1) Der Moment, in dem der Bogenschütze, die Sehne des Bogens aus der Spannung entlässt und dadurch der Pfeil sein Ziel erreicht. 2) Der religiös-philosophische Begriff für den günstigen Zeitpunkt der Entscheidung, dessen ungenütztes Verstreichen sich nachteilig auswirkt.

„Und du glaubst, die Kommunisten in Bayern haben jetzt die Entscheidung getroffen?“

„Nein, wir stehen vor der Entscheidung!“

„Und darum warten die Kommunisten bei uns ab. Du hast sie ja erlebt letztes Wochenende. Sie sagen zu allem, was passiert, es ist verfrüht.“

In den letzten Tagen war ein Emissär der Kommunistischen Partei Deutschlands in Wien gewesen und hatte ihnen von den Kämpfen in Berlin und von den Problemen der Kommunistinnen und Kommunisten dort erzählt: Sie seien vor dem Dilemma gestanden, dass sie wussten, dass der Generalstreik in einer Niederlage enden würde. Aber sie hätten sich beteiligen müssen, um nicht als Bremser dazustehen. Diese Argumente bestätigten neuerlich die zögerlichen Positionen der KPDÖ.

„Aber sie bauen die Spannung auf, indem sie unerfüllbare Forderungen aufstellen“, setzte Steffi fort. „Die Spannung baut sich doch von selbst auf, ohne Kommunisten: der Eisenbahner-

streik, die Kommune in Wiener Neustadt, die wilde Sozialisierung in Donawitz. Die Spannung steigt, obwohl die Sozialdemokraten alles daran legen, jede Unruhe abzuwürgen."

„Kairos!"

„Und dann wieder die Demonstrationen von den Invaliden und Heimkehrern und natürlich die arbeitslosen Frauen. Aber was sollen wir entscheiden? Wir sind morgen sowieso dabei."

„Das Parlament stürmen, die Räterepublik ausrufen …"

„Wie der Steinhardt am 12. November?"

„Eigentlich kann das nur die Rote Garde machen, nein, die Volkswehr. Die müssen was machen."

„Putschistisch wie unsere Kommunisten." Steffi deutete mit ihren Fingern Anführungszeichen an, um die von ihr nicht ernst gemeinten Vorwürfe der bürgerlichen Presse infrage zu stellen.

„Vielleicht sind wir doch auch Putschisten?"

„Wir müssen die Volkswehr dazu bringen, mit uns aufzumarschieren. Oder zumindest Teile davon. Aber immer wieder setzte sich die Disziplin durch, sogar bei der Roten Garde."

„Wenn's um den Vergleich mit dem Spannen des Bogens geht, geht es nicht nur um den Zeitpunkt, sondern vielmehr um das Ziel." Jakob ließ sich von seinem Vergleich nicht abbringen. „Der Bogen muss in die richtige Richtung gerichtet sein, nicht mehr nur für Zuschüsse an Invalide und Heimkehrer, sondern gegen den Kapitalismus und für die Räterepublik."

„Was du immer mit deinem Bogen hast …"

„Kairos! Wir müssen morgen nicht nur die Massen aufklären, das auch, du hältst eh eine Rede, sondern die Räterepublik …" Jakob zögerte.

„Das mit dem Zeitpunkt könnten sich die Konterrevolutionäre aber auch denken." Jakob ließ nicht locker. „Wenn die die Richtung bestimmen? Wenn die es schaffen, dass die sozialdemokratische Volkswehr und die Demonstranten aufeinander schießen. Wenn die Provokateure in die Demo einschleusen?"

„Manchmal braucht es nicht einmal die provozierenden Konterrevolutionäre. Wenn das eskaliert, lassen sich manche nicht aufhalten.“ Steffi legte eine Pause ein. „Nein, selbst die chaotischsten Buben haben ein Klassenbewusstsein. Die gehen nicht gegen die Volkswehr vor.“

„Vielleicht ist morgen alles so wie immer. Die Leute schicken Delegationen. Dann wird über Forderungen geredet, dann gibt es einige Zugeständnisse, zumindest zugesagt und dann werden weitere Demonstrationen angekündigt.“

Franz Hollenstein

„Da steht so ein komischer Bartträger vor der Türe," sagte Katharina, „und fragt nach dir."

Jakob dachte sofort an Franz Hollenstein. Und tatsächlich, er war es.

„Ich wollte dich nie wieder sehen", empfing ihn Jakob, „was willst du?"

„Ich will nichts von dir, oder ich will nichts, was mit uns zu tun hat. Es ist ganz etwas anderes, wie soll ich anfangen? Aber es hat mit dir zu tun."

„Lass ihn halt rein", sagte Katharina, die wahrscheinlich schon ahnte, dass es um die intime Beziehung ging, von der Jakob erzählt hatte. Sie setzten sich in die Küche.

„Wie soll ich das sagen?", meinte Franz mit einem Blick auf Katharina. Offensichtlich wollte er mit Jakob alleine reden.

„Katharina ist eine sehr gute Freundin von mir. Sie weiß, dass du mit mir geschlafen hast. Und ich hab ihr erzählt, dass uns der Spitzel damals erwischt hat."

Katharina wollte schon zum Gehen aufstehen, aber Jakob deutete ihr, dass sie dableiben solle.

„Also. Es hat schon damit zu tun. Aber du weißt doch, dass ich Frauen nicht vertraue."

„Ich vertraue Katharina, also sag, was du auf dem Herzen hast."

„Es hat mit dem zu tun, dass ich mit dir, du weißt schon …"

„Aber das ist doch schon ewig her!"

„Trotzdem, ich kann das nicht genau erzählen. Aber da pas-

sieren so seltsame Dinge. Ich bin da mit meinen Freunden sonst immer zusammen …“

„In deiner konterrevolutionären Gruppe?“

„Und dann hat es ein Treffen gegeben, da war ich ausdrücklich nicht dabei. Eine wichtige Person …“

„Johann Soucek?“

„Eine wichtige Person hat mich getroffen. Ja, es war Johann, Johann Soucek. Und er hat gesagt … Er hat gesagt, dass ich ab jetzt nicht mehr erwünscht bin. Ich habe nicht gewusst, warum. Er hat mir dann die Widernatürlichkeit an den Kopf geworfen. Aber vielleicht ist es auch um etwas anderes gegangen. Hartmut hat sich ja bei mir versteckt. Und die Polizei hat ihn dort abgeholt. Vielleicht war das der Grund, dass sie glauben, ich habe Hartmut verraten. Ich bin nämlich genau ab dem Zeitpunkt nicht mehr eingeladen worden. Aber es gibt noch etwas anderes. Ich war zwar ausgeschlossen, aber dann kommt auf einmal Soucek zu mir und sagt, dass ich Hartmut treffen soll. Der will mich unbedingt sehen. Ich hab mir ja gedacht, dass Hartmut glaubt, ich bin der Verräter. Aber wo ich ihn treffen soll, das ist ganz ungewöhnlich. Wir sollen uns nämlich bei der Aussichtswarte auf dem Kaltbründlberg treffen. Ich kann mir nur vorstellen, dass mich Hartmut dort umbringen soll.“

„Dann gehst du einfach nicht hin!“

„Ich hab an dich gedacht, weil du kennst ja den Hartmut. Drum hab ich mir gedacht, du gehst mit. Dann traut er sich das nicht.“

Plötzlich war Jakob wieder mehr involviert, als er sich das wünschte. Vorgestern war Hacki bei ihm und jetzt kam auch noch Franz, den er doch nie wiedersehen wollte.

„Wann sollst du hingehen?“

„Heute Nacht.“

„Und du glaubst, dass Hacki, äh Hartmut allein kommt. Wird dann nicht der Soucek dabei sein?“, warf Katharina ein.

„Wir gehen zum Gustl. Der ist ja der Einzige, der von der Polizei in dieser Sache irgendwie verlässlich ist, und ich gehe nicht allein mit Franz hin."

„Und was machen wir mit dem Soucek, wenn er kommt? Ich würde ihn ja liebend gern umbringen. Ich glaub, ich darf da nicht mitgehen," meinte Katharina. „Nein, ich gehe nicht mit."

*

Sie gingen zu Agnes und Gustl in die Wohnung.

„Du kannst dich wieder verdient machen, wenn du den Hacki festnimmst. Du darfst das zwar offiziell nicht, aber dagegen kann doch niemand was haben. Und offiziell ist er dank Soucek noch immer der Hauptverdächtige."

So machten sie sich zu viert auf den Weg, wie eine Spaziergängergruppe: Franz, Agnes, Gustl und Jakob. Jakob und Franz gingen vorne und redeten miteinander, als das letzte Stück vor dem Lainzer Tiergarten schon im Dämmerlicht lag.

„Du hast mir schon ziemlich Probleme bereitet."

„Was soll ich da sagen, ich soll sogar umgebracht werden."

„Ich mein andere Probleme, so mit der Beziehung. Deine Probleme kommen von deiner Homosexualität und nicht von der Beziehung zu mir."

„Nein, es ist umgekehrt. Es geht nicht um unsere Männergemeinsamkeit, sondern weil ich überhaupt mit dir zu tun habe. Sie halten mich für einen Verräter. Du weißt doch, dass ich dir nichts erzählt habe."

„Nein, ich meine, dass deine Vorstellungen nichts mit meinen zu tun haben. Nicht nur von der Weltanschauung her. Ich bin ja Sozialist."

„Wieso glaubst du, dass ich was gegen Sozialisten habe? Nein, sagen wir lieber so, gegen den Sozialismus, gegen sogenannte Sozialisten hab ich schon was. Aber es geht uns genauso um die Verbesserung der sozialen Bedingungen. Und ich seh

das Problem im Kapitalismus wie du, in der blutsaugerischen Plutokratie."

„Aber seid ihr für eine Räteregierung?"

„Was soll denn eine Räteregierung sein? Eine Blutherrschaft wie Russland oder Ungarn?"

„Und was ist die Alternative? Solche, die dich umbringen wollen wegen deiner Homosexualität …?"

„Du glaubst wohl, deine Leute haben nichts gegen Buseranten!"

„Natürlich nicht", war Jakob empört, dachte aber daran, dass nur seine engsten Freundinnen und Freunde wussten, dass er mit Männern schlief.

„Und es ist nicht so, dass wir Rechten etwas gegen Männerfreundschaft haben. Im Gegenteil, wir halten das sehr hoch. Wir haben nur was gegen das Weibische. Die Männerfreundschaft steht bei uns am höchsten von allem …"

„Da bist du aber der Einzige …"

„Nein, das stimmt nicht, wir sind ein echter Männerbund."

„Aber da gehörst du nicht mehr dazu. Außerdem, ich mag ja auch Frauen."

„Das hab ich schon gemerkt, du redest mit ihnen, wie wenn sie gleichwertig wären …"

Sie gingen eine Zeit lang schweigend nebeneinander. „Nein, ich wollte sagen … Wir haben jetzt über Weltanschauungen geredet. Aber mein Leben ist ein ganz anderes. Ich lebe mit Frauen und Männern zusammen. Vor allem bin ich gegen die Privilegien irgendeines Volksstammes wie der Deutschen … oder der Kelten."

„Das ist genau, was ich meine. Darum könnt ihr von euren jüdischen und bolschewikischen Führern an der Nase herumgeführt werden."

„Wer sagt denn, wer unsere Führer sind? Das ist auch ein Unterschied. Wir brauchen keine Führer."

„Na, dieser Lenin. Und dieser jüdische Arzt, der Victor Adler, und die ganzen anderen …“

„Das sind doch nicht unsere Führer! Du glaubst wohl, weil ihr Führer habt, haben wir auch einen. Und weil ihr putschen wollt, denkt ihr, wir wollen auch einen Putsch.“

Im Finsteren kletterten sie über die Mauer in den Lainzer Tiergarten. Ab jetzt redeten sie nur mehr das Notwendigste, nur das Schlurfen der Schritte und Knarren und Knacksen war zu hören. Und das Rascheln von Tieren im Unterholz.

„Nein, es geht um die Art von Beziehung, die wir haben.“ Jakob meinte damit, dass sie eigentlich keine Beziehung hatten.

„Wir haben keine Beziehung.“

Ihre Stimmen hallten durch die stille und dunkle Landschaft. Gustl deutete ihnen, leise zu sein: „Wir sind doch nicht auf einer Freizeitwanderung!“

Neue Erkenntnisse

Kurz vor dem Turm ließ Jakob Franz vorausgehen. Gustl und Agnes folgten ihm in einem gewissen Abstand. Jakob schlug sich in den niedrigen gebüschartigen Wald.

Er wartete in einigem Abstand von der zerfallenden Aussichtswarte. Er konnte wenig sehen. Ganz deutlich hörte er das Knacken eines Revolvers, der entsichert wird, und sofort begann er, sich fast im Laufschritt auf dieses Geräusch zuzubewegen. Er hörte „Hände hoch!“, und gleich darauf war er bei Gustl, der Hacki schon die Handschellen anlegte. Kurz darauf kam auch Agnes dazu.

„Wir haben ja nicht vermutet, dass du alleine kommst. Dass du so ohne Unterstützung da bist?“

„Das hab ich allein gemacht, damit ich niemand anderen in Gefahr bringe.“

Im folgenden Gespräch wurde offensichtlich, dass ihnen Hacki keinen Beweis für die Schuld Souceks am Mord an Reinsfeld liefern konnte. Er hatte nicht einmal gesehen, dass der zur selben Zeit in der Villa war wie er. Immerhin gab er Franz gegenüber zu, dass Soucek an der Entscheidung, ihn umzubringen, maßgeblich beteiligt war.

Zurück gingen Franz, Jakob und Hacki nebeneinander. Jakob hätte zu gerne nach der Beziehung zwischen den beiden gefragt, er konnte sich aber nicht vorstellen, dass sie etwas miteinander hätten. Franz hatte sicher eine Reihe weiterer anonymer Geschichten. Trotzdem wollte er sich dieses Gefühl von Eifersucht nicht eingestehen. Und er war natürlich neugierig,

mehr über die Gruppe zu erfahren. Skurrile Gedanken gingen ihm durch den Kopf, wie zum Beispiel dass Hacki sexuell abhängig von Soucek sei. Sie vermieden es zu reden, wegen der seltsamen Konstellation, aber auch weil es im Tiergarten so ruhig war.

Nachdem sie über die Mauer hinausgeklettert waren, verabschiedete sich Franz, er wolle alleine nach Hause gehen. Ganz steif standen sie einander gegenüber, bevor er sich wegdrehte. Jakob versuchte, ein Gefühl der Sorge um Franz zu unterdrücken. Immerhin trachteten ihm einige Leute nach dem Leben. Zugleich war er erleichtert, dass er wieder verschwindet. Es war ein neuerlicher Abschied für immer. Womöglich würden sie doch wieder miteinander zu tun haben? Vielleicht bat er sie wieder um Hilfe, vielleicht mussten sie ihn treffen, um Soucek den Mord nachzuweisen.

Auf der Straße nahmen sie Hacki die Handschellen ab. Gustl und Jakob nahmen ihn in die Mitte. Agnes ging hinter ihnen und überprüfte sichtbar, ob die Pistole, die sie Hacki abgenommen hatte, geladen war. Hauptsächlich, um ihm zu zeigen, dass sie bewaffnet war.

Gustl und Jakob versuchten, Hacki auszufragen.

„Wie ist deine Beziehung zu Soucek?“, begann Jakob. „Er war zuerst euer Dietwart und dann nicht mehr? Warum war er das nicht mehr?“

„Ich habe mich immer für Fragen der Gesinnung interessiert und darum bin ich Dietwart geworden. Ihr werdet mich nicht überzeugen können, denn ich habe mich mit unserer deutschnationalen Weltanschauung sehr genau auseinandergesetzt.“

„Wie ist deine Beziehung zu Soucek? Der hat dich doch ausgepeitscht zur Bestrafung. Das war ja nicht so nett?“

„Ja, das war damals. Aber es bleibt nichts so, wie es ist.“

„Also deine Beziehung mit Soucek ist dann wieder besser geworden?“

„Wie ihr wisst, sind wir in derselben Gruppe. Da sage ich euch nichts Neues. Wir haben eine ganz normale Beziehung."

„War er anzüglich zu dir?"

„Nein. Unsere Beziehung war korrekt."

„Wann hast du Johann Soucek das letzte Mal gesehen?", unterbrach sie Gustl.

„Irgendwann in der Villa, vor der Geschichte mit Otto Reinsfeld. Er ist da bei unseren Übungen gewesen und wir haben ihn auch sonst getroffen. Und ja, er hat mich im Gefängnis verhört. Aber das war alles ganz korrekt."

„Hast du ihn getroffen, seit du ausgebrochen bist?"

„Nein."

„Und was ist mit dem Tribunal?"

„Ich war dort nicht anwesend."

„Du lügst, du hast doch zuerst gesagt, dass Soucek dabei war."

„Das weiß ich, weil er wichtig ist und darum dabei sein muss."

„Wer hat dir den Befehl überbracht, dass du Franz Hollenstein auf dem Kaltbründlberg umbringen sollst?"

„Das ist doch nur die Paranoia von Franz, dass er glaubt, dass ich ihn umbringen soll."

„Ich glaube dir nicht. Ich bin sicher, du bist bei diesem Tribunal dabei gewesen und du hast dort den Soucek getroffen."

„Nein."

„Wann hast du das letzte Mal Franz Hollenstein getroffen?", setzte Jakob fort.

Hacki lachte: „Auf dem Kaltbründlberg. Nein, das letzte Mal in seiner Wohnung. Das wisst ihr ja."

Zum Glück stand bei der Stadtbahnstation Hütteldorf ein Kraftfahrzeug des Taxiunternehmens Wollner. Sie weckten den Fahrer auf, der zufällig hier heraußen war, Gustl zeigte seinen Polizeiausweis, der zwar nicht mehr gültig war, aber immer noch

sehr offiziell aussah. Sie fuhren auf die Elisabethpromenade, was den Taxifahrer erst recht überzeugte.

Im Automobil war es so laut, dass es schwierig war, zu reden. Aber Hacki beugte sich zu Jakobs Ohr: „Ihr werdet noch sehen. Wir werden gewinnen. Wir werden unseren Teil dazu tun, dass die Volkswehr gegen euch Bolschewiken vorgeht. Da wird euer Sozialdemokrat Gustl noch schauen."

Jakob konnte mit dieser Bemerkung nichts anfangen.

*

Gustl ging mit Hacki ins Polizeigefangenenhaus hinein, während Jakob mit Agnes davor wartete: „Du hast sicher mitgekriegt, dass wir, also Katharina und ich, bei der Reinsfeld waren", erzählte sie, „offensichtlich haben der Soucek und die Reinsfeld mehr miteinander zu tun. Sie müssen sich unheimlich gut kennen. Wie selbstverständlich er ihr gegenüber geredet hat, dass und wie er Katharina und mich kennt. Und die Reinsfeld hat überhaupt nichts dazu gesagt. Ich war zuerst allein mit ihr, aber das war nicht ergiebig, und dann ist der Soucek gekommen."

„Es ist offensichtlich, dass die Reinsfeld den Soucek deckt."

Palais Epstein

Am nächsten Tag bei der Kundgebung der Arbeitslosen schien alles so wie immer. Verschiedene Reden wurden gehalten, eine auch von Steffi, die die Betroffenheit der Frauen als Arbeitslose betonte, wie sie überhaupt darauf aufmerksam machte, dass die eigentlichen Revolutionäre die Frauen seien. Die Frauen applaudierten. Jakob fiel dort in seiner Volkswehruniform mit der roten Kokarde auf. Sie als Volkswehrbataillon 41 waren zwar konsigniert, aber ganz ernst wurde das nicht genommen. Die Volkswehr blockierten die Straßen um die Selzergasse. Als Einzelpersonen oder nicht sichtbar bewaffnete Gruppe ließen sie Rotgardisten durch. Es ging ihnen darum, dass sie nicht geschlossen und bewaffnet ausmarschierten. Jakob hatte sein Gewehr nicht mit, seine Pistole trug er unter dem Mantel, als er auf die Demonstration ging. Er hatte geplant, einige Invalide, unter ihnen Karl und Josef aus ihrer Bezirksgruppe, beim Burgtheater zu treffen, wenn sie mit dem Zug der Invaliden kommen würden.

Zwei Automobile fuhren im Schritttempo vor der Demonstration. Im ersten saßen neben anderen Karl und Josef und winkten ihnen zu. Sie fuhren nur bis zum Burgtheater, blieben dort stehen und ließen die Demonstrantinnen und Demonstranten vor. Inzwischen war hinter dem Parlament Lärm zu hören.

Karl und Josef als Invalide und er als Volkswehrsoldat wollten in die Rossauerkaserne fahren, um die dort Konsignierten zu überzeugen, sich an der Demonstration zu beteiligen. Sie machten sich mit dem Auto auf den Weg. Das dort stationierte

Bataillon war ja als „die 40er“ im Vorjahr noch Teil der Roten Garde gewesen. Der linke Sozialdemokrat Josef Frey war zwar als Soldatenrat abgesetzt, aber sie erwarteten wohl, dass die Mannschaft dort immer noch links stehen würde.

Sie waren nicht erfolgreich. Die Invaliden stellten sich auf und Jakob verlangte, die Soldatenräte zu sprechen. Die Wachen waren freundlich, betonten aber, dass sie ohne Befehl von oben nicht aufmarschieren würden. Schließlich ließ sich doch noch ein Soldatenrat herab und sprach mit ihnen. Er erklärte, sie hätten von Doktor Deutsch gerade den Befehl bekommen, auszurücken und die Stimmung zu beruhigen. Jakob eilte auf die Ringstraße zurück, sodass er vor dem anmarschierenden Bataillon den Schauplatz vor dem Parlament erreichte. Brandgeruch lag in der Luft. Leute schrien, es gab offensichtlich Auseinandersetzungen. Als er schon auf den Schmerlingplatz sehen konnte, erkannte er am Jubel der Demonstrierenden, dass sich die Polizei zurückzog. Die Lage beruhigte sich gänzlich und die Volkswehrsoldaten wurden freudig begrüßt.

Unter den vielen Menschen traf Jakob zufällig Agnes und Gustl. Letzterer erzählte, dass Soucek behauptet habe, Demonstrierende hätten auf die Volkswehr geschossen. Jakob erinnerte sich, was Hacki erwähnt hatte. In einer Auseinandersetzung zwischen Bolschewismus und Sozialdemokratie würden sie die Letzteren unterstützen. Die Konterrevolutionäre wollten also die Volkswehr provozieren. Er schaute sich um, das Palais Epstein lag in einer idealen Entfernung für einen Heckenschützen. Der Feuerschein der brennenden Tonne erhellte die Fenster und in einem glaubte Jakob, Bewegung zu erkennen. Vielleicht war es doch einer vom Verwaltungsgerichtshof, der noch drinnen war? Nein, er musste nachschauen.

Das Tor war, wie zu erwarten, verschlossen. Er rannte zum nächsten Fenster in Richtung Parlament und dann zu einem weiteren. Er nahm einen Holzprügel von der Straße, und schmiss

ihn durch die Glasscheibe. Er kletterte vorsichtig hinauf, passte dabei auf, um sich an dem zerbrochenen Glas nicht zu schneiden. Halb oben hängend gelang es ihm, einen Fensterflügel zu öffnen, und er kletterte hinein. Er war in einen Verhandlungssaal geraten. Die Flügeltür auf den Gang war zugesperrt, ließ sich aber durch einen schnellen Tritt mit dem Fuß öffnen. Er bewegte sich Richtung Haupteingangstüre. Dort führte eine Stiege hinauf. Er rannte los. Oben zögerte er. Wie sollte er den richtigen Raum finden? Er zählte die Türen und versuchte sie mit dem Bild, das er sich von draußen gemacht hatte, zu vergleichen. Er sah eine Türe, die einen Spalt offen war, rannte hinein, sah eine Person auf einem Fauteuil knien, ein Gewehr auf der Lehne anlegend und nach draußen zielend. Er sprang hin und erkannte Hacki, während er ihn zu Boden stieß.

Sie rangen um das Gewehr. Schließlich ließ Hacki los und lief davon. Jakob folgte ihm durch die Tür, aber er war im dunklen Gang verschwunden. Er suchte ihn in der Richtung, in in der er ihn vermutete. In einiger Entfernung waren Schritte zu hören, aber der Lärm von draußen überdeckte alles. Er folgte dem Gang, zweimal an Stiegen vorbei, bis er nicht mehr weiterkonnte. Nach einigem Suchen fand er wieder die offene Tür. Er ging hinein und überlegte, ob er das Gewehr mitnehmen sollte. Aber dann würde er sich sicher verdächtig machen. Er ging die Stiege wieder hinunter, die er heraufgerannt war, durch den Saal und kletterte beim zerbrochenen Fenster hinaus. Draußen war es inzwischen ruhiger geworden. Unten warteten einige lachende Volkswehrsoldaten, die ihn sofort festnahmen. Sie durchsuchten ihn und nahmen ihm seine Pistole ab.

„Ich bin da hineingeklettert, um einen Konterrevolutionär davon abzuhalten auf die Demonstranten zu schießen."

„Das kannst du deiner Großmutter erzählen."

Er betonte, dass er auch bei der Volkswehr sei, was sie ja an seiner Uniform sehen könnten und dass dass er von den 41ern

sei. Sie seien aus der Siebenbrunnenkaserne, antworteten sie. Einer konnte sich sogar an seinen Namen erinnern, als Bekanntem von Leo Rothziegel. Die Soldaten waren ziemlich gleichgültig, was die Verfolgung von Delikten wie den Einbruch ins Palais betraf, sie prüften nur, ob aus der Pistole nicht geschossen worden war und überließen sie ihm wieder.

Er fuhr mit dem letzten 49er in die Selzergasse. Die Straßen rundum waren nicht mehr zerniert. Die Rotgardisten diskutierten aufgeregt über die Ereignisse des Tages. Viele waren ohne Gewehre auf der Demonstration gewesen, obwohl Konsignierung befohlen war. Jakob erzählte die Geschichte vom Konterrevolutionär Hacki und dass der mit seiner Truppe eventuell einen Kampf vorbereiten würde. Und tatsächlich konnte er mehrere tatendurstige Rotgardisten von seinem Zug überreden, mit ihm in die Villa zu gehen. Soldatenrat Gruber gab die Erlaubnis, auch weil er wusste, dass Jakob kein Hasardeur war und eher zurückhaltend mit Gewaltanwendung.

In der Villa

An der Ecke Währingerstraße Köhlergasse standen Katharina und Steffi und diskutierten. In ihrem Überschwang waren sie unterwegs zur Villa. Doch es waren ihnen Zweifel gekommen, ob es nicht zu gefährlich war, nur zu zweit dort aufzutauchen.

Sie freuten sich, mit Jakob und den Rotgardisten den Weg fortsetzen zu können. Jakob teilte seine Gruppe auf und schickte drei Mann nach Gersthof, um sich der Villa von der anderen Seite anzunähern. Sie sollten im Anschluss daran die Straße davor besetzen.

Jakob, Katharina und Steffi stellten sich an der Ecke zur Köhlergasse auf die Straße, um die Aufmerksamkeit der Wachposten vor der Villa zu erwecken. Sie deuteten den beiden, sie sollten die paar Meter herunterkommen. Es lief besser, als sie sich dachten. Zwei junge, soldatisch gekleidete Personen bewegten sich auf sie zu. Hinter der Ecke warteten die Rotgardisten und überwältigten und entwaffneten die beiden mühelos: je ein Gewehr, eine Pistole, ein Messer und auch viel Munition hatten sie in ihren Taschen.

„Die haben ja unglaublich viele Waffen."

Sie seien nur Gymnasiasten, jammerten sie. Es wurde ihnen gedeutet, ruhig zu sein und nach Hause zu gehen. Jakob ließ ihnen zwei Rotgardisten bis zur nächsten Straßenecke folgen. Sie sollten dann wieder zurückkehren und darauf achten, ob sich die beiden oder irgendwer anderer der Villa näherten.

Sie hatten sich bis auf die halblauten Zurufe zu den Wachen ruhig verhalten. Vor dem Eingang der Villa stand ein Auto-

mobil und bot Deckung. Dort warteten sie, indem sie sich im Schatten hielten, bis die drei von der anderen Seite kamen. Sie bedeuteten ihnen, den Eingang zu besetzen. Jakob ging durch den Vorgarten bis zur Hausecke und konnte sehen, dass sich Menschen im Garten befanden, vermutlich bewaffnete Konterrevolutionäre. Er ordnete einem Rotgardisten an, an der Ecke achtzugeben, ob sich jemand in Richtung Straße bewege. Zwei weitere warteten im Gebüsch, um im Falle des Falles die Feinde überraschen zu können.

Jakob drückte die Haustüre auf und Katharina sprang mit gezogener und entsicherter Pistole hinein. Im Vorraum war niemand, die Türe zum Wohnzimmer stand offen: „Soucek", rief sie. Jakob bedeutete den Rotgardisten, die anderen Zugänge zu sichern. Jakob und Steffi gingen hinein, durchsuchten Soucek, nahmen ihm eine Pistole ab und verlangten, dass er sich mit den Händen über dem Kopf hinkniete.

„Wenn du eine falsche Bewegung machst, schieß ich." Katharina richtete ihre Pistole auf seinen Schritt und lachte. „Du hast geglaubt, ich schieße nicht. Aber ich hab schon einmal geschossen."

Jakob deutete Katharina, mit ihm zu kommen, während zwei Rotgardisten und Steffi Soucek weiter bewachten. Sie gingen mit gezogenen Pistolen in den ersten Stock, gefolgt von einem weiteren Rotgardisten. Vielleicht weil sie ein Geräusch hörten, vielleicht nur aus einem Gefühl heraus gingen Jakob und Katharina zum Schlafzimmer von Frau Reinsfeld. Katharina drückte die Tür auf, während er mit gezogener Pistole hineinstürmte und in den Lauf der Waffe von Hacki schaute. Sie standen einander gegenüber und vorerst reagierte keiner der beiden.

„Pistole hinunter!", rief Katharina und Jakob sah, dass sie Frau Reinsfeld die Waffe an den Kopf hielt. Hacki legte die Waffe auf den Boden. Katharina und Jakob ließen die beiden mit den Händen hinter dem Kopf auf den Gang gehen. Jakob

befahl einem Rotgardisten, auf die Kerle im Garten zu zielen. Die beiden Gefangenen mussten sich neben Soucek hinknien.

„Ihr wollt sicher wissen, wer Otto Reinsfeld umgebracht hat. Ich habe noch nie jemanden umgebracht. Denkt einmal ein bisschen weiter. Otto hat seine Frau Grete eingesperrt, er hat sie geschlagen und er war unendlich eifersüchtig. Da hat einmal euer Hartmut mehr mit ihr geredet und Otto ist auszuckt."

„Das ist ja unglaublich. Dieses feige Schwein schiebt die Schuld auf Frau Reinsfeld", sagte Katharina.

„Fragt doch Grete selbst. Sie wird euch gerne die Wahrheit sagen. Die ist ja froh, dass sie ihren Mann endlich los ist. Grete, sag ihnen, dass du es warst."

In diesem Moment hörten sie lautes Reden und Lärm von der Straße. Jakob war einen Augenblick unaufmerksam, da klirrte das Fenster. Soucek war durch das halb geöffnete Fenster auf die Terrasse hinausgesprungen. Steffi und Jakob wollten hinunter schauen. Sie hörten Soucek unter der Terrasse: „Schießt auf sie. Da im Fenster."

Jakob erkannte sofort, dass sie in dem beleuchteten Raum ein perfektes Ziel abgeben würden. Sie stürzten zurück und drehten das Licht ab.

Katharina hatte sich im Gegensatz dazu nicht bewegt und richtete weiter ihre Pistole auf Hacki.

„Anlegen, dort im Fenster, dort an der Ecke, zielen und schießen", hörten sie wieder von unten.

Hacki wandte sich mit erhobener Stimme zu Jakob: „Ich befehle meinen Männern, sie sollen nicht schießen. Johann hat nichts zu sagen, er ist nur ein Zivilist." Er rief hinunter. „Ich als euer Kommandant befehle euch nicht zu schießen."

„Er sagt das nur, weil er gefangen ist. Ihr dürft ihn nicht ernst nehmen", hörten sie von unten.

„Ich biete euch an, dass wir nicht schießen", setzte Hacki fort. „Ihr zieht einfach ab und nichts ist passiert."

Jakob schaute Katharina an, die schüttelte den Kopf.

„Das gibt ein Massaker“, warnte Hacki, „auf beiden Seiten. Ich zeige euch meinen guten Willen. Im Vorraum neben der Kellertür ist ein Lichtschalter für den Garten. Dann könnt ihr unsere Männer sehen.“

„Ja, geh ans Fenster und befiehl deinen Kameraden, sie dürfen nicht schießen.“ Steffi war inzwischen ins Vorzimmer gegangen und drehte das Licht auf. Von draußen waren Fluche zu hören.

„Und noch etwas: Im Keller sind der Kriminalbeamte Thiel und seine Verlobte eingesperrt.“ Katharina verließ den Raum, um die beiden aus dem Keller zu holen.

„Ja, ihr legt die Waffen nieder, und wir ziehen ab.“

Hacki ging ans Fenster: „Legt eure Waffen neben euch auf den Boden.“

Jakob sagte laut, damit es auch die von unten hören konnten: „Wir ziehen uns zurück.“

Sie gingen langsam zur Tür, richteten aber weiter die Pistolen auf Hacki und Frau Reinsfeld.

Soucek schrie von unten: „Du Verräter, du bist es nicht wert. Was ich alles für dich getan habe. Weißt du was, deine Grete ist nicht so brav, wie du denkst. Die treibt es mit allen. Ich habe sie auch gepudert. Und sogar in den Arsch. Das hat sie dich wahrscheinlich noch gar nicht gelassen.“

Hacki sprang durch das Fenster auf die Terrasse hinaus und in den Garten hinunter: „Du hast mich zum Mörder gemacht. Und ich war gar keiner“, hörten sie nach einer Pause und in kurzen Abständen waren Pistolenschüsse zu hören. Jakob ging zum Fenster vor und schaute hinunter. Dort stand Hacki mit der Pistole in der Hand über einem am Boden liegenden Körper: „Ich habe ihn umgebracht.“

Sie ließen Frau Reinsfeld stehen und zogen sich zurück. Jakob rief die Stiege hinauf: „Wir gehen.“ Der Rotgardist, der

dort beim Fenster aufgepasst hatte, kam herunter. Gustl, Katharina und Agnes kamen gerade aus dem Keller herauf.

Die Rotgardisten auf der Straße erklärten ihnen, dass sie draußen drei Polizisten entwaffnet hätten und festhielten. Sie forderten sie auf, hineinzugehen, ihren Auftrag zu erfüllen und den Mörder, der geschossen habe, festzunehmen. Sie zogen es aber vor, wieder in die Schulgasse zurückzukehren. Vielleicht, weil sie entwaffnet waren.

IX.

Drei Schüsse

Kaum hatte Hacki Grete umarmt und sich auf die Bettkante gesetzt, hörten sie die Haustüre und Schritte im Vorraum: Gleich darauf eine Frauenstimme, die er sofort als die von Jakobs Mitbewohnerin erkannte. Er zog seine Pistole, überprüfte, ob sie geladen war und entsicherte sie. Er richtete sie auf die Türe. Dann standen sich Jakob und er mit gezogenen Waffen gegenüber.

„Pistole hinunter", hörte er und aus den Augenwinkeln erkannte er, dass Grete die Hände über den Kopf hob. Er sah Katharinas Pistole an Gretes Schläfe, ließ seine Waffe sinken und warf sie zu Boden. Jakob tastete ihn ab und dann mussten sie hinuntergehen. Im Wohnzimmer kniete bereits Johann mit erhobenen Händen.

Nach kurzer Zeit waren Geräusche von draußen zu hören. Alle drehten sich zum Eingang hin. Grete kniete neben ihm, für die Bolschewiken war der untere Teil ihres Körpers von der Couch verdeckt. Sie holte eine Pistole unter ihrem Rock hervor und gab sie ihm in die Hand. Er schob sie schnell in seinen Hosenbund und ließ die weite Militärjacke wieder darüberfallen.

Johann war durch das Fenster hinausgesprungen und verunsicherte die Feinde noch einmal. Bewundernd schaute er Grete an, weil sie eine Pistole bei sich hatte und sie ihm zukommen lassen hatte.

Von unten schrie Soucek, dass die Gymnasiasten angreifen sollten, und ab da ergriff er die Initiative. Er begann mit Jakob zu verhandeln. Er werde befehlen, dass seine Kameraden die Waffen niederlegen sollten und sie dann unbehelligt abziehen

könnten. Eine Auseinandersetzung hätte viele Tote und Verletzte auf beiden Seiten gefordert. Johann versuchte weiter, zum Kampf aufzuhetzen. Aber seine Untergebenen ließen sich nicht beeinflussen. Johann begann mit einer Schimpftirade, um ihn zu provozieren. Er rief, auch er hätte mit Grete geschlafen.

Ja, er war wütend auf Johann. Aber er war auch unzufrieden, weil er es nie geschafft hatte, zu töten. Und auch, dass Johann Soucek immer wieder befahl zu töten, aber selbst nie jemanden umgebracht hatte. Er sprang zum Fenster auf die Terrasse und von dort in den Garten hinunter. Er stolperte, stand sogleich wieder auf, entsicherte Gretes Pistole, richtete sie auf Johann und deutete ihm an, sich niederzuknien. Er gab drei Schüsse ab, den ersten ins Genick, die anderen beiden in den umkippenden Körper. Triumphierend schaute er in die Runde, wie wenn er sich Applaus erwarten würde. Aber bei den Gymnasiasten sah er nur Erstaunen. Sie standen nur still um ihn herum. Hacki sah und hörte noch, wie die Bolschewiken zuerst aus dem Fenster schauten und sich dann zurückzogen.

„So geht es Verrätern“, sagte er zu den Gymnasiasten, „Verrat kann es auch sein, wenn zur falschen Zeit die falschen Dinge gemacht werden. Es war zu früh, um den offenen Kampf zu beginnen. Das soll euch eine Lehre sein.“ Er befahl ihnen: „Räumt die Gewehre in den Turnsaal. Danach Vergatterung vor dem Haus.“

Grete schaute ihm vom Fenster aus zu.

Flucht

Er ließ die Gymnasiasten gehen und blieb alleine mit Grete zurück. Schließlich begann er, in einer hinteren Ecke des Gartens die lockere Erde aufzugraben. Grete nahm auch eine Schaufel in die Hand und half ihm dabei.

„Ich mag deine Initiative“, sagte sie. „Niemand wird Johann vermissen, es meinen ja alle, er ist nach Bayern gefahren.“

Sie warfen die Leiche Johanns in die Mulde und warfen Erde darüber.

„Die Bolschewiken wird jeder für verrückt halten, außerdem werden sie sich nicht trauen, zuzugeben, dass sie bewaffnet in die Villa eingedrungen sind.“

„Stimmt es, dass du Otto umgebracht hast? Irgendwie hab ich so was vermutet, wie du mich besucht hast. Aber wirklich angenommen habe ich es nicht.“

„Ich habe Otto nicht aus Eifersucht umgebracht oder weil er mich geschlagen hat.“

Hacki schaute sie erstaunt an.

„Aber er hat dich doch geschlagen. Die Peitschen …“

„Ach, das wollt ich so. Das war nur ein Spiel. Ich unterwerfe mich gerne. Aber nur im geschlechtlichen Sinne. Sonst ist alles ganz anders. Warum glaubst du, konnte Otto so wichtig werden? Das war ich. Ja, man hat mich nicht gesehen. Ich habe mich immer wieder mit Ferdinand und Johann getroffen. Ich habe alles im Auge gehabt. Und Hollenstein hat alles gemacht, was ich wollte.“

„Aber der mag doch keine Frauen?“

„Das stimmt schon. Er würde nie akzeptieren, wenn ich öffentlich auftrete. Aber als wichtigen Teil der Organisation hat er mich anerkannt."

„Wolltest du, dass ich in die Organisation aufgenommen werde?"

„Ja, das hab ich entschieden. Auch, dass du das Geld bekommen sollst statt Otto. Und dass du auf die Volkswehr schießt.

Ich wollte Otto als Führer aufbauen. Aber der hatte keine Persönlichkeit. Seine Reden haben nicht begeistert. Außerdem war er schon zu alt für die Kämpfe der Zukunft. Und er hat wirklich Fehler gemacht: dass ihr nicht nach Böhmen marschiert seid. Du wirst es sicher ganz anders machen …" Hacki schaute sie wieder erstaunt an.

„Wir haben das geheim gehalten. Oder hättest du dir eine Frau in der Führung der Organisation vorgestellt?"

„Nein, ich hab geglaubt, er sperrt dich ein. Er schlägt dich. Er lässt dich nicht zum Reden kommen."

„Ich glaube, dass er das schon wollte. Aber er war abhängig von mir."

„Ich habe dich immer als schwache und unterdrückte Frau gesehen."

Grete schüttelte den Kopf. „Ich stand nie unter seiner Fuchtel, auch wenn es nach außen so ausgeschaut hat. In einem gewissem Sinne waren wir gleichberechtigt. Natürlich nicht öffentlich. Und jetzt werde ich dich aufbauen als Kämpfer. Und ich weiß, du kannst führen."

„Aber wir sind auf der Flucht!"

„Das wird ein Neuanfang. Es wird viel Arbeit geben. Aber meine Leute warten schon auf dich. Wir haben die Organisation geschaffen unter den widrigen Umständen in Wien, dieser Judenstadt voller Bolschewiken." Hacki dachte, dass sie doch noch gar nicht viel geschafft hatten. „Viele Probleme sind nur entstanden, weil Otto so … Ich musste ihn umbringen!"

„Ich liebe dich“, sagte Hacki nach einer Pause. Er spürte ein überwältigendes Gefühl der Zuneigung, trotz oder gerade weil sie eine Mörderin war. War sie wirklich eine? Die einen werden denken, Johann habe ihren Mann umgebracht und andere, dass er es war. Er war nun wirklich ein Mörder: „Ich bin erleichtert, dass Johann nicht mehr lebt. Ich mochte ihn nicht.“

„Es ist gut so. Es war auch falsch, Franz zu eliminieren. Es wird schwer sein, ihn wiederzugewinnen!“

„Du findest es gut, dass ich Franz nicht getötet hab?“

Als Antwort lächelte ihn Grete an.

Nachdem sie fertig geschaufelt hatten, wuschen sie sich und alberten dabei herum.

Dann setzten sie sich ins Auto. Zum Glück konnte Grete Auto fahren. Hacki musste kurbeln, um den Motor anzustarten. Als er dann neben ihr saß, nahm sie seine Hand und schob sie zwischen ihre Beine. „Tu mit mir, was du willst“, sagte sie in befehlendem Ton. „Leben wir das Böse des Mittelalters.“ Dann schob sie seine Hand wieder zurück und sie fuhren los.

„Ich hab seit der Früh nichts gegessen.“

„In Tulln“, lächelte ihn Grete an.

Dort schliefen sie in einem Zimmer, das für sie reserviert war. Am nächsten Morgen holte sie ein gemütlicher Bayer ab, mit dem sie nach Deutschland weiterfuhren.

X.

Schluss

„Wir sollten Automobile requirieren“, sagte einer der Rotgardisten, als sie gemeinsam stadteinwärts gingen. „Ich hab keine Lust, so weit zu gehen.“

Jakob warf ihm einen bösen Blick zu. Aber es war ja nicht wirklich ernst gemeint gewesen.

„Und was ist, wenn Wachmänner auftauchen?“, setzte der fort.

„Wir sind die Volkswehr, die sollen sich nur trauen.“ Es musste wohl für die verstocktesten Beamten klar sein, dass es die Volkswehr war, die den Frieden wiederhergestellt hatte.

„Vor den Konterrevolutionären in der Villa brauchen wir uns in nächster Zeit wohl nicht zu fürchten“, meinte Steffi. „Die sind beschäftigt mit ihren eigenen Problemen.“

„Außer sie beschuldigen uns, dass wir Soucek umgebracht haben“, warf Jakob ein. „Aber irgendwie wird ihnen das schwerfallen. Immerhin haben ja alle Hacki gesehen. Und dieses Kiebererarschloch Soucek ist endlich weg.“

„Es war ja nicht nur dieser Johann Soucek“, fiel Gustl ein. „Unser Chef, ich mein, mein früherer Chef, der Doktor Brandl, denkt genau so. Er hat nicht gewollt, dass ich den Mord an dem Juden aufkläre, und er hat den Soucek gedeckt in dieser Reinsfeld-Geschichte. Ich find den schon gefährlich. Den sollten wir nicht unterschätzen.“

„Glaubst du eigentlich, dass es die Reinsfeld selber war, die ihren Mann umgebracht hat?“, fragte Jakob nach.

„Was?“ Agnes hatte ihre Stimme erhoben, weil sie überrascht

war. „Ich hab dir gesagt, es war eine private Geschichte“, wandte sie sich zu Gustl. „Aber wer hat das gesagt?“

„Soucek!“

„Der hat doch immer gelogen.“ Gustl wollte es nicht glauben.

„Wir werden es nicht mehr feststellen können“, sagte Katharina. „Ich war nahe daran, dass ich auf Soucek geschossen hätte. Und jetzt ist er tot und ich bin noch immer nicht zufrieden“, flüsterte sie zu Steffi.

„Müssen wir uns Sorgen machen? Nein. Die ganzen konterrevolutionären Buben haben gesehen, dass ihn dieser Hacki umgebracht hat.“ Steffi brachte es auf den Punkt.

Sie trennten sich, Jakob ging mit Steffi und den Rotgardisten in Richtung Rudolfsheim, Katharina setzte mit Agnes und Gustl den Weg in die Stadt fort.

*

Der Sozialdemokratie fuhr die Gründonnerstagsdemonstration in die Knochen. Sie warnte in einer Erklärung des Parteivorstandes die Arbeiterinnen und Arbeiter:

„Klärt eure Arbeitsbrüder und Arbeitsschwestern darüber auf, daß Gewalttätigkeiten und Unruhen uns fremde Truppen ins Land bringen und damit alles, was wir schon errungen haben, in Gefahr bringen, alles, worauf wir hoffen, gefährden können! Klärt die ganze Arbeiterschaft darüber auf, daß jeder, der heute durch sinn- und zwecklose Gewalttätigkeit die republikanische Ordnung stört und die proletarische Disziplin verletzt, nur den alten Mächten hilft, unter dem Schutze fremder Waffen ihre Herrschaft wieder aufzurichten!

Revolutionäre Genossen und Genossinnen! Wir brauchen revolutionären Mut und revolutionäre Tatkraft! Aber wir brauchen auch – heute dringender denn je! – Besonnenheit, Einsicht und Selbstzucht!“ (AZ 18.4.1919, S. 1)

Es gab Gerüchte, dass die Bourgeoisie, unter ihnen selbst Deutschnationale, auf einen Einsatz der Entente hofften. Gegenüber den bürgerlichen Parteien saß die Sozialdemokratie noch am längeren Hebel. Aber sie fürchtete einen echten Aufstand und bot in der gleichen Erklärung an, aus der Koalition auszutreten, wenn es der Arbeiterrat fordern würde:

„Will die Arbeiterschaft das gegenwärtige Regierungssystem ändern, so bedarf es dazu nicht der Gewalt. Unsere Genossen in der Regierung werden ihr aufreibendes und sorgenvolles Amt keine Stunde länger behalten, als die Arbeiterschaft will. In der Stunde, in der die Mehrheit eurer von euch selbst gewählten Vertrauensmänner beschließt, daß unsere Genossen aus der Regierung scheiden sollen, werden sie das selbstverständlich tun. Die deutschösterreichische Arbeiterschaft hat es also selbst in der Hand, durch ihren bloßen Beschluss, ohne jede Gewaltanwendung das Regierungssystem zu ändern." (AZ 18.4.1919, S. 1)

In der gleichen Nummer wurde die Einberufung des Arbeiterzentralrates für drei Uhr angekündigt, der schließlich bestätigte, dass die Regierung so weitergeführt werden sollte wie bisher.

In den folgenden Wochen ließen die Demonstrationen nicht nach, allerdings wurde nie mehr das Ausmaß der Gründonnerstagsunruhen erreicht. Schon am 25. April wurde ein Gesetz für die Entschädigung von Kriegsinvaliden, Witwen und Waisen verabschiedet, das nicht nur monatliche Renten enthielt, sondern auch unentgeltliche Heilbehandlung und orthopädische Behelfe. Im Mai wurden Schlösser und Gebäude von geflohenen Adeligen, hauptsächlich Habsburgern, als Rehabilitationsstellen für Invalide requiriert. Der Abbau der Volkswehr wurde als Streitpunkt und Unsicherheitsfaktor vorerst verschoben.

*

Zuerst war es nur die Reichspost, aber dann beschuldigten auch andere Zeitungen die KPDÖ, einen Putsch inszeniert zu haben. Ihr Lokal wurde nach Maschinengewehren durchsucht, die allerdings nicht gefunden wurden. Die Sozialdemokratie warf ihr schließlich vor, sie hätten die Menschen zu den Unruhen aufgehetzt. Die Antwort der Partei war eine hilflose Distanzierung:

„Wenn es wirklich kein zufälliges Zusammentreffen gewesen sein sollte, daß an einem einzigen Nachmittag die Arbeitslosen, die Invaliden, die Heimkehrer in Versammlungen gerufen worden sind, so ist es jedenfalls nicht die Kommunistische Partei gewesen, die dieses Zusammentreffen beabsichtigt hat. Und hat der Plan bestanden, die Erregung zusammenströmen zu lassen, so ist es keinesfalls u n s e r Plan gewesen." (Die Soziale Revolution Nr. 47, 24.4.1919, S. 1)

*

Am 1. Mai 1919 wurde die Münchner Räterepublik durch den „Weißen Terror" beendet.

Leo Rothziegel fiel am 22. April im Kampf gegen rumänische Interventionstruppen bei Debrecen. Die Ungarische Räterepublik bestand noch bis Anfang August und ihr Ende zerstörte letztlich die revolutionären Hoffnungen in Deutschösterreich. 1920 schied auch die Sozialdemokratie aus der Regierung.

*

Waren bis zum Frühjahr 1919 antisemitische Massendemonstrationen unmöglich, weil sie gestört wurden, waren es im Herbst bereits 1919 Zehntausende, die aufmarschierten und sogar im Wiener Rathaus tagen durften.

Nachwort

Ich habe versucht, die Ereignisse so zu beschreiben, wie sie passiert sein könnten oder wirklich passiert sind. Einzig der Mord an Hauptmann Otto Reinsfeld lässt sich in den Zeitungen nicht wirklich finden. Warum wohl? Wie schon für „Herbst 1918“ habe ich die von der Nationalbibliothek ins Netz gestellten Zeitungen der damaligen Zeit konsultiert (http://anno.onb.ac.at/). Leider fehlt der linksliberale „Abend“, in dem immer wieder radikale Positionen Platz fanden und natürlich der „Freie Arbeiter“ als Zeitschrift der FRSI (Föderation Revolutionäre Sozialisten „Internationale“) und die „Freie Tribüne“ von Poale Zion. Für die Geschichte der Österreichischen Revolution sind die Texte von Otto Bauer und Julius Deutsch unverzichtbar (Bauer 1923, Deutsch 1923).

Auf die detaillierten Bücher von Hans Hautmann (1971, 1987) über die radikale Linke griff ich wieder zurück. Die konterrevolutionären Stimmungen und Diskussionen beschreiben Nicholas Goodrick-Clarke (1997) und Michael Wladika (2005), um Organisationsstrukturen geht es im Kapitel „Die äußerste Rechte“ (Carsten 1973, S. 197ff, „Im allgemeinen litt auch das österreichische völkische Lager unter der Vielzahl kleiner Gruppen und rivalisierender Führer.“ S. 214). Eine funktionierende Organisation entstand erst im Sommer 1919, ein Jahr später als „Orka“ bezeichnet („Organisation Kanzler“, benannt nach Rudolf Kanzler, dem stellvertretenden Leiter der Einwohnerwehren in Bayern).

Die Rolle der Polizei war tatsächlich so eng verknüpft mit der Konterrevolution. Franz Brandl schreibt in seiner Autobiografie (1936) direkt über seine Zusammenarbeit mit den Konterrevolutionären, auch was seinen Antisemitismus betrifft. 1936 braucht er sich dazu kein Blatt vor den Mund nehmen.

Die Positionen der FRSI stammen aus dem Text von Johannes Wertheim (1926/2003), noch mehr aber aus den Diskussionen mit Peter Haumer, der gerade an der Geschichte der FRSI schreibt. Von Peter Haumer sind eine Broschüre über das Leben von Leo Rothziegel erschienen, dem wichtigen Aktivisten der FRSI, sowie ein Buch über Julius Dickmann, den Theoretiker der FRSI. Die Diskussionen von Dickmann und damit auch der FRSI, wie etwa die Kritik am Nationalismus, sind erstaunlich aktuell.

Leser_innen bemängelten, dass die Diskussion um „Arbeitende“ statt „Arbeiter“ aus der heutigen Zeit stammen müsse. Ich fürchtete schon, dass das im von der AGM (Arbeitsgruppe Marxismus) wieder herausgegebene Wertheim-Text angepasst wurde. Nachforschungen ergaben aber, dass die Bezeichnungen damals wirklich so verwendet wurden.

Auch wurde kritisiert, dass es damals andere feministische Diskussionen gegeben habe als die Bewaffnung der Frauen. Aber zumindest international gab es in den revolutionären Bewegungen Auseinandersetzungen über die Bewaffnung von Frauen. Inwieweit mir die Anpassung in Sprache und Textform gelungen ist, lasse ich offen.

Natürlich lebten damals Personen, die sich nicht in die beiden Geschlechterkategorien „Frau“ und „Mann“ einordnen ließen (Magnus Hirschfeld sprach von Zwischenstufen, verstand darunter aber „Männer mit weiblichen und Frauen mit männ-

lichen Einschlägen“), aber das drückte sich nie in der Sprache aus. So habe ich geschlechtergerechte Bezeichnungen nicht verwendet, sondern nur weibliche und männliche Formen.

Für nützliche Kommentare bedanke ich mich bei Diane Branellec, Andreas Pavlic, Eva Schörkhuber und Peter Haumer, für das Lektorat bei Mario Palaschke. Betonen möcht ich, dass das wunderbare Cover von Juma Hauser geschaffen wurde, mit den Fotografien von Andrea Salzmann. Julia Marx hat sich, wie schon im ersten Teil, um Layout und Satz gekümmert.

Ein dritter Teil mit dem Arbeitstitel „Weißer Terror“ ist bereits in Arbeit.

Historische Informationen

Adler, Friedrich (Fritz) (1879–1960):
Sohn des sozialdemokratischen Führers Victor Adler (1852–1918), erschießt am 21. Oktober 1916 den k. k. Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh, um gegen die passive Haltung der sozialdemokratischen Partei zu protestieren. Wird im Mai 1917 zum Tod verurteilt, später zu 18 Jahren Kerker begnadigt und in der Umsturzphase am 1. November 1918 aus der Haft entlassen. Durch das Attentat, besonders nach seinem Auftreten im Prozess vor dem Ausnahmegericht im Mai 1917, wird er zu einem Idol der Arbeiter_innen. Karl Steinhardt versucht, ihn dazu zu überreden, Führer der KPDÖ zu werden. Er beschließt aber, in der Sozialdemokratie zu bleiben. Im März wird er ins Exekutivgremium des Reichsvollzugsausschusses der Arbeiterräte gewählt. In kritischen Situationen kann er aufgrund seiner Bekanntheit beruhigend auf die Arbeiter_innen einwirken und sozialdemokratische Positionen durchsetzen, häufig zur Eindämmung von Unruhen.

Arbeiter- und Soldatenräte:
In allen größeren Streiks bilden sich Selbstorganisationsformen in der Form von Arbeiterräten. Die in Österreich im Gefolge des Jännerstreiks 1918 spontan entstandenen Strukturen werden bis auf Ausnahmen von sozialdemokratischen Funktionär_innen übernommen, auch weil vorerst nur Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei und Abonnenten der Arbeiterzeitung wählbar sind. Beim Zerfall der monarchistischen Armee im Herbst 1918 bilden sich Soldatenräte, an denen sich alle linken Gruppen beteiligten. Erst seit der Zentralarbeiterratssitzung Anfang März 1918 dürfen Kandidat_innen anderer linker Organisationen als Arbeiterräte gewählt werden, wenn sie „sozialistisch und

revolutionär“ sind (die KPDÖ, die FRSI, Poale Zion und am Rand die Anarchist_innen, aber keine bürgerlichen Gruppierungen). Außer bei den Arbeitslosen bleiben die Revolutionär_innen in den Wahlen zu den Arbeiterräten im Frühjahr 1919 eine marginale Minderheit. Die „Arbeiter- und Soldatenräte“ erreichen im Frühjahr 1919 ihren größten Einfluss, indem sie regional Verwaltungs- und Versorgungsaufgaben übernehmen. Immer wieder gelingt es den weiter sozialdemokratisch dominierten Räten, revolutionären Einfluss zurückdrängen, auch weil Letztere auf dem Räteprinzip bestehen. Nach dem Ende der ungarischen Räterepublik im Herbst 1919 reduziert sich ihr Einfluss zu Gunsten des Parlaments und der gewählten Parteien. (Hautmann 1987)

Arsenal, Munitions- und Waffenfabrik:

Die Kasernengebäude des Arsenals werden als Antwort auf die Aufstände von 1848 gebaut. Im Ersten Weltkrieg sind sie Waffenfabrik und Waffendepot mit 20.000 Arbeiterinnen und Arbeitern. Letztere sind bedeutend in den großen Streiks im Mai 1917 und im Jänner 1918. Das Arsenal ist eine Hochburg der Arbeiter_innen in der FRSI.

Bairische Räterepublik:

Am 7. November 1918 stürzt eine Demonstration mit der Beteiligung von Soldaten aus Münchner Kasernen die bayrische Monarchie. Kurt Eisner von der USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei) bildet eine provisorische Regierung. Bei den Wahlen zum bayrischen Landtag wird die USPD geschlagen (nur 4 %). Noch bevor Eisner zurücktreten kann, wird er am 21. Februar 1919 von einem Rechtsradikalen ermordet. Hunderttausende demonstrieren zu seinem Begräbnis. Am 22. Februar übernimmt der sozialdemokratisch dominierte Zentralrat als oberstes Organ der Rätebewegung die Regierung. Ausgehend von einem Aufruf des Arbeiterrates von Augsburg, rufen am 7. April 1919 Vertreter_innen der USPD, der SPD, eines Teils des Bauernbundes und Anarchist_innen wie Erich Mühsam und Gustav Landauer die Bairische Räterepublik aus (mit „i“, um sich vom monarchistischen Bayern

zu abzugrenzen). Die Kommunistische Partei beteiligt sich nicht, weil sie befürchtet, dass es sich um einen Schachzug der reformistischen Mehrheitssozialdemokrat_innen (der SPD) handelt, um eine Konterrevolution zu provozieren. Am 13. April 1919 versuchen loyale Truppen die Räteregierung zu stürzen, scheitern aber, weil sich ein großer Teil der Soldaten nicht beteiligen will. Ein von den Kommunisten dominiertes Direktorium übernimmt die Macht und beginnt sofort mit dem Aufbau einer Roten Armee. Die sozialdemokratische Regierung Johannes Hoffmann, die sich nach Bamberg zurückgezogen hat, erlaubt die Aufstellung von Freikorps und fordert die Reichswehr an, um die Räterepublik niederzuschlagen. Als Antwort auf Massaker, die Freikorps im Vormarsch auf München verüben, töten Rotarmisten im Luitpold-Gymnasium zehn Gefangene, Mitglieder der rechtsradikalen Thulegesellschaft. Während und nach der Eroberung von München durch konterrevolutionäre Truppen töten Weißgardisten Hunderte echte und vermeintliche Revolutionär_innen („Weißer Terror").

Bodega:

Homosexuellentreffpunkt im ersten Bezirk (am Ring, beim Schwarzenbergplatz).

Boroević, Svetozar (1856–1920):

Österreichisch-ungarischer Feldmarschall im Ersten Weltkrieg ab August 1916 der Oberbefehlshaber der „Heeresgruppe Boroevic" am Isonzo. Beim Zerfall der Monarchie wäre er bereit gewesen, den Sturz von Kaiser Karl durch eine Besetzung Wiens durch loyale Truppen zu verhindern (Neck 1968).

Brandl, Franz (1875–1953):

Wird 1918 Chef der österreichischen Staatspolizei, ist die rechte Hand des damaligen Polizeipräsidenten Johann Schober (er war der „Harte", Schober der „Verständnisvolle"). Von 1932 bis 1933 ist er Polizeipräsident, danach pensioniert. Ab 1933 ist er Mitglied der NSDAP (Brandl 1936).

Bronstein, David:

Als Major Bronstein ist er die Hauptfigur in den Krimis von Andreas Pittler, die in Wien spielen und sich auf historische Ereignisse beziehen. Die Namensgleichheit mit Leo Trotzki ist nicht zufällig. Im Roman „Chuzpe“ geht es um einen Kriminalfall im Herbst 1918 (Pittler 2012).

Café Parsival:

Das heutige Café Hummel, Josefstädter Straße 67, damals ein Künstler_innentreffpunkt.

Café Rüdigerhof:

Existiert seit 1903 im damals errichteten Jugendstilhaus in der Hamburgerstraße 20 (Rechte Wienzeile 67).

Deutsch, Julius (1884–1968):

Sozialdemokrat, baut während des Krieges ein Netz demokratischer Offiziere auf, ist 1918 zu Beginn der Republik Unterstaatssekretär im Staatsamt für Heereswesen, Gründer der Volkswehr. Flüchtet 1934 in die Tschechoslowakei, später weiter nach Frankreich und in die USA. 1946 kehrt er nach Österreich zurück.

Dickmann, Julius (1894–1942):

Theoretiker der FRSI, im Anschluss kurzzeitig bei der KP, danach unabhängiger Linker. Im KZ Belzec ermordet (Haumer 2015).

Freier Arbeiter:

Seit November 1918 Zeitschrift der FRSI mit einer von Egon Erwin Kisch redigierten Beilage: Die Rote Garde. Wird mit der Auflösung der FRSI in die KPDÖ Ende Mai 1919 eingestellt.

Frey, Josef:

Redakteur der Arbeiterzeitung, ab dem 11. November 1918 Kommandant der Roten Garde, nach der Spaltung im Volkswehrbataillon 40.

Im Herbst 1919 wird er Vorsitzender der von Linken gegründeten SARA („Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft revolutionärer Arbeiterräte“). 1920 Mitglied der KPDÖ, späte KPÖ-Opposition, die sich zum Trotzkismus hin entwickelt. Er flüchtet 1938 als jüdischer Kommunist nach Zürich, wo er 1957 stirbt.

Friedländer, Elfriede (Ruth Fischer):

Geboren als Elfriede Ruth Eisler, heiratet Paul Friedländer, wird Parteimitglied Nr. 1 der KPDÖ, Herausgeberin der „Proletarischen Frau“ als monatliche Beilage der „Sozialen Revolution“. Tritt für sexuelle Emanzipation ein (Friedländer 1920/2011). Geht im Herbst 1919 nach Deutschland, wird 1924 in die Führungsriege der KPD gewählt (der „linksradikale“ Kurs), 1926 ausgeschlossen. Sie emigriert in die USA und wird zu einer scharfen Kritikerin der Sowjetunion.

Friedländer, Paul (189 –1943):

Mitbegründer der KPDÖ am 3. November 1918, zwischen 1917 bis 1921 mit Elfriede Friedländer (später Ruth Fischer) verheiratet. Geht 1926 nach Berlin, flieht vor dem Nationalsozialismus nach Frankreich und wird 1942 oder 1943 im KZ Auschwitz umgebracht.

Föderation Revolutionärer Sozialisten „Internationale“ (FRSI):

Am 28. November 1918 offiziell konstituiert, organisiert sich die FRSI nach Betriebs-, Kasernen- und Sprachgruppen. Die Föderation ist eine Allianz kommunistischer, sozialistischer, anarchistischer und anarchosyndikalistischer Gruppen und Personen. Erste Mitgliederversammlung am 12. Jänner 1919. Bei den Wahlen zum Nationalrat am 16. Februar 1919 tritt sie für die Wahl der SDAP ein, um nicht für einen Sieg der Reaktionäre verantwortlich zu sein. Bis ins Frühjahr 1919 ist sie die einflussreichste revolutionäre Organisation. Löst sich Ende Mai 1919 in die KPDÖ auf. (Wertheim 1927/2003)

Gasthaus Sittl (Zum Pelikan):
Ecke Neulerchenfelder Straße, Lerchenfelder Gürtel, besteht heute noch. „Sittl“ ist der Name der Besitzer_innen, „Pelikan“ der Hausname.

Grödig (Kriegsgefangenenlager, Flüchtlingslager):
Das „Russenlager“ ist eines der größten Kriegsgefangenenlager in der Monarchie mit bis zu 40.000 Gefangenen. Daran angeschlossen ist ein Lager mit Flüchtlingen aus Galizien. Im April 1918 beteiligen sich 3000 Menschen an einem Aufstand. Nach Kriegsende aufgelöst.

Kudrunlied:
Das zweite große Heldenepos (neben dem Nibelungenlied) in mittelhochdeutscher Sprache.

Halleiner Zigarrenfabrik (von 1889 bis 1940):
In der Fabrik sind hauptsächlich Frauen beschäftigt, die mehr verdienen als viele Männer in umliegenden Fabriken. Diese „Tschikweiber“ sind bekannt für ihre Radikalität und ihr Selbstbewusstsein, sie organisieren sich meist in der Sozialdemokratie. (Bauer 2015).

Heimwehren:
Schon 1918 gründen sich in der Steiermark, in Kärnten und in Tirol lokale „Heimwehren“, die sich neben der Volkswehr organisierten. Erst ab 1921 wird begonnen, sie gesamtösterreichisch zu vereinheitlichen. In Wien können sie nie Fuß fassen. (Carsten 1973)

Honvéd („Landwehr“):
Die ungarische Armee sowohl in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wie im nachfolgenden Ungarn.

Kisch, Egon Erwin (1885–1948):
Schon vor dem Krieg als Journalist in Prag bekannt, dient er im Ersten Weltkrieg im Kriegspressequartier. Mitbegründer des ersten illegalen

Arbeiterrates im Jänner 1918, der FRSI und der „Roten Garde“ im November 1918. Er redigiert bis März 1919 die Beilage „Rote Garde“ zum „Freien Arbeiter“. Im März 1919 zieht er sich aus dem Volkswehrbataillon 41 zurück und wird Journalist der linksliberalen Zeitung „Neuer Tag“. Nach der Auflösung der FRSI Mitglied der KP(D)Ö. 1919 aus Österreich ausgewiesen, geht er über Prag nach Berlin. In den 1920ern begründen Reisereportagen seinen Ruf als „rasender Reporter“. Mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus wird er aus Deutschland ausgewiesen, lebt in Frankreich, engagiert sich im Spanischen Bürgerkrieg und geht danach in die USA und nach Mexiko. In seinen letzten Lebensjahren kehrt er nach Prag zurück.

Kolbenheyer, Erwin Guido (1878–1962):
Schriftsteller mit biologistischen Ansichten. Gehört schon ab 1928 zum „Kampfbund für deutsche Kultur“. Wird von Adolf Hitler auf die „Gottbegnadetenliste“ der sechs wichtigsten Schriftsteller gesetzt. Sein Hauptwerk „Paracelsus“ ist in großen Teilen in verschiedenen deutschen Dialekten mit Anklängen ans Mittelhochdeutsche geschrieben.

Kommunistische Partei Deutsch-Österreich (KPDÖ), später Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ):
Wird bereits am 3. November 1918 von einer kleinen Gruppe von Intellektuellen gegründet. Durch den Beitritt der Linksradikalen um Franz Koritschoner und von Kriegsgefangenen, die in Sowjetrussland in der Roten Armee gekämpft hatten, steigt ihr Einfluss, wie auch im Frühjahr 1919 durch die Ausstrahlung der Ungarischen Räterepublik. Nach der Auflösung der FRSI erreicht die KPDÖ im Sommer 1919 ihre größte Anzahl an Mitgliedern und Sympathisant_innen in der Ersten Republik Österreich.

Koritschoner, Franz (1892–1941):
Mitbegründer des ersten illegalen Arbeiterrates im Jänner 1918 und an der Organisation der Linksradikalen im Jännerstreik beteiligt. Weigert

sich, an der verfrühten Gründung der KPDÖ teilzunehmen, schließt sich aber im Dezember 1918 doch an. 1929 geht er in die Sowjetunion, wird 1936 im Zuge der Verfolgungen von „Trotzkist_innen“ ins Gefängnis gesteckt, 1940 wird er, obwohl Jude, nach Nazideutschland ausgeliefert und stirbt 1941 im KZ Auschwitz.

Lanz von Liebenfels (1894–1954):

Wird als Adolf Joseph Lanz geboren und ist zuerst Zisterziensermönch. Ab 1910 nennt er sich Jörg Lanz von Liebenfels und gründet 1900 den Neutempler-Orden (Ordo Novi Templi) als Zusammenschluss rassebewusster Deutsch-Österreicher. (Goodrick-Clarke 1997)

Österreichische Revolution:

In den Teilstaaten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gründen sich gegen Ende Oktober 1918 „Nationalräte“ und erklären ihre Unabhängigkeit. In Wien konstituiert sich am 21. Oktober der deutschösterreichische Nationalrat, bestehend aus den drei großen Parteien, den Christlichsozialen, den Deutschnationalen und den Sozialdemokraten. Am 30. Oktober wird das erste Kabinett der deutschösterreichischen Nationalversammlung unter der Leitung des Sozialdemokraten Karl Renner begründet. Den bürgerlichen Beamten wird jeweils ein entsprechender sozialdemokratischer Unterstaatssekretär zugeteilt, aber die Beamt_innenschaft bleibt dieselbe. Otto Bauer, der Theoretiker des Austromarxismus, wird Staatssekretär für Äußeres. Im Staatsamt für Heerwesen übt Unterstaatssekretär Julius Deutsch die eigentliche Macht aus, weil die Armee vollkommen zerfallen ist. Als provisorische Armee wird ab dem 3. November 1918 die Volkswehr gegründet. Wahlen am 16. Februar 1919: SDAP 72 Mandate, Christlich Soziale 69, Deutschnationale 8 und weitere kleinere Parteien, viele davon deutschnational. Die Koalitionsregierung wird fortgesetzt.

Der Hunger erreicht im Winter und Frühjahr 1919 seinen Höhepunkt und die Unruhen um soziale Fragen nehmen zu. Im März streiken die

Eisenbahner_innen, in Donawitz wird „wild sozialisiert“ und fast täglich demonstrieren in Wien die Heimkehrer, die „Invaliden“ und die Arbeitslosen. Sympathiekundgebung für die Ungarische (und Bairische) Räterepublik. Den Höhepunkt erreichen die Unruhen in den Gründonnerstagdemonstrationen am 17. April 1919. Vier Polizisten und eine Passantin werden getötet, hunderte Demonstrant_innen verletzt, erst die Volkswehr kann wieder Ruhe herstellen. Radikalisierungen können durch Sozialmaßnahmen der Sozialdemokratie im Zaum gehalten werden: Einführung einer Arbeitslosenunterstützung, Krankenversicherung, Mieterschutz, Enteignung der Habsburger, Entschädigung von Kriegsinvaliden, das Betriebsrätegesetz, das „Schlössergesetz“, das erlaubt, Luxuswohngebäude für Kriegsbeschädigte, Waisen und hungernde Kinder zu beschlagnahmen, und einiges mehr (Hautmann 1987, S. 321 ff). Im Vertrag von St. Germain, der im Sommer 1919 festgelegt wird und am 16. Juli 1920 formal in Kraft tritt, werden die Grenzen festgelegt, der Anschluss an Deutschland untersagt und Reparationszahlungen festgelegt.

Orel, Anton (1881–1959):

Tritt 1918 aus der Christlichsozialen Partei aus und gründet die „Deutschösterreichische Volkspartei“ mit der Zeitschrift „Volkssturm“ , in der sich christlich und monarchistisch Gesinnte gegen eine „Judenrepublik“ zusammenfinden sollen. Er verbindet christlich motivierten Antijudaismus mit auf die Wirtschaft abzielenden Antisemitismus. Mitglied des im Sommer 1919 gegründeten überparteilichen Antisemitenbundes.

Piave-Schlachten:

Am 24. Oktober 1917 können die österreichisch-ungarischen und deutschen Heere in der letzten Isonzoschlacht einen Durchbruch zum Piave erzielen und große Teile Veneziens besetzen („das Wunder von Karfreit“). In der Ersten Piaveschlacht ab dem 10. November 1917 wird ein Durchbruch der Mittelmächte verhindert. Am 15. Juni 1918 ver-

sucht Österreich-Ungarn neuerlich den Piave zu überschreiten und wird zurückgeschlagen. In der dritten Piaveschlacht ab dem 24. Oktober 1918 beginnt der Zerfall der monarchistischen Armee und damit wird das Ende des Krieges eingeleitet. Ab dem 28. Oktober werden Waffenstillstandsverhandlungen geführt, am Sonntag, dem 3. November, unterzeichnet, sie treten 24 Stunden später in Kraft. Weil ein großer Teil der österreichischen Armee diesen Waffenstillstand als sofort gültig interpretiert, gehen in den letzten Stunden noch hunderttausend Soldaten in italienische Kriegsgefangenschaft.

Poale Zion (Arbeiterzionisten):

1901 wird Poale Zion in Russland als sozialistisch-zionistische Weltpartei gegründet. Der wichtigste Theoretiker ist Ber Borochov (1881–1917). Einflussreicher in der jüdischen Arbeiter_innenbewegung in Wien als der nicht-zionistische „Allgemeine Jüdische Arbeiterbund". Poale Zion tritt für den Sozialismus ein und für eine jüdische Heimstatt in Palästina. Poale Zion spaltet sich nach dem Ersten Weltkrieg in eine sozialdemokratische (Rechte Poale Zion) und eine linke Organisation (Linke Poale Zion), die dem Bolschewismus nahesteht und ein bedeutendes Zentrum in Wien findet (Soxberger 2012).

Pölz, Berta:

Ist schon während des Krieges als Agitatorin aufgefallen, Redakteurin des „Freien Arbeiters", danach in der KPDÖ. In den 1930ern Mitglied von „Neu Beginnen", einer leninistischen Gruppe, die Kommunismus und Sozialdemokratie kritisiert.

Polnisch-Ukrainischer Krieg:

Am 1. November 1918 wird im Osten Galiziens die West-Ukrainische Volksrepublik mit der Hauptstadt Lemberg ausgerufen. Das Land ist mehrheitlich von ukrainisch-sprachiger Bevölkerung besiedelt, in der Stadt Lemberg ist die Mehrheit polnisch (ungefähr zwei Drittel, zwischen 10 % und 20 % Ukrainisch / Ruthenisch, 28 % Jüdisch, Polnisch

und Deutsch sprechend). Am 21. November erobert die polnische Armee Lemberg, die Ukrainer ziehen sich zurück. Das jüdische und das ukrainische Viertel werden angegriffen und geplündert. Die nächsten Monate wird Lemberg, von Waffenstillständen unterbrochen, auf drei Seiten durch die ukrainische Volksarmee belagert, nur die Eisenbahnverbindung nach Przemyśl kann Polen offen halten. Im Mai 1919 erobert Polen ganz Galizien und wird in der Pariser Friedenskonferenz für 25 Jahre Polen zugesprochen.

Pogrom in Lemberg (November 1918):

Am 21. November 1918 erobert die polnische Armee Lemberg und entwaffnet die jüdischen Selbstverteidigungsmilizen, die sich im Konflikt zwischen Polen und der Ukraine neutral erklären. Damit beginnen die Plünderungen der Häuser, das Niederbrennen der Synagogen, Vergewaltigungen und Ermordungen durch polnische Soldaten und Zivilist_innen. Das Pogrom dauert nach unterschiedlichen Angaben zwei oder drei Tage.

Rote Garde (Volkswehrbataillon 41):

Bewaffnete Organisation zur Verteidigung des Proletariats, am 1. November 1918 gegründet, vereint viele revolutionäre Mitglieder, aber auch Sozialdemokrat_innen. Am 11. November setzt Julius Deutsch Josef Frey als Kommandanten ein. Am 10. Dezember 1918 soll die Volkswehr auf einen „freien Staat Deutschösterreich" vereidigt werden. Die „Rote Garde" unter Leo Rothziegel, Egon Erwin Kisch und Johannes Wertheim verweigert das. Julius Deutsch verschiebt den Termin und am 16. Dezember 1918 wird die Volkswehr auf die „Deutschösterreichische Republik" vereidigt. Die „Rote Garde" verweigert das und Leo Rothziegel lässt sie auf eine (noch nicht bestehende) dritte Internationale schwören. Der Streit um die Eidverweigerung führt dazu, dass Julius Deutsch die Rote Garde teilt. Josef Freys Truppe wird zum Volkswehrbataillon 40 in der Rossauerkaserne, die radikalen Teile zum Volkswehrbataillon 41 in einer leerstehenden Schule in der Selzergasse in Rudolfsheim.

Rothziegel, Leo (1892–1919):
Ist Mitglied in der Vereinigung Jugendlicher Arbeiter, wo er wegen Anarchismus ausgeschlossen wird, von Poale Zion, die er wegen deren Nationalismus verlässt. Mitbegründer des ersten illegalen Arbeiterrates im Jänner 1918, desertiert im November 1917 und ist als Linksradikaler im Jännerstreik aktiv. Anfang April wird er in Ungarn festgenommen. Am 30. November 1918 aus dem Gefängnis entlassen, tritt er am 2. November 1918 der Roten Garde bei, Mitbegründer der FRSI. Im April führt Rothziegel ein Volkswehrbataillon zur Unterstützung der Ungarischen Räterepublik und fällt am 22. April 1919 im Kampf gegen rumänische Interventionstruppen. (Haumer 2015a)

Soziale Revolution:
Seit Jänner 1919 Zeitschrift der KPDÖ, bis dahin „Der Weckruf", ab 26. Juli 1919 „Die Rote Fahne".

Steiner-Werke Grödig:
Eisenwerk (ab 1868 Fa. Carl Steiner), im Ersten Weltkrieg der größte Hufeisenerzeuger der Monarchie, der zu Spitzenzeiten in Grödig 700 Arbeiter_innen beschäftigt.

Steinhardt, Karl (1875–1963):
Einer der Gründer der KPDÖ. An der Gründung der dritten Internationalen im März 1919 in Moskau beteiligt. Ab 1921 „einfaches Parteimitglied", überlebt den Nationalsozialismus als Buchdrucker.

Stoß (Spiel):
Ein mit Karten gespieltes Glücksspiel. In der Monarchie wie auch in der Zwischenkriegszeit verboten.

Ströhmer, Anna (1890–1966):
Mitbegründerin des ersten illegalen Arbeiterrates im Jänner 1918. Ist mit den Linksradikalen im Jännerstreik 1918 aktiv. Tritt mit Franz

Koritschoner im Dezember 1918 der KPDÖ bei. Emigriert 1938 nach England und kehrt 1946 wieder nach Österreich zurück.

Theresienau, „Judenwiese“:
Wiese am Stadtrand von Wien, heute zu Perchtoldsdorf gehörend.

Tschechisch-Österreichischer Konflikt:
Die deutschsprachigen Teile Böhmens und Mährens werden 1918 von allen österreichischen Politiker_innen als Teil von Österreich betrachtet. Nach der Gründung der tschechoslowakischen Republik am 13. November 1918 von tschechischen Soldaten besetzt. Den deutschsprachigen Bewohner_innen wird verboten, an den Wahlen zur deutschösterreichischen Nationalversammlung am 16. Februar 1919 teilzunehmen. Am 4. März werden Demonstrationen gegen das Verbot von tschechoslowakischen Soldaten gewaltsam niedergeschlagen. Böhmen und Mähren werden nicht geteilt, sondern im Vertrag von St. Germain der Tschechoslowakei zugesprochen.

Ungarische Räterepublik:
In der „Asternrevolution“ Ende Oktober 1918 übernimmt der bürgerlich-liberale Graf Mihály Károlyi mit Unterstützung der Sozialdemokraten die Regierung. Am 20. März 1919 tritt Károlyi zurück, nachdem ihm vom Entente-Vertreter Fernand Vix eine Note übergeben wird, die den Rückzug Ungarns aus Gebieten im Osten verlangt. Die Kommunistische und große Teile der Sozialdemokratischen Partei vereinigen sich zur „Ungarischen Sozialistischen Partei“. Die Kommunist_innen unter Béla Kun kommen direkt aus dem Gefängnis, in dem sie seit Februar 1919 einsitzen, an die Regierung. In der Räterepublik werden Fabriken sozialisiert, die großen Landwirtschaftsgüter kollektiviert, aber nicht an die Bäuer_innen verteilt. Die Verwalter_innen bleiben dieselben wie vorher. Ab dem 16. April 1919 stoßen die tschechoslowakische Armee von Norden und die rumänische Armee von Osten gegen Budapest vor.

Anfang Mai erscheint es, als würde die Räterepublik in Kürze zusammenbrechen. Die Rumänen kommen an der Theiß zu stehen und akzeptieren einen Waffenstillstand. Die Organisation der Roten Armee erlaubt den Vormarsch nach Nordungarn, in die heutige Slowakei. Dort wird Anfang Juni die „Slowakische Räterepublik“ ausgerufen. Die Entente verlangt den Rückzug, die Rote Armee willigt ein. Ein „Roter Terror“ durch die „Leninbuben“ („Lenin fiúk“) fordert um die 300 Opfer und wird in der Öffentlichkeit ausgeschlachtet. Die Rote Armee ist durch den Rückzug aus der Slowakei demoralisiert, immer mehr Bäuer_innen wenden sich gegen die Räteregierung. Ende Juli 1919 nähert sich die rumänische Armee Budapest. Am 1. August wird die Räterepublik durch eine (rechts)sozialdemokratische Regierung abgelöst. Nach dem Einmarsch der Rumänen am 6. August in Budapest beginnt der mehrere Jahre andauernde „Weiße Terror“ mit Pogromen gegen Jüd_innen und Tausenden gefolterten und ermordeten Opfern.

Volkswehr:

Übergangsarmee nach dem Zusammenbruch der Monarchie. Die Mannschaft besteht zu einem großen Teil aus Soldaten des Ersten Weltkriegs, die mit der Sozialdemokratie sympathisieren. 1920 muss die Volkswehr aufgrund des Vertrags von St. Germain aufgelöst werden.

Wertheim, Hilde:

Redakteurin des „Freien Arbeiters“. Flieht mit Johannes Wertheim nach Frankreich und kann als Nicht-Jüdin überleben.

Wertheim, Johannes (1888–1942):

Mitbegründer des ersten illegalen Arbeiterrates im Jänner 1918, ist er bereits im Jännerstreik 1918 aktiv. Von Anfang an Mitglied der Roten Garde und der FRSI, ab Mai 1919 in der KPDÖ (KPÖ). Flüchtet 1934 nach Frankreich, wird von der Petain-Regierung an Deutschland ausgeliefert und stirbt 1942 im KZ Auschwitz.

Literatur

Bauer Ingrid (2015): *„Tschikweiber haums uns g'nennt …" Die Zigarrenfabriksarbeiterinnen von Hallein.* Berlin.

Bauer, Otto (1923): *Die österreichische Revolution.* Wien:

Brandl, Franz (1936): *Kaiser, Politiker und Menschen. Erinnerungen eines Wiener Polizeipräsidenten.* Leipzig/Wien.

Carsten, Francis L. (1973): *Revolution in Mitteleuropa 1918–1919*. Köln.

Deutsch, Julius (1923): *Aus Österreichs Revolution. Militärpolitische Erinnerungen.* Wien.

Friedländer Elfriede (1920): *Sexualethik des Kommunismus – eine prinzipielle Studie.* Wien: Verlagsgenossenschaft „Neue Erde". Ausschnitt daraus wieder veröffentlicht: Eder, Barbara / Wemheuer, Felix (2011): *Die Linke und der Sex. Klassische Texte zum wichtigsten Thema.* Wien, S. 91-102.

Goodrick-Clarke, Nicholas (1997): *Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus.* Graz.

Haumer, Peter (2015): *Julius Dickmann, „ … daß die Masse sich selbst begreifen lernt." Politische Biografie und ausgewählte Schriften.* Wien.

Haumer, Peter (2015a): *„Bitte schicken Sie uns einige Maschinengewehre und Zigaretten." Leo Rothziegel (5.12.1892–22.4.1919). Jüdischer Proletarier und Revolutionär.* Wien.

Hautmann, Hans (1971): *Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutsch-Österreichs.* Wien/Frankfurt/Zürich.

Hautmann, Hans (1987): *Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924*. Wien/Frankfurt/Zürich.

Neck, Rudolf (1968): *Österreich im Jahre 1918*. Wien.

Pittler, Andreas (2012): *Chuzpe*. Wien.

Soxberger, Thomas (2012): *Revolution am Donaukanal. Jiddische Kultur und Politik in Wien 1904 bis 1938*. Wien.

Wertheim, Johannes (1926/2003); *Die Föderation revolutionärer Sozialisten „Internationale". Eine Episode aus der österreichischen Arbeiterbewegung 1918/19*. In: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung 12 (1926), S. 297–309. Wiederveröffentlichung durch die Arbeitsgruppe Marxismus.

Wladika, Michael (2005): *Hitlers Vätergeneration. Die Ursprünge des Nationalsozialismus in der k. u. k. Monarchie.* Wien.

Inhalt

I.

Die Pistole … 7
Jakob und
die Konterrevolutionäre … 12
Verhaftungen … 21
Rote Garde … 25
Nordbahnhof … 30
Die Föderation Revolutionärer
Sozialisten „Internationale“
(FRSI) … 34
Die Frauengruppe … 42
Leo … 48
Versammlung im Sittl … 56
Abschied … 61
Taborstraße … 68

II.

Der Angriff der Italiener … 75
Das Ende des Krieges … 81
Der neue Beruf … 89
Die Ausrufung der Republik … 95
Agnes … 101
Versetzung … 106
Sein Mordfall … 115
Verhör … 122

III.

Umkehr und Aufstieg … 129
Die Organisation … 141
Grete … 149
Frauen und Weiber … 154
Böhmen … 160
Rüdigerhof … 165
Neue Aufgaben … 169
Otto Reinsfeld … 175
In Haft … 182
Nationale Revolution … 190

IV.

Antisemitismus … 199
Grödig … 205
FRSI und Rote Garde … 213
Die tschechische Frage … 222
Liebe … 226
Verräter und Spitzel … 232
Nach Ungarn? … 238
Unter Verdacht … 242
Im Keller … 247
Agnes und Gustl … 252
Revolutionäres Fieber … 257
Hacki … 263

V.

Gewalt … 269
Reden können … 274
Frau Reinsfeld … 280
Stiftkaserne … 287
Wieder in der Taborstraße … 292

VI.
Soucek ist der Mörder … 297
Doktor Brandl … 302
Reingelegt … 305
Nachforschungen … 309
Seitenwechsel … 315

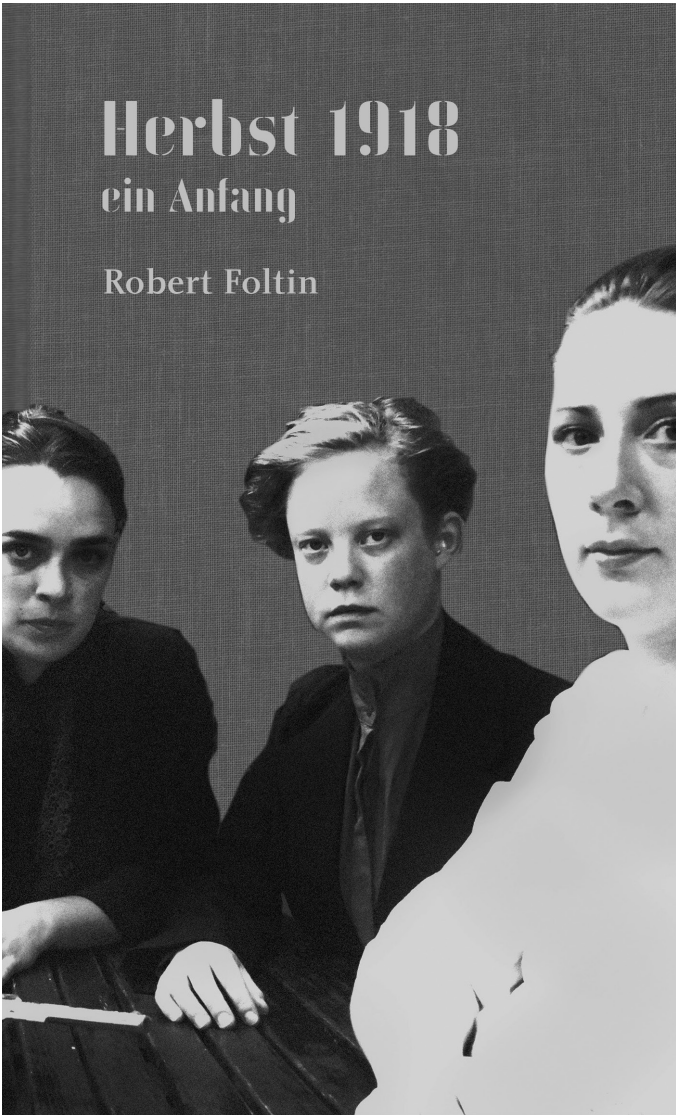
VII.
Der Auftrag … 327
Der Plan … 335
Der Beginn des Bürgerkriegs … 338
Scheitern und Neuanfang … 341

VIII.
Kairos … 349
Franz Hollenstein … 353
Neue Erkenntnisse … 358
Palais Epstein … 362
In der Villa … 366

IX.
Drei Schüsse … 373
Flucht … 375

X.
Schluss … 381

Nachwort … 385
Historische Informationen … 389
Literatur … 403



edition grundrisse: ISBN 978-3-9501925-2-0, Euro 10,-